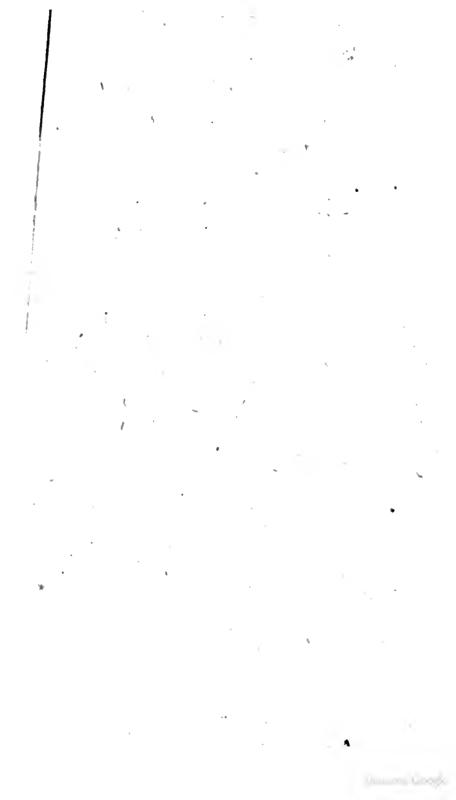




<36619996130019



# Geschichte
der
merkwürdigsten
# Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.




Das Flußpferd.

Achtzehnder Band.

Frankfurt am Main, 1797
in der Hermannschen Buchhandlung.

# Geschichte
der
# merkwürdigsten Reisen.

Achtzehnter Band.



# Innhalts-Verzeichniß des achtzehnden Bandes.

## Reisen in und durch das Kafferland.

### Dritte Unterabtheilung. — Reisen in das östliche Kafferland.


A. Das Kafferland im engsten Verstande. S. 3.

Uebersicht desselben. S. 7.

Reisen durch das Kafferland im engsten Verstande.

I. Lojardiere's Abentheuer und Reisen im Lande der Kaffern. In den J. 1687 und 88. S. 15.

II. Reise einiger brittischen Schiffbrüchigen durch das Kafferland nach dem Hoffnungskap. Im Jahre 1782. S. 57.

III. Jakobs van Reenen Tagebuch einer Reise durch das östliche Kafferland. In den Jahren 1790 und 91. S. 143.

Kurze Schilderung des östlichen Kafferlands und seiner Bewohner. S. 173.
I. Kurze Beschreibung des östlichen Kafferlandes. S. 175.
II. Schilderung der Kaffern überhaupt. S. 186.
III. Kurze Nachricht von den Makossen. S. 204.
B. Die Lagoaküste. S. 223.
I. Jakobs de Bucquoy Reise nach der Lagoaküste. Im Jahr 1721. S. 229.
Zusaz. S. 252.
II. Kurze Beschreibung der Lagoaküste und ihrer Bewohner. S. 259.
Nachtrag zu den Reisen durch das Hottentottenland und Beschreibung desselben. S. 287.
I. Reise und Abentheuer einer siamischen Gesandtschaft. Im J. 1686. S. 291.
II. Zusäzze zur Beschreibung des Hottentottenlandes und seiner Bewohner. Aus Le Vaillants zweiter Reise. S. 337.

---

Reisen

# Reisen
in und durch
das Kafferland.

## Dritte Unterabtheilung.
Reisen
in das östliche Kafferland.

## A.
Das Kafferland
im engsten Verstande.

Nach der bestimmten planmäßigen Ordnung kommen wir nun zu dem östlichen Kafferlande, das nach unsrer angenommenen Abtheilung die Länder auf der Ostküste von Südafrika zwischen dem 30sten Grade Süderbreite, oder dem grossen Fischflusse, als der südlichen Gränze, und zwischen dem 19 Grade S. Br. oder der Mündung des Zambeseflusses begreift. Dieser 180 Meilen lange Küstenstrich wird von den Seefahrern und Geograpyen wieder in zwei Haupttheile zerschnitten, nämlich in den südlichen und nördlichen; jener wird das Kafferland im engsten Verstande, dieser die Küste von Sofala genannt.

Diese beiden Theile sind nicht sowol in Rüksicht ihrer Bewohner, die alle zum Volksstamme der Kaffern gehören, als in Rüksicht ihrer Beherrscher verschieden.

Das Kafferland im engsten Verstande steht nämlich unter einzelnen Kafferfürsten, oder Oberhäuptern von Stämmen und Horden, die ganz von einander unabhängig sind; die Länder hingegen, welche unter der Seefahrers Benennung der Küste von Sofala begriffen sind, gehörten vormals alle zu dem Staate von Manomotapa,

dem sie theils unmittelbar unterworfen, theils tributpflichtig waren. Dies hat sich nun seit bald dreihundert Jahren zum Nachtheile des Staats von Manomotapa zwar geändert, doch unterscheiden sich diese Länder noch genug von dem südlichern Kafferlande, indem sie in meist unabhängige, nicht so unbeträchtliche, und etwas mehr politisirte Königreiche abgetheilt sind; auch beginnt hier die portugiesische Oberherrschaft über die Ostküste von Afrika, und die Besizzungen, welche die Portugiesen hier haben, werden zu ihrem Vizekönigreich Mozambik gerechnet.

Von diesen Ländern, welche die Königreiche Manomotapa, Bütua, Sofala, Sabia, Manika oder Manisse, Inhambane und Biri heissen, handelt der zweite Abschnit dieser Unterabtheilung; hier in diesem ersten Abschnitte beschäftigen wir uns bloß mit dem Kafferlande im engsten Sinne des Worts, wozu wir auch, doch nur Anhangsweise, die Lagoaküste schlagen.

## Das
# Kafferland
## im engsten Verstande.

Die von Kaffern bewohnte Küste auf der Ostseite von Afrika zwischen dem Hottentottenlande und der Küste von Sofala, oder zwischen dem grossen Fischflusse und dem Heiliggeistflusse, jener unter dem 30sten, dieser unter dem 26sten Grade Süderbreite wird im engsten Verstande und vorzugsweise das Kafferland genannt. Ein Name, den es von den Holländern im Hottentottenlande erhielt, und der ihm, so unbestimmt er auch ist, von den berühmten Reisenden, welche in neueren Zeiten das Hottentottenland durchreiset haben, und selbst über die Gränze desselben hinaus bis in das von den insbesondere sogenannten Kaffern bewohnte Land vorgedrungen sind, bestätigt worden ist. Dieser Name ist daher auch in die neueste Länderkunde aufgenommen worden, und hat die älteren, noch unbestimmteren Namen Weihnachtsland und Rauchland, welche die Portugiesen diesem Küstenstriche gaben, nun ganz verdrängt.

Der Name Weihnachtsland (Terra de Natal) ward im J. 1498 von dem Entdekker Vasko de Gama einem Lande zugetheilt, das

er am Kristtage zuerst erblikte. Diese Benennung ist daher sehr schwankend und unbestimmt; doch wurde sie von den Seefahrern und den älteren Geographen angenommen, welche aber in der Ausdehnung, die sie ihrem Natallande, wie es dann auch in deutscher Sprache genannt wurde, gaben, nicht ganz einig waren. Bald bezeichneten sie bloß die damals noch unbekannte Küste südwärts vom 30sten Grade Süderbreite damit, und dieser Meinung stimmten die Meisten bei, bald dehnten sie aber den Namen Natalland auch weiter gegen Norden aus. Nach jener Annahme machte das Natalland den nordöstlichsten Theil des Hottentottenlandes aus, der uns jezt durch die Reisen der mehrerwähnten Erd- und Naturforscher, die im vorhergehenden Bande dieses Werks aufgestellt sind, zu bekannt ist, als daß wir nöthig hätten, einen so gar unbestimmten und ungeographischen Namen beizubehalten; nach der leztern ausgedehnten Annahme aber kann er gar nicht mehr in der Erdkunde geduldet werden, da er Stükke von zwei ganz verschiedenen Ländern, nämlich dem Hottentottenlande und dem Kafferlande umfaßt.

Der minder übliche Name des Rauchlandes (Terra dos fumos) ist eigentlich von portugiesischen Seefahrern einer Küstenstrekke zwischen dem 30sten und 25sten Grade Süderbreite wegen daselbst gesehenen Rauches gegeben worden; der-

selbe ist also gleich schwankend und unbestimmt wie voriger. Er bezeichnet das eigentliche Kafferland.

Den nördlichsten Theil dieses eigentlichen Kafferlandes nennen einige Seefahrer und Geographen auch das Land oder die Küste von Lagoa oder Rio de Lagoa (nicht de la Goa) und dieser Name, der dem Lande um die grosse Bai von Lorenz Marquez, oder Lagoa oder Heiliggeistbai, weil der sogenannte Heiliggeistfluß sich in dieselbe ergießt, gegeben wird, ist nicht minder unbestimmt, da er von einer Bai genommen ist, welche die Portugiesen *Bahia de Lagoa*, d. h. Seebai nannten, ein Name, den sie noch mehreren etwas geschlossenen Baien gaben, wodurch dann leicht Verwirrung entstehen kann. *) Eben dies Land heißt auch auf einigen Karten Zanguane (Terra do Zanguane) richtiger aber wird es wol nach seinen Bewohnern das Land der Tarnetanen oder Terletanen genannt. Nach einigen Karten stößt das Land der Naoneter (Terra dos Naonetas) an dasselbe, von welchem wir aber weiter nichts wissen.

Alle diese unbestimmten Namen beweisen uns, daß dieser Küstenstrich noch sehr wenig bekannt

*) M. s. die Beschreibung des östlichen Hottentottenlandes im XV Bde d. W.

ist; denn es ist der Gang der Erdkunde, daß Länder, die erst entdekt werden, zuerst die zufälligen Namen tragen, die ihnen der erste beste Einfall der Entdekker gab; bei etwas näherer Bekanntschaft erhalten sie dann gewöhnlich einen bestimmtern Namen nach ihren Bewohnern; aber erst durch die genauere Kenntniß eines Landstrichs wird der wahre Name den ihm die Eingebornen geben, und die Benennung seiner einzelnen Theile und Bezirke bekannt.

In unsrer Kenntniß von dem Kafferlande stehen wir jezt auf jener zweiten Stufe; die zufälligen Namen, die ihm Seefahrer gaben, verlieren sich nun; es hat schon eine etwas richtigere Benennung nach seinen Bewohnern erhalten; aber auch diese wird sich wol wieder verlieren, wenn wir genauer mit dem Lande bekannt werden, vorzüglich, wenn es kenntnißvollen Reisenden gelingt, von dem Hottentottenlande aus, weiter vorwärts in dies unwegsame Land zu dringen, als es bisher den Erd- und Naturforschern gelungen ist, die in neueren Zeiten das Hottentottenland durchspähet haben.

Noch müssen wir die wenigen Nachrichten, die wir von diesem Lande haben, aus mehreren Reisebeschreibern zusammen lesen, unter welchen allen aber kein einziger ist, der mit den dem Erdforscher nöthigen Kenntnissen ausgerüstet ge-

wesen wäre; ihre Nachrichten sind daher äusserst unbefriedigend, und gar nicht hinreichend ein passendes Ganzes daraus zusammen zu sezzen.

Die Nachrichten, die wir von diesem Lande besizzen, finden wir theils in den sehr mageren Tagebüchern solcher Seefahrer, welche in verschiedenen Absichten längs der Ostküste von Afrika hinsegelten, theils in den dürftigen Berichten einiger Abentheurer, die durch Zufälle von dem Schiksale auf diese Küste geworfen worden sind.

Aus den Tagebüchern der Seefahrer hat Dapper (so wie seine Vorgänger) die kurze Nachricht von der Kafferei zusammengestoppelt, die er S. 602. und ff. seines Werks über Afrika geliefert hat.

Unter allen diesen Seefahrersberichten ist der, welchen der Hauptmann Alexander Hamilton von der Ostküste von Afrika geliefert hat, der beste; doch enthält er nur wenige kurze Nachrichten von dieser Kafferküste.

Wichtiger sind die Berichte der Unglüklichen, die von einem widrigen Schiksale hieher verschlagen worden sind, und unter diesen steht Loiardiere oben an, dessen Abentheuer in diesem Kafferlande sehr interessant, und dessen Nachrichten von demselben, besonders von einer Kaffernhorde

Makossen genannt, für die Erdkunde wichtig sind.

Noch interessanter ist die Erzählung von den Schiksalen der Mannschaft des brittischen Schiffes Grosvenor, das im J. 1782 an dieser Küste scheiterte, und von welchem ein kleiner Theil der Equipage durch dies Land wanderte, und glüklich am Kap anlangte. Diese Erzählung enthält aber nur gar zu wenig Gewinn für die Erdkunde.

Etwas mehr leistet das Tagebuch des Jakob van Reenen, der im J. 1790 mit einer grossen Gesellschaft vom Kap aus in das Kafferland zog, um die unglüklichen Ueberbleibsel jener Schiffbrüchigen aufzusuchen, und in dieser Absicht beinahe das ganze Land, nämlich bis zum 27sten Grade Süderbreite, durchstrich. Von diesem Landzuge würde freilich die Erdkunde grossen Vortheil gewonnen haben, wäre nur irgend ein Mann dabei gewesen, der einige Lust und Kenntniß dazu gehabt hätte. So aber war es ein gewöhnlicher Kapscher Landzug, ganz von der Art, wie der Hopsche, und mit gleich grossem Nuzzen für die Länderkunde. Doch, wir wollen das Wenige was uns hier mitgetheilt wird, einstweilen dankbar annehmen.

Ausser diesen Berichten besizzen wir auch

ziemlich befriedigende Schilderungen von dem Lande der Tarnetanen oder der Küste Lagoa, die uns Bucquoy und Frank mitgetheilt haben; das Buch, welches Beider Erzählungen enthält, heißt:

Jacobs de Bucquoy, Landmessers und Landchartenverfertigers in Diensten der ostindischen Compagnie, sechzehnjährige Reise nach Indien. Aus dem Holländischen, nach der zweiten Ausgabe übersetzt. Nebst einem Auszuge aus Jacob Frankens unglücklichen Reise in den Jahren 1756 bis 1760. Mit Kupfern, 8. Leipzig 1771. *)

Endlich haben uns auch Sparrmann, Thunberg, Patterson und Le Vaillant einige brauchbare Nachrichten von den Kaffern und dem Kafferlande in ihren schäzbaren Reisebeschreibungen mitgetheilt.

Aus allen diesen Berichten (Lojardiere's Reisebeschreibung ausgenommen) hat der berühmte Prof. Bruns seine kurze, doch vortrefliche Beschreibung des Kafferlands im engsten Verstande, unter dem Namen Küste von Lagoa im dritten Bande seiner mehrerwähnten Erdbeschreibung, S. 58 bis 78. geschöpft. —

---

*) Ein Mehreres über diesen und die anderen Berichte folgt weiter unten.

Wir wollen, dem Plane dieses Werkes gemäß, eine noch etwas ausführlichere Beschreibung dieses Landes und seiner Bewohner liefern, vorher aber müssen wir die Berichte von den drei einzigen vorhandenen Reisen durch dies Land, nämlich den von Lojardiere, den der Schiffbrüchigen vom Grosvenor und das Tagebuch des Jakob van Reenen in gedrängten Auszügen nach der Zeitfolge hier zusammenreihen.

# Reisen
durch
# das Kafferland
im engsten Verstande.

## I.

Lojardiere's
weil. Obristen und Kommandeurs eines Infanterie-Regiments in Königlich-Preußischen Diensten

## Abentheuer und Reisen
im Lande der Kaffern.

In den Jahren 1687 und 1688.

Die erste von den drei merkwürdigen Reisen durch das Kafferland, deren Geschichte wir hier zu liefern haben, ist der Zeit nach die des Franzosen Lojardiere, der als Reformirter durch die Wiederrufung des Edikts von Nantes nebst so vielen anderen seiner Glaubensgenossen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts genöthigt ward, sein Vaterland zu verlassen. Er floh zur See, und der Zufall führte ihn in das Kafferland, wo er ein Jahr lang unter einer Kafferhorde, die Makossen genannt, lebte, und nachdem er nebst einigen Unglüksgefährten es vergeblich gewagt hatte, zu Lande zu entfliehen, endlich Gelegenheit fand, zur See nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu gelangen, von wo er dann nach Europa zurükkehrte. Er starb zu Magdeburg als Obrist in Königl. Preußischen Diensten, und unter seinem Nachlasse fand sich in französischer Sprache die Geschichte seiner Abentheuer im Manuskript. Er hatte sie, wie er selbst sagt, in seinem 18den Jahre aufgesezt, denn in seinem 14den Jahre hatte er seine Flucht angetreten. Sie wurde nachher deutsch herausgegeben unter dem Titel:

„Herrn Lojardiere, Weyland Obristen und Commandeur eines Infanterie - Regiments in Königl.

Preußischen Diensten Reisebeschreibung nach Africa, von ihm selbst in französischer Sprache beschrieben, und wegen seiner Würdigkeit aus dem französischen Manuscript zum ersten mahl ins Deutsche übersetzt, und mit einigen geographischen und die natürliche Geschichte erläuternden Anmerkungen versehen. Frankfurt an der Oder, bey Joh. Christ. Kleyb, 1748." — Ohne die Vorrede des Uebersezzers 103 Seiten in Oktav.

Eine andere und bessere deutsche Uebersezzung auch aus dem Manuskripte lieferte von Archenholz in seiner Litteratur und Völkerkunde, Jahrgang 1784 Heft IV und V, und daraus ist sie abgedrukt im VIten Bändchen der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen ꝛc. In dieser Uebersezzung wird der Name des Verfassers L'Aujardiere geschrieben.

Diese Reisegeschichte ist sehr interessant, und besonders sind es die Nachrichten von den Makossen, die in der Folge in dem Abschnitte von den Kaffern mitgetheilt werden sollen; hier liefern wir vorher nur die eigentliche Geschichte der Reise.

# Losardiere's Abentheuer und Reisen im Lande der Kaffern

In den Jahren 1687 und 1688.

Am 22sten März 1686 reisete ich von Bourdeaux ab am Bord des Schiffs St. Joseph, in der Absicht, nach der Insel Madera zu gelangen. Die grosse Verfolgung, die damals die Reformirten in Frankreich erdulden mußten, war die vornehmste Ursache meiner unternommenen Reise. Bei den vielen Schwierigkeiten, zur damaligen Zeit aus dem Königreiche zu entweichen, suchte ein jeder, der dies bewerkstelligen wollte, allerlei Mittel und Wege dazu zu gelangen. Nach dem Plane meiner Aeltern sollte ich unvermerkt auf diesem Schiffe nach Deutschland zu meinem Bruder, der an einem gewissen vornehmen deutschen Hofe eine ansehnliche Ehrenstelle bekleidete, gebracht werden können, indem der Schiffskapitain ihnen versprochen hatte, mich nach unserer Ankunft auf der Insel Madera mit erster Gelegenheit nach Holland zurük zu senden, von wo aus es mir etwas Leichtes seyn würde, zu meinem Bruder nach Deutschland zu kommen. Es fiel mir auch nicht schwer zu verhüten, daß ich von denen nicht

erkannt wurde, die bei der Abfahrt der Schiffe nachsehen mußten, ob sich nicht ein Hugenot unter den Reisegefährten befinde. Der Schiffskapitain gab mich für einen jungen Menschen aus, der nach Madera geschikt würde, die Zukkerbäkkerkunst daselbst zu erlernen. Kaum hatten wir die Rhede von Bourdeaux verlassen, als wir eine französische Flotte, die nach Kadix gieng und von dem Herrn de Vilette kommandirt ward, antrafen, in deren Gesellschaft wir drei Tage blieben, bis wir endlich durch einen Sturm, in welchem wir unsern grossen Mast verloren, von einander getrennt wurden. Dergleichen Vorfälle sind auf dem Meere allzugemein, als daß ich mich mit Beschreibung der Angst und Unruhe, die wir dabei einige Stunden lang auszustehen hatten, aufhalten sollte. Der unermüdete Fleiß unsers Schiffsvolks sezte uns bald ausser Gefahr, so daß wir den 5ten April des Morgens die Insel Porto Santo zu Gesichte bekamen. Wir blieben den ganzen Tag daselbst, und nahmen Erfrischungen ein. Den folgenden Tag fuhren wir weiter, und ankerten endlich auf der Rhede vor Sta. Cruz. Dieser Ort ist ein wichtiger Plaz auf der Insel Madera. Ich blieb hier fast ganzer sechs Monate, um ein zurükgehendes Schiff zu erwarten, mit dem ich nach Holland kommen könnte. Während meines Aufenthalts zu Sta. Cruz hielt ich mich bei zwei französischen reformirten Kaufleuten auf, denen ich bestens an-

empfolen war. Sie waren zwei Brüder, und trieben den stärksten Handel auf der Insel. Kaum hatte ich noch ein Paar Wochen auf ein Schiff zu warten, das nach Amsterdam zu gehen bestimmt war, als eine kleine Barke von Lissabon ankam, mit dem Befehl vom dortigen französischen Gesandten an den Johann und Benjamin Philipp, welches meine Wirthe waren, entweder sofort katholisch zu werden, oder innerhalb acht Tagen die Insel zu räumen. Dieser Befehl wurde dem Befehlshaber der Insel zugeschikt, der sogleich die beiden Kaufleute vor sich fordern ließ. Nun weiß ich zwar nicht, was er ihnen zugemuthet haben mag, allein den folgenden Tag ließ er mich gleichfalls holen, und that an mich verschiedene Fragen wegen meiner Religion, welche ich der Unterweisung gemäß, in der ich erzogen worden, beantwortete. Er schien aber mit meiner Antwort nicht zufrieden zu seyn und sagte, weil ich noch zu jung wäre, um zu wissen, was mir gut sei oder nicht, so wolle er für mich Sorge tragen, und mich von zwei Jesuiten unterrichten lassen. Ich dankte ihm für seine gute Meinung, und sagte ganz entschlossen, ich wäre in Religionssachen schon hinlänglich unterrichtet, so daß ich der Unterweisung der Herren Jesuiten entbehren könnte, mit denen ich nichts zu schaffen haben wollte. Diese Antwort verdroß ihn so sehr, daß er mir unter der Drohung, ich wäre verdammt, ganz zornig befahl innerhalb zwei Tagen mit ei-

ner Barke nach Frankreich zurük zu reisen, wenn ich nicht auf lange Zeit wollte eingekerkert werden.

Ich verließ diesen katholischen Eiferer voll Schrekken, faßte aber doch den vesten Entschluß, eher alles zu leiden als meinen Glauben zu verläugnen. Mit diesen schwermüthigen Gedanken gieng ich bis zum Hafen, wo ich zum Glük ein Schiff fand, das sich fertig machte, unter Segel zu gehen. Denn als ich vernahm, daß es theils zum Kriege ausgerüstet, theils auch mit Waaren beladen wäre, und unter dem Befehle eines Engländers seinen Weg nach Ostindien nehmen sollte, so fiel mir der Gedanke bei, daß dieses vielleicht ein Mittel seyn könnte, welches mir Gott zuschikte, mich aus meiner Noth zu retten. Ohne erst lange zu überlegen, ob die Reise nach Frankreich oder die nach Ostindien die beschwerlichste sei, gieng ich alsofort zu dem Schiffskapitain, der noch an dem Ufer war, stellte ihm meine gegenwärtige Noth vor, und bat ihn inständigst, mich mitzunehmen, und sich meiner, wozu er wollte, zu bedienen. Dieser Mann gab meinem Flehen Gehör, und ließ mir noch so viel Zeit, daß ich meine wenigen Sachen bei meinen beiden Wirthen, die nicht weit davon wohnten, abholen konnte; worauf ich mich, und noch selbigen Tages, den 4ten Oktober 1686, mit meinem Befreier, der mich als Kammerdiener bei sich anstellte, auf das Schiff begab.

Nachdem wir unter Segel gegangen waren, fieng ich auch meinen neuen Dienst an zu verwalten, und dieses mit so viel Fleiß und Eifer, daß ich mir gar bald die Gunst meines neuen Herrn erwarb, der mir unter allen seinen Bedienten besonders gut begegnete. Allein dieser Dienst dauerte nicht lange, denn nach Verlauf von ungefähr 26 Tagen, da wir die Insel St. Jago ins Gesicht bekamen, wurden wir wegen zerrissenen Thauwerks genöthiget anzuhalten. Wir hatten kaum die Anker fallen lassen, als wir ein Schiff ohne aufgestekte Flagge vorbei segeln sahen, das ungefähr drei Meilen von uns stehen blieb. Des andern Morgens kamen zwei französische Barfüsser-Mönche an Bord unsers Schiffes, unter dem Vorwand Allmosen zu sammeln. Da sie sahen, daß ich ein Franzose war, so fragten sie mich, wie viel Kanonen und Leute unser Schiff führte. Ich antwortete, daß wir 24 Kanonen und 120 Mann stark wären. Indessen bemerkte ich, daß sie mit grossem Fleiße sich allenthalben umsahen, und unsere Leute beobachteten. Ich fragte sie meiner Seits, ob sie nicht das Schiff kennten, das gestern vorbei gesegelt war, und bekam zur Antwort: es sei ein französisches Schiff, das mit einem Portugiesischen Geleitsbriefe nach Brasilien gehe. Nun giengen die Mönche wieder fort. Den Morgen darauf sahen wir, daß uns dieses Schiff auf der Rhede näher kommen wollte; es konnte aber wegen widrigen Windes nicht ganz

anrüken. Inzwischen rissen vier von unsern Soldaten aus, die wir etliche Tage, jedoch vergeblich zurükerwarteten. Endlich giengen wir den 8ten November wieder unter Segel. Den 16ten bekamen wir ein Schiff zu Gesichte, das wir wieder für das nämliche hielten, vor welchem wir aber den Wind, ob er gleich nur schwach war, voraus hatten. Von diesem Schiffe näherte sich uns ein Boot mit sechs Mann bis auf einen Pistolenschuß, und erkundigte sich, wo unser Schiff her wäre und wo wir hin wollten? Wir erwiederten: daß wir von London wären und nach Ostindien giengen. Die Reihe traf hernach uns, die nämlichen Fragen an sie zu machen, welche sie, wie die Barfusser Mönche beantworteten, nemlich, daß sie Franzosen wären, und nach Brasilien gehen wollten. Hierauf fuhren sie wieder zurük, und wir zweifelten jezt gar nicht mehr, daß es Seeräuber und eben diejenigen wären, die wir auf der Rhede von St. Jakob angetroffen hatten. Da wir nun sahen, daß sie sich bemüheten uns einzuholen, indem sie mit 24 Ruder hinter uns her ruderten, so ließ unser Schiffskapitain, um nicht überfallen zu werden, die Sturmglokke läuten, damit das ganze Schiffsvolk zusammen käme. Er ließ Betstunde halten, und gab sich alle Mühe, unsern Muth so anzufeuern, daß wir ihm versprachen, wir wollten uns bis auf den lezten Mann wehren. Wir fiengen jezt an, unsere zwei größten Segel ein-

zuziehen, unsere Raas oder Segelstangen vest zu knüpfen, und die Patronen = oder Pulverkasten oben aufs Schiff zu bringen. Der Schiffshauptmann gab inzwischen seine gemessenen Befehle, und wieß jedem seinen Posten an. Was mich betrift, so wurde ich an der Kammerthür meines Herrn gestellt, um die Patronen heraus zu geben. Kaum hatten wir diese Anstalten gemacht, als der Kaper immer näher auf uns anrükte. Es war ungefähr um Mittag, da wir ihn ebendesselben Tages um 6 Uhr Morgens zuerst ins Gesicht bekommen hatten. Als er uns nun so nahe war, daß wir einander zurufen konnten, so wiederholte er eben die Fragen, die zuvor von den mit dem Boote abgeschikten sechs Mann an uns gemacht worden waren. Wir antworteten also wie zuvor. Darauf fieng der Kapitain des Kapers selbst an, uns zuzurufen, wir sollten die Segel streichen; wir gaben ihm aber zur Antwort, es sei bei uns Engländern nicht der Gebrauch, solchen Seeräubern zu Willen zu leben. Nun kam es bald zum Gefechte. Der Kaper war ein Schiff von ungefähr 50 Kanonen; das unsrige hingegen hatte nur 24, die aber alle grösser waren. Auf ihrem Verdek erschienen etwa 300 Mann, die ein entsezliches Feuer auf uns machten. Nach der ersten Lage fielen unsere Soldaten nieder, kamen in Unordnung, und suchten sich so gut zu verbergen, als sie konnten. Da nun unser Schiffshauptmann vom Hintertheil des

Schiffs nach einer Kammer zugieng, wo sich deren einige verkrochen hatten, bekam er einen Musketenschuß in den Schenkel. Er stieg zwar herunter zu dem Wundarzt, um sich verbinden zu lassen, allein sein grosser Muth, der ihn zum Fechten anfeuerte, ließ ihm nicht Zeit dazu. Er kam also bald wieder herauf in das Vorderkastell, und lief von da zum Hintertheil des Schiffs, sprach allenthalben seinen Soldaten und Bootsleuten guten Muth zu, die sich dann auch tapfer wehrten. Zu gleicher Zeit klammerte sich der Kaper an dem Hintertheil unsers Schiffs an, und warf sich 50 bis 60 Mann stark herein. Diese wurden aber sehr übel empfangen, denn unsere Pulverkästen giengen gerade zu rechter Zeit los, so, daß die meisten in die Luft flogen, der Ueberrest aber mit unsern Flintenkolben getödtet ward. Dieser schlechte Erfolg schrökte sie indessen nicht ab, noch einen Versuch an dem Vordertheil unsers Schiffes zu wagen, aber mit dem nämlichen schlechten Erfolg. Während dieses Gefechts empfieng unser Kapitain einen andern Schuß in den Unterleib, welcher ihn doch nicht abhielt, seine Befehle weiter auszutheilen. Nachdem er nun auf solche Weise die Feinde, die von ihrem Schiff ein beständiges Feuer machten, tapfer zurük getrieben hatte, so kam er auch endlich an meinen Posten, und da er fand, daß ich den Bootsleuten ihre Büchsen lud, sagte er zu mir: "Nur Muth gefaßt, mein lieber Franzmann! Trink ein

wenig Branntwein um dich zu stärken." Plözlich hörte ich ein grosses Geschrei am andern Ende des Schiffes. Vernehmlich hörte ich den feindlichen Befehlshaber seine Leute unter vielem Fluchen neuerdings aufmuntern. Bisher war ich entweder durch das beständige Geschrei der beiden streitenden Parteien, oder auch durch den Brantwein, den man jezt unsern Leuten reichlich austheilte, so sehr eingenommen, daß ich noch nicht die geringste ernsthafte Betrachtung über die grosse Lebensgefahr, worin ich mich befand, gemacht hatte. Allein dieses fürchterliche Schreien und Zurufen machte mir mit einmal ziemlich bange. Doch verließ ich meinen Posten nicht. Kurz darauf bekam unser Kapitain noch zwei Flintenschüsse in die Brust, woran er nicht weit von mir zur Erden fiel. Dieser Verlust benahm dennoch unsern Leuten den Muth nicht; sie vertheidigten sich vielmehr mit einer Art von Verzweiflung, und brachten endlich den Feind zum drittenmal zum Weichen. Um diese Zeit wurde der Steuermann, der zu nächst bei mir stand, mit einer Kugel todt hingestrekt. Die Haare standen mir nun vor Furcht und Schrekken zu Berge; allein ich erholte mich bald, weil dies der lezte Streich war, den uns die Feinde versezten. Sie hörten jezt auf zu schiessen, und schienen sich mit grösserer Geschwindigkeit von uns zu entfernen, als sie an uns herangekommen waren. Mit der Entfernung unsrer Feinde stieg auch unser Muth

wieder. Ich begab mich jezt auf das Verdek, um mit den übrigen die todten Körper der Feinde, die noch da lagen, aus dem Schiffe zu werfen. Ungefähr 20 derselben giengen durch meine Hände, die ich mit meinen Kameraden auszog und über Bord warf. Ein Paar neue Hosen, eine lange Büchse von sieben Fuß, und ein Paar Pistolen waren die Beute, die auf mein Antheil fielen. Nach geendigtem Treffen hatten wir eilf Todte, nämlich unsern Schiffshauptmann, unsern ersten Steuermann und 9 Bootsknechte und Soldaten, und ausser dem noch 24 Verwundete. Die Feinde hingegen hatten über 150 Mann verloren. Das Treffen dauerte über 3 Stunden. Unseres Sieges ohngeachtet hatten wir keine Lust, den Feind zu verfolgen, weil alle unsre Leute über den Tod des Schiffshauptmanns und Steuermanns in größter Bestürzung waren. Wir nahmen jezt einen verstellten Weg, um dem Seeräuber unsere Absicht zu verbergen, im Fall er Lust bekommen sollte, uns von neuem zu verfolgen. Den dritten Tag aber schlugen wir wieder den rechten Lauf ein. Nach sechs Tagen sezte uns ein Schiff, das wir von weitem entdekten, abermals in Schrekken; wir verloren es aber bald aus dem Gesichte, ohne zu wissen, ob es der Kaper gewesen war oder nicht. Nachdem wir nun unsern Weg bis zum 8ten Februar fortgesezt hatten, entdekten wir endlich Abends um vier Uhr Land; wir näherten uns demselben so

gut wir konnten; des Morgens aber befanden wir uns in keiner geringen Verlegenheit, da wir sahen, daß unsere drei Steuermänner die Küste nicht kannten. Sie waren auch wirklich keine der erfahrensten Seemänner, und der Tod unsers Schiffshauptmanns und unsers ersten Steuermanns hatte bereits viele Unordnungen auf unserm Schiffe verursachet. Der Kaufmann, der es geladen hatte, versah unterdessen Befehlshaberstelle, allein weil er das Seewesen eben nicht sonderlich verstand, so hatte er den andern Steuermann zum Schiffshauptmann, den Bootsmann aber zum ersten Steuermann erwählt. Diese guten Leute zankten sich oft untereinander. Der Eine sagte, wir wären noch nicht bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung, der Andre behauptete das Gegentheil. Bei dieser Ungewißheit entschloß sich der neue Schiffshauptmann ein Boot ans Land zu schikken, um desto sicherere Nachricht einzuziehen. Man besezte es mit acht Mann, unter denen auch ich war, und gab jedem, nebst den nöthigen Lebensmitteln auf vier Tage, einen Säbel, eine Flinte, Pulver und Blei, mit dem Befehl, eine Bucht oder einen Haven aufzusuchen, wohin man das Schiff führen, und wo man im Fall wir noch weit von dem Vorgebirge der guten Hoffnung entfernet wären, Erfrischungen einnehmen könnte. Zu gleicher Zeit ward beschlossen, sich mit dem Schiffe dem Lande so viel möglich zu nähern, indem wir

nur noch ungefähr acht Meilen davon entfernt waren. Morgens um acht Uhr giengen wir mit dem Boot vom Schiffe ab, und kamen Nachmittags um vier Uhr nahe ans Land, aber wegen der vielen Felsen und der starken Brandung war es uns unmöglich zu landen. Einer von unserer Gesellschaft wagte es indessen, hinüber zu schwimmen; aber kaum war er ans Land getreten, als er vier Menschen auf sich zukommen sah, dann sich aus Furcht wieder ins Wasser stürzte, und fruchtlos zurük geschwommen kam. Wir suchten also die noch übrige Zeit des Tages, wiewol vergeblich, einen bequemen Ort zu landen. Die folgenden drei Tage waren wir nicht glüklicher, so daß wir endlich wegen Mangel an Lebensmitteln beschlossen, nach dem Schiffe zurük zu kehren. Allein wie groß war unser Schrekken, als wir dasselbe nicht mehr fanden. Wir glaubten zwar anfänglich, daß es allmälich seinen Weg nach Indien fortgesezt hätte; allein der Wind war so ungestümm daß es uns unmöglich fiel, die offne See zu gewinnen, weil unser Boot dazu viel zu klein war. Wir wurden deshalb gezwungen, die Nacht durch längs der Küste hinzufahren. Die folgende Nacht erhob sich ein so schrökliches Ungewitter, daß es schien, alle Elemente hätten sich verschworen, unsern Untergang zu befördern. Der Küste war unmöglich beizukommen. Das beständige Blizzen und das heftige Wehen der Winde, erlaubten uns nicht, unser Segel aus-

zuspannen, zudem war das Meer so angelaufen, daß wir die größte Noth hatten, uns über Wasser zu halten; denn wir konnten, aus Mangel an bequemerem Schiffsgeräthe, mit unsern Müzzen und Hüten kaum so viel Wasser hinausschaffen, als nöthig war, um nicht gar unterzusinken, wobei uns noch die dikke Finsterniß in unaussprechliche Furcht sezte. Das beständige Brausen und fürchterliche Geprassel der nahen Brandung übertäubte uns so sehr, daß wir uns nicht zurufen noch verstehen, und folglich der Anordnung desjenigen, der unser Boot führte, nicht mehr folgen konnten. Des andern Tags gieng es uns nicht besser; Hunger und Durst, ein Paar neue Feinde, die uns die grosse Lebensgefahr, in der wir uns seit einiger Zeit befunden hatten, nicht bemerken liessen, meldeten sich nun mit der größten Empfindlichkeit. Fünf Tage verstrichen in diesem elenden Zustande, ohne daß wir die geringste Nahrung zu uns nehmen konnten. Den 6ten Tag befanden wir uns nahe bei einem grossen Felsen, über drei Meilen vom vesten Lande, wo wir mit grosser Mühe unser Boot anlegten, in der Hoffnung, wenigstens einen Trunk frischen Wassers anzutreffen; aber unsere Hoffnung war auch hier vergeblich. Wir fanden nichts, als eine Art von Vögeln, die fast gar nicht fliegen konnten. Wir fingen einige davon; allein aus Mangel an Feuer und Holz konnten wir sie nicht zurichten. Die Plage des Hungers lehrte sie uns

roh essen, und das Blut aussaugen, um unsern grossen Durst etwas zu stillen. Weil wir nun ganz ausnehmend abgemattet waren, und es in diesem elenden Zustande nicht länger ausdauren konnten, so beschlossen wir, es koste was es wolle, unsere wenigen übrigen Kräfte noch anzustrengen, um an das veste Land zu kommen, und uns lieber zu ersäufen, oder aller Grausamkeit der Einwohner auszusezzen, als auf eine so elende Weise vor Hunger und Durst in dem Boote zu sterben. Endlich nach zehn Tagen, von der Zeit unserer Abfahrt vom Schiff an gerechnet, entdekten wir eine kleine Bucht, und fuhren hinein, bis wir mit dem Boot zu unserer Freude auf dem Sande sizzen blieben. Wir stiegen sofort ans Land, und machten ein kleines Zelt aus unsern Segeln. Der Steuermann, zwei von unsern Leuten und ich verliessen die übrige Gesellschaft, um süsses Wasser zu suchen; wir hatten uns noch nicht weit entfernt, so sahen wir sechs Negern, die eine Heerde Kühe hüteten. So bald sie uns zu Gesichte bekamen, nahmen sie die Flucht; einer aber unter ihnen, der noch herzhafter war, als die andern, kam auf unser ängstliches Flehen wieder zurük, worauf wir uns bemühten, ihm durch allerlei Zeichen unsere Noth zu verstehen zu geben, worauf er uns stillschweigend seine Hand darreichte. Da wir dies als einen Beweis seiner Freundschaft für uns ansahen, so drükten wir sie ihm herzlich; allein das war es nicht, was

er

er suchte. Wir begriffen es indessen gar bald, und gaben ihm in die ausgestrekte Hand ein Stük Kupfer; worauf er sich zu unsrer grössten Bestürzung so gleich mit der grössten Geschwindigkeit von uns entfernte. Wir glaubten nun, er habe uns betrogen; allein wir sahen ihn bald darauf mit einem grossen ledernen Sak, der mit geronnener Milch angefüllt war, zurük kommen. Nun führten wir ihn mit zu unsern Kameraden, und thaten eine Mahlzeit, die nach unser aller Geständnis, die schmakhafteste in unserm Leben gewesen war. Bei einbrechender Nacht machten wir uns ein grosses Feuer, und mittlerweile ein Theil unserer Gesellschaft auf dem Sande von allen erlittenen Mühseligkeiten ausruhete, so hielten die andern Wache, um nicht überfallen zu werden. Bei anbrechendem Morgen sahen wir den Strand voller Negern, und griffen auf den Anblik so vieler Menschen zu unserm Gewehre, mehr in der Absicht, ihnen Furcht einzujagen als Schaden zu thun, indem unser Pulver naß geworden war, und wir nicht mehr losbrennen konnten. So bald diese Leute unser Gewehr erblikten, nahmen sie alle die Flucht. Weil wir nun wol einsahen, daß sie nicht möchten wieder zurük kommen; so lange wir unser Gewehr behielten, und folglich Hungers sterben müßten; so legten wir es von uns, worauf sie mit grossen Haufen wieder zurükkehrten, und uns allerlei Geflügel, ingleichem Hämmel und Och-

sen zu verhandeln brachten. Wir kauften einen derselben, zerstükten ihn und legten die Viertel in unser Boot. Es war uns nun leicht, mit wenigen Kosten Vorrath anzuschaffen, denn sie überliessen uns um ein Stük Kupfer eines Fingers lang einen ganzen Ochsen, und um etliche gläserne gefärbte Kügelchen so viel anderes Fleisch, als wir wollten. Nachdem unser Handel geschlossen war, brachte uns eine alte Frau einen irdenen Topf, den wir mit Fleisch anfüllten, um uns etwas zu kochen. Unser Essen war fertig und angerichtet, und wir wollten eben eine gute Mahlzeit halten, als wir durch einen Zufall, der sich nicht vorher sehen ließ, auf eine traurige Weise gestört wurden. Eben dieser irdene Topf war die unglükliche Ursache des Todes aller meiner Kameraden, und fast auch des meinigen. Denn da die alte Frau, die uns den Topf gegeben hatte, sah, daß wir das Fleisch angerichtet hatten, und den Topf noch am Feuer stehen liessen, so wollte sie uns denselben wieder weg nehmen. Unser Steuermann aber, welcher glaubte, daß wir ihn noch mehrmal nöthig haben würden, sprang auf, um sie daran zu verhindern. Seine unwillige Miene jagte der Frau Frucht ein, so daß sie eiligst den Topf wegnahm, und davon lief. Der Steuermann folgte ihr, und rief, er wolle den Topf bezahlen; die Negern aber, die nichts davon verstanden, und sich einbildeten, er wolle ihr Gewalt anthun, fielen über uns her;

und sezten uns, ehe wir unser Gewehr ergreifen konnten, mit Steinen, Spiessen und Prügeln so erbärmlich zu, daß wir, ihrer Wut zu entgehen, alle ins Wasser sprangen. Indem ich nun mit meinen Kameraden dahin eilte, bekam ich einen Schlag auf den Kopf, der mich zu Boden strekte. Ich rafte mich dennoch bald wieder auf, und eilte neuerdings dem Ufer zu; allein ehe ich es erreichte, bekam ich so viel Hiebe, daß ich wieder sinnlos zu Boden fiel. Einige Stunden hernach kam ich wieder zu mir selbst, und ich fand mich ausgestrekt auf dem Sande, mit vier grossen Löchern im Kopfe, Hände und Füsse geschwollen, und den ganzen Leib von so vielen Schlägen braun und blau angelaufen. Nur mit Mühe konnte ich mich wieder aufrichten, um zu sehen, ob ich nicht einen von meinen Kameraden erblikte. In diesem traurigen Zustande kamen zwei Negern auf mich zu, ergriffen meine Hand, und führten mich zu einem nicht weit davon entfernten Flusse, wo sie mir meinen blutigen Kopf mit Wasser abwuschen, mich sodann mit in ihre Hütte nahmen, und mir etwas Essen vorsezten. Weil ich aber ganz ausgezogen, und häßlich zugerichtet war, so vergieng mir alle Lust zum Essen. Da ich indessen nicht ruhen konnte, ehe ich wußte, wo meine Kameraden geblieben wären; so riß ich mich bald wieder von meinen dienstfertigen Negern los, und gieng nach dem Strande zurük. Aber ach, ich

hatte nicht nöthig, hier lange zu suchen! Ich fand sie leider in einiger Entfernung von einander todt, und von Schlägen so zugerichtet, daß ich sie fast nimmer erkannte. Bei diesem traurigen Anblikke gerieth ich ausser mir, und stand beinahe in Versuchung, mir das Bischen Leben zu nehmen, und so meinem Unglük auf einmal ein Ende zu machen. Endlich, ohne zu wissen, was ich in einem so erbarmungswürdigen Zustande, aller meiner Gesellschaft beraubt, mitten unter Barbaren anfangen sollte, lief ich wie ein Rasender längs dem Strande hin, und da ich an einen Fluß kam, hielt mich derselbe nicht auf, und ohne zu untersuchen, wie tief er war, warf ich mich, ungeachtet ich nicht schwimmen konnte, hinein. Als ich in die Mitte kam, hatte ich keinen Grund mehr, und dachte, mein leztes Stündchen wäre jezt gekommen. Weil aber überhaupt der Gedanke an einen nahen Tod keinen grossen Eindruk mehr auf mich machte, so ließ ich mich vom Strome nach dem Meere zu treiben. Allein ich war noch nicht am Ende meines Elends, denn ich gerieth zulezt auf eine Sandbank, die sich mitten im Fluß angelegt hatte, wo ich gleichsam wider meinen Willen eine Verlängerung meines elenden Lebens fand. Ich kam von da aus wieder mit leichter Mühe ans veste Land, und sezte meinen Weg fort, ohne zu wissen, wo ich hingieng. Plözlich sah ich mich von zwei Negern, die in vollem Laufe auf mich zukamen,

eingeholt. Sie wollten mich zwingen, mit ihnen zurük zu gehen; allein weil ich nicht verstand, was sie sagten, auch in dieser meiner Verzweiflung wenig auf ihr Anerbieten Achtung gab, so brachte ich sie durch meine Verachtung so auf, daß sie mich von neuem durchprügelten. Ich war aber bereits so übel zugerichtet, daß ich weder auf Flucht noch auf Gegenwehr denken konnte; ich legte mich also zur Erde, und ließ sie so lange auf mich zuschlagen, als es ihnen gefiel. Da sie aber zulezt des Schlagens müde wurden, so liessen sie mich mehr todt als lebendig liegen, und giengen davon. Kurz darauf kamen zwei andere Negern, und da ich glaubte, sie hätten auch Lust, mich zu schlagen, so legte ich mich wieder in die nämliche Stellung. Allein diese waren menschlicher; sie hoben mich auf, ohne mir einiges Leid zuzufügen, und schleppten mich, da ich gar keine Kraft mehr zum Gehen hatte, bis zu ihrer Hütte. Sie machten mir ein wenig Feuer, verbanden meine Wunden am Kopfe mit Kuhmist, und gaben mir auch ein wenig zu essen. Um nun ihre mitleidige Hülfe nicht umsonst genossen zu haben, schikten sie mich am andern Morgen ihre Ochsen zu hüten. Dieses wichtige Amt verwaltete ich vier Tage. Den lezten Abend, da ich meine Ochsen wieder nach der Hütte trieb, sah ich einen Menschen auf mich zukommen, der zwar eben wie die übrigen mit einer Kuhhaut um die Schultern gekleidet war, in An-

sehung seiner natürlichen Farbe aber sehr verschieden von ihnen war; er sah ganz gelb aus, und hatte einen grossen Bart, und lange blonde Haare, welche aber ganz verworren um den Kopf hiengen. Er stand eine Weile stille und betrachtete mich, so wie ich ihn, von oben bis unten. Endlich redete er mich an, und fragte mich in englischer Sprache, wie und wo unser Schiff untergegangen wäre? Ich antwortete ihm in eben der Sprache, daß meines Wissens das Schiff nicht verloren gegangen sei, daß ich aber nicht Englisch genug verstände, ihm den gänzlichen Verlauf der Sache zu erzählen. Er fragte mich ferner, ob ich holländisch redete? Ich antwortete nein, aber wohl französisch und portugiesisch. In dieser leztern Sprache, die er wohl verstand, erzählte ich ihm all unser erlittenes Unglük. Er schien darüber sehr gerührt zu seyn, und sagte, es sei ihm auch nicht viel besser ergangen; er sei bereits ein Jahr lang in diesem Lande; sein Schiff sei auf der Küste gestrandet; von 72 Mann, in welchen das sämtliche Schiffvolk bestanden, und die sich ans Land gerettet hätten, seien nicht mehr als 24 übrig, indem die Anderen theils von den Negern getödtet worden, theils sich in den grossen Wäldern verloren hätten. Er fugte hinzu, seine Kameraden und er wären entschlossen, zu Lande nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu gehen, und hätten bereits den 20sten März zu ihrer Abreise vestgesezt. Wenn ich

nun Lust hätte, so wollte er mich zu ihnen bringen. Ich nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, verließ meine Heerde, und folgte diesem Manne, nach der Wohnung des Königs dieses Landes, wo er seine übrigen Reisegefährten antraf. Ich wurde hier mit aller Leutseligkeit empfangen. Der König selbst ließ mich durch einige Holländer, die der Sprache des Landes bereits kundig wären, versichern, mein Unglük gienge ihm zu Herzen, und es sei wider seinen Befehl geschehen, daß meine Gefährten umgebracht, und ich so übel zugerichtet worden wäre.

Da nun die Zeit unserer Abreise heran nahte, so versah sich ein Jeder unter uns mit Lebensmitteln auf 24 Tage, wir machten uns Troz aller Gegenvorstellungen der Negern, die uns von diesem Vorhaben abzubringen suchten, auf den Weg, um längs der Küste nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorzudringen. Gleich den ersten Tag unserer Reise kamen wir an einen grossen Fluß, dessen Breite uns allen, sehr bange machte, besonders denjenigen, die nicht schwimmen konnten, worunter auch ich war. Nachdem wir überlegt hatten, wie wir ohne einen Kahn oder Floß über diesen Fluß, kommen könnten, wurde zulezt beschlossen, daß zwei der besten Schwimmer zuerst hinüber schwimmen, und mit einem Strikke die ledernen Säkke, worinn unsere Lebensmittel befindlich waren, nach sich ziehen soll-

ten. Dann mußte aber einer von beiden mit dem einen Ende des Striks wieder zurük kommen, an welchem wir uns einer nach dem andern unter den Achseln vest binden, und uns so von den Hinübergeschwommenen herdurch ziehen lassen wollten. Man kann sich leicht einbilden, wie viel Gefahr und Ungemach diejenigen ausstanden, die sich dieser Probe unterwarfen; denn es fehlte wenig, daß sie nicht alle im Wasser umkamen. Wenigstens kam keiner heraus, der nicht mit Schlamm überzogen, und hin und wieder an seinem Leibe zerquetscht und zerstossen war. Denn sobald sie keinen Grund mehr hatten, sanken sie zu Boden, und wurden so über Stok und Stein unbarmherzig fortgerissen. Nachdem wir auf solche Weise aus Land gezogen waren, legte man uns auf den Bauch, und trat uns auf den Rükken, damit wir das verschlukte Wasser wieder von uns geben mußten.

Nachher verfolgten wir unsere Reise bei fünf Tage längs der Küste durch unbewohnte Gegenden, und mußten auf eben diese Weise noch über fünf andere Flüsse sezzen. Gegen den Abend des fünften Tages sahen wir zwei Negern, die sogleich die Flucht ergriffen; und da einige von unserern Leuten sich entfernt hatten, um ein wenig Holz zu suchen, trafen sie noch sechs andere an, die ebenfalls bei ihrem Anblikke davon liefen. Dies befremdete uns, und ließ uns befürchten,

daß diese Leute noch viel wilder seyn müßten, als diejenigen, die wir verlassen hatten. Wir irrten uns auch nicht, denn am Morgen darauf sahen wir mehr als hundert derselben auf uns zukommen. So bald sie uns eingeholet hatten, fielen sie uns wütend an, und sezten uns mit Prügeln und Steinen heftig zu. Wir wollten mit ihnen reden, und sie besänftigen; aber alles vergeblich! Sie verstanden uns und wir sie nicht, weil sie eine andere Sprache redeten, als diejenigen Negern, von welchen wir gekommen waren. Nachdem sie denn uns denn bestolen, einige von uns getödtet, und uns alle ziemlich durchgeprügelt hatten, waren wir gezwungen, wieder dahin zurük zu kehren, woher wir gekommen waren. Der Hunger beflügelte unsre Füsse, und wir machten denselben Weg in drei Tagen, wozu wir vorher fünfe gebraucht hatten, in welcher Zeit wir nichts als etliche Muscheln, die wir am Strande des Meers fanden, zu essen hatten.

Nun kamen wir wieder bei unsern vorigen Wirthen an, die uns zwar leutselig empfiengen, aber auch mit Recht Vorwürfe machten, daß wir ihrem guten Rathe nicht hatten folgen wollen; denn sie hatten uns vor der Wildheit ihrer Nachbarn genug gewarnt. Wir blieben noch einige Tage bei ihnen, und da uns der schlimme Erfolg unserer ersten Reise noch nicht abgeschrökt

und klug gemacht hatte, so beschlossen unserer zwölf, die entschlossener waren als die andern, das Vorgebirge der guten Hoffnung auf anderen Wegen zu suchen. Wir wollten uns nämlich vom Meer entfernen, und über die Mondgebirge gehen. Dieser Weg ist viel rauher und gefährlicher als der vorige; man warnte uns wieder vor einem Unternehmen, das wir nimmer ausführen würden. Allein die grosse Begierde, an einen Ort zu gelangen, wo uns Hoffnung übrig war, dereinst wieder unser Vaterland zu sehen, half uns alle Schwierigkeiten überwinden. Wir machten uns also auf, und zwar ohne Lebensmittel, aus Furcht, daß sie uns wieder möchten gestolen werden.

Ich finde es unmöglich, alle Mühseligkeiten, die wir auf dieser Reise erdulden mußten, zu beschreiben. Nach etlichen Tagen kamen wir an so hohe Gebirge, daß wir drei ganzer Tage zubrachten, ehe wir ihren Gipfel erreichen konnten. Sie waren bloß von Löwen, Tigern, Elefanten, Büffeln und anderen wilden Thieren bewohnt. Das tödtliche Schrekken, das uns diese Thiere einjagten; die Beschwerlichkeit der fast ungangbaren Wege, die fürchterlichen Abgründe und Tiefen, die wir alle Augenblik vor Augen hatten, waren nicht die größten Uebel, die wir auszustehen hatten; der Hunger, der uns mit seiner ganzen Wut angrif, war ärger, als alles Uebrige zu-

sammen genommen. Unsere Ochsenhäute, mit welchen wir uns nach der Landesart bedekt hatten, machten eine Zeit lang unsere köstlichste Speise aus, und da diese verzehrt waren, dienten uns Kräuter, Wurzeln, Blätter und Baumrinden zur Fristung unsers Lebens. Bei einer so elenden Nahrung konnten wir es nicht lange ausdauren; viere von uns starben schon vor Hunger, und da wir übrigen sahen, daß es unmöglich war, weiter zu gehen, so dachten wir wieder auf unsre Rükkehr. Aber was fanden wir da nicht erst auszustehen! Unsere entkräfteten Körper konnten nicht mehr die hohen Felsen erklimmen, über die wir gekommen waren, und wir mußten alle Augenblikke fürchten, vor Mattigkeit in die tiefsten Abgründe zu stürzen. Den zweiten Tag unserer Rükreise fiel einer der stärksten von uns ganz erschöpft vor unsern Füssen nieder. Wir waren zu schwach ihn zu tragen oder fort zu schleppen, und mußten ihn also, so weh es uns that, den wilden Thieren zum Raube zurük lassen, welche ihn vermuthlich bald darauf werden zerrissen haben. Den andern Tag fiel wieder ein Anderer von unserer Gesellschaft todt vor unsern Augen hin. Er hatte sich bis auf den lezten Augenblik seines Lebens die gröste Gewalt angethan, uns zu folgen. Unmöglich kann man sichs vorstellen, welchen Eindruk solche traurige Gegenstände auf uns übrige machten! Endlich kamen wir, nach unendlichen Leiden wieder an den Ort unsers er-

sten Aufenthalts zurük. Man empfieng uns daselbst wieder ganz liebreich. Der elende Zustand, in welchem wir ankamen, hätte auch dem härtesten Herzen Mitleid einflössen müssen. Wir sahen mehr Todtengerippen, als lebendigen Menschen ähnlich. Eine sehr schwache Stimme und ein wenig Bewegung waren die einzigen Zeichen unseres zum Theil noch vorhandenen Lebens. Nachdem ich noch einige Zeit bei meinen Kameraden geblieben war, zwang mich ihre verdrüßliche Laune und ihre Unverträglichkeit mich von ihnen zu trennen, und mir einen andern Aufenthalt zu suchen. Ich fand ihn bei einem Verwandten des Königs, welcher mich mit einer Zärtlichkeit aufnahm, die sich von einem Barbaren nicht erwarten ließ. Ich war entschlossen, bei ihm zu bleiben, und mit Geduld abzuwarten, bis es Gott gefallen möchte, mir ein sicheres Mittel anzuweisen, endlich einmal nach Europa wieder zurük zu kehren. Bei diesem meinem neuen Wirthe wurde ich bald von einer gefährlichen rothen Ruhr befallen, welches bei dem Uebermaaße meiner ausgestandenen Leiden wol so kommen mußte. Ich brachte mit dieser schlimmen Krankheit ganze drei Monate zu, ohne einige andere Hülfe, als die ich etwa von der gütigen Natur erwarten konnte. Ja die Leute, bei denen ich war, sahen dem Ende meines Leidens mit mehr Ungeduld entgegen, als ich selbst. Oefters hörte ich einen zu dem andern sagen,

lasset uns ihn vollends todt schlagen, so wird er seiner Marter los. Andere wollten mich gar in einen Wald sezzen und von den wilden Thieren fressen lassen. Der einzige Herr der Negerei, der mich wie seinen Sohn liebte, wollte es nicht zugeben.

Nachdem ich dann die entsezlichsten Schmerzen ausgestanden hatte, erholte sich endlich meine Natur, und ich ward wieder gesund. Das Glük fügte es, daß ich wenige Tage nach meiner Besserung Gelegenheit hatte, die Wolthaten meines Pflegevaters (denn so kann ich mit Recht meinen Wirth nennen) einiger Massen vergelten konnte. Da ich nämlich eines Tags am Strande der See auf und abgieng, fand ich ein Stük Kupfer einer Faust groß, welches ich sogleich mit grosser Freude meinem Wolthäter überbrachte, weil ich wohl wußte, wie hoch diese Negern alles Kupfer halten. In der That, ich sezte ihn vor Freuden ausser sich, als ich ihm mein Geschenk brachte. Er umarmte mich tausendmal, und seine Zärtlichkeit für mich schien sich seit der Zeit zu verdoppeln. Folgende kleine Begebenheit mag davon als Probe gelten. Weil ich noch sehr jung war, so vertrieb ich mir oft die Zeit mit seinen Kindern. Eines Tages, da wir uns mit Erdenklössen warfen, traf ich den Aeltesten unter ihnen, der ungefähr von meinem Alter war. Der Wurf mochte ihm vielleicht we-

he gethan haben, denn er wurde darüber so erbittert, daß er, während ich mit den andern Kindern spielte, hinlief und einen Wurfspieß holte, den er mir unversehens von hinten ans Bein warf. Der Schmerz, den ich darüber empfand, war so groß, daß ich mir sogleich den in der Wunde stekkenden Pfeil herauszog, dem heimtükkischen Buben im größten Zorn nachlief, und ihm, da ich ihn erreichte, einen so starken Schlag mit dem Wurfspieß auf den Kopf versezte, daß er wie todt zur Erde niederfiel. Kaum aber sahen dies die andern, so liefen sie in die Negerei und schrieen, ich hätte ihren Bruder ohne Ursache todt geschlagen.

Der gute Mann kam ganz bestürzt aus seiner Hütte und lief nach dem Orte, wo die That geschehen war. Er fand mich in grosser Verlegenheit, und ganz ämsig bemüht, den Verwundeten von seiner Ohnmacht wieder zu sich selbst zu bringen. "Ist das der Dank, sagte er zu mir, für meine Dir erzeigten Woltthaten, daß du meinen Sohn umbringst?" — Ich bat ihn um Verzeihung, daß mich der Zorn wegen des heimtükkischen Verfahrens seines Sohnes so hingerissen hätte, und erzählte ihm sogleich den wahren Verlauf der Sache, und versicherte ihn, daß ich genug gestraft wäre, über den Schmerzen, den ich empfände, weil ich ihm Misvergnügen verursachet hätte. Indessen wäre sein Sohn noch

nicht todt, und seine Wunden nicht einmal gefährlich. Als er dieses hörte, umarmte er mich, und lief, ohne weiter ein Wort zu sagen, wieder zu seinem Sohne. Dieser hatte sich inzwischen erholt, und bekam jezt von seinem Vater noch Schläge und Vorwürfe genug wegen seiner Niederträchtigkeit; ja ich glaubte er würde ihn todt geschlagen haben, wann ich ihn nicht zurük gehalten, und für seinen Sohn gebeten hätte.

Während meines Aufenthalts bei diesem meinem Wirthe, hatte ich Musse genug, die Lebensart und Gemüthsbeschaffenheit der Einwohner dieses Landes zu untersuchen.

Der König, welcher zu meiner Zeit regierte, war groß, wol gewachsen und vor andern geschikt, mit dem Wurfspieß umzugehen. Ich habe niemals erfahren können, wie er zur königlichen Würde gelangt war, da doch sein Vater, welcher auch regieret hatte, noch lebte, und er nicht der Aelteste unter seinen Brüdern gewesen war. Er hatte acht Söhne, fünf Töchter und zehn Frauen. Seine Gewalt über seine Unterthanen ist unumschränkt; er straft sie auch ganz willkürlich. Wann diese Nazion gegen ihre feindlichen Nachbarn zu Felde ziehet, so führet sie der König persönlich an, und sezt sich eben der Gefahr aus, wie der geringste seiner Unterthanen. Ich bin selbst Zeuge seiner Tapferkeit gewesen; denn während meines Aufenthalts bei ihnen, hat-

ten einst die Makenassen einen Einfall in ihr Land gethan. Sie versammelten sich deßhalb etwa 4 bis 5000 Mann stark, um sie zurük zu treiben. Ob die Feinde gleich stärker waren, als sie, so griffen sie doch mit vieler Herzhaftigkeit an. Mein Haß gegen diese Makenassen, die mich und meine Kameraden bestolen, mishandelt, und uns abgehalten hatten, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu gelangen, machte mir auch Lust, gegen sie zu Felde zu ziehen. Die beiden Heere trafen bald an einander. Zum Glük für uns wehete denselben Tag ein starker Wind, ein Vortheil, der Vieles dazu beitrug, daß wir die Schlacht gewannen. Denn da die Makenassen keine andere Waffen als Bogen und Pfeile haben, die sie in die Luft schiessen, damit sie im Herunterfallen den Feinden Schaden zufügen, so wurden ihre Pfeile durch den starken Wind weit weg getrieben; da hingegen die unstrigen sich der Wurfspiesse bedienten, die sie Hassagaien nennen, mit welchen sie niemals fehlten. Diese Hassagaien sind von einem sehr harten und schweren Holze gemacht. Wir richteten ein grosses Blutbad unter den Feinden an. Man machte keine Gefangene; sondern Männer, Weiber und Kinder wurden umgebracht. Von unserer Seite blieben mehr als hundert Mann auf dem Plaz, ohne die Verwundeten, worunter auch ich war, indem ich mit einem Pfeil in den Arm geschossen wurde. Ich nahm

sogleich

sogleich mein Messer und schnitt mir das Fleisch rund um die Wunde heraus, welches mir mein Wirth gerathen hatte; indem es das einzige Mittel ist, sich vom Tode zu retten, weil alle Pfeile vergiftet sind. Der König selbst empfieng in dieser Schlacht zwei Wunden. Seiner Tapferkeit hatten wir hauptsächlich den Sieg zu verdanken. Er war immer an den gefährlichsten Oertern, lief mit unglaublicher Eile bald auf die eine, bald auf die andere Seite, um den Seinigen Muth einzuflössen. Wir verfolgten die Feinde sehr weit in ihr Gebiet, wo wir 6000 Ochsen, und eine grosse Zahl Schafe, die man zu zählen sich nicht einmal die Mühe nahm, mit uns wegführten. Die Ochsen fielen dem Könige zu; die Schafe aber wurden unter seine Leute getheilt. Ich kehrte aus diesem Feldzug viel reicher zurük, als ich vorher war. Der König beschenkte mich mit einem Ochsen und einer Kuh; mehrere der vornehmsten thaten ein Gleiches, so daß ich in weniger Zeit ein Vermögen von zehen Ochsen und Kühen besaß.

Einst wollte ich die Holländer, die bei dem König logirten, besuchen und mußte unter Wegs über einen kleinen Fluß sezzen, von welchem die königliche Residenz nicht weit entfernt war. Als ich mich demselben näherte, ward ich fünf Frauenspersonen gewahr, die sich darin badeten. Sobald sie mich erblikten, liefen sie, weil sie vielleicht

nicht wußten, wer ich war, oder ob ich noch sonst Jemand bei mir hätte, eiligst aus dem Wasser und bedekten sich mit ihren Häuten. Als sie mich aber erkannten, und sahen, daß ich allein war, warfen sie ihre Häute ab, und fielen ganz nakt über mich her, rissen mir meine Ochsenhaut herunter, und zerrissen mir meinen Gürtel; kurz, sie sezten mich, so gut wie sich selbst, in den Zustand, wie man unsere ersten Aeltern abzumalen pflegt. Sie überhäuften mich mit Liebkosungen, und machten mir Vorwürfe, daß ich ihre Wohnung verlassen wollte. Sie lobten meine schöne Haut, meine Augen, die mir so schön im Kopfe säßen, meine kleine stumpfe Nase, meinen wohlgespaltenen Mund, meine aufgeworfenen Lippen, die so sehr mit den ihrigen überein kämen, und sagten, wenn nur meine Haare ein wenig krauser wären, so würde kein Makosse so hübsch seyn, als ich; ich sei überhaupt viel schöner, als alle andere Weissen mit ihrer gelben Haut und weissen Haaren. Mit einem Wort, ich sah mich durch die Lobsprüche dieses Frauenzimmers, worunter ich übrigens keine Venus für mich fand, in einen neuen Adonis verwandelt. Ich that unterdessen mein möglichstes um mich von ihnen los zureissen, und da sie mir meinen Mantel nicht geben wollten, nahm ich einen von den ihrigen, und lief eilends damit nach ihrer Wohnung. Einige Schritte vor derselben traf ich eine von den Frauen des Königs an, die

mich fragte, wo ich herkäme, und von wem ich diesen Frauenmantel bekommen hätte? Ich erzählte ihr meine Begebenheit. Sie verbot mir, irgend Jemanden ein Wort davon zu sagen, nahm mir die Haut wieder ab, und sagte, ich sollte mich hüten mit derselben vor dem Könige zu erscheinen; sie wolle mir eine andere holen, und ich solle nur da ein wenig warten, bis sie zurük käme. Kurz darauf brachte sie mir eine ganz neue Haut, die sie für einen ihrer Söhne gemacht hatte.

Wenn ich nur einige Neigung gehabt, hätte diese Begebenheit vielleicht große Folgen für mich haben können, denn von der Zeit an machte der König mir mehr Liebkosungen, als gewöhnlich, und that mir sogar eines Tags den Antrag, die Jüngste von seinen Töchtern zu heirathen. Anfangs glaubte ich, er spotte meiner, bald aber fand ich, daß es sein ganzer Ernst war, denn er wiederholte mir dieses Anerbieten noch oft, so daß es einzig an mir lag, ein Schwiegersohn von Sr. Makkossischen Majestät zu werden. Dieses Glük aber reizte mich nicht. Ich seufzte nur nach Europa zurük, weil mir diese Lebensart in die Länge fast unerträglich fiel. Endlich, nachdem ich ein ganzes Jahr unter diesem wilden Volke zugebracht hatte gefiel es der Vorsehung, sich meiner zu erbarmen.

Eines Tages, da ich einige von den Holländern, die in einer benachbarten Negerei wohn-

ten, besuchen wollte, traf ich unter Wegs eine Frau an, die mich fragte, was ich da mache, und wie es komme, daß ich allein hier geblieben sei, da alle meine Kameraden seit gestern abgereist wären, indem sie ein kleines Schiff abgeholt hätte. Diese Nachricht machte mich sehr bestürzt; doch erkundigte ich mich so fort nach dem Orte, wo dieses Schiff gelandet seyn sollte, und sie nannte mir ihn. Der Ort war 4 Meilen entfernt. Augenbliklich nahm ich von ihr Abschied, und bat sie, mich bei meinem Wirthe zu entschuldigen, wenn ich für diesesmal nicht wieder zurük käme. Ich machte mich also auf den Weg, und kam bereits gegen Mittag an den Ort der Einschiffung. Zum Glük waren unsere Leute noch nicht abgereist. Nach Verlauf von zwei Tagen, während welcher sich unsere Kameraden bis auf sechse, die sich nicht einfanden, versammelt hatten, giengen wir zu Schiffe. Ehe wir unter Segel giengen, kam mein Wirth, der durch jene Frau von meinem Entschluße benachrichtiget war, um Abschied von mir zu nehmen, und blieb bis zur Abfarth bei uns. Da die Schaluppe, die uns abholen sollte, wegen seichten Grundes nicht dicht ans Ufer kommen konnte, so nahm er mich wider meinen Willen auf seinen Rükken, und trug mich bis ans Schiff. Sein Leib ward nicht so naß vom Seewasser, als sein Gesicht von Thränen, die er über meinem Abschied vergoß. Während er mich trug, weinte er laut, so

daß mich die Zärtlichkeit eines Mannes, der mich so lieb hatte, und mir so viel Guts erzeigte, aufs innigste rührte.

Als wir am Borde waren, sagte uns der Kapitain, der Gouverneur am Kap habe von uns gehöret, und ihn hieher geschikt, um uns abzuholen. Wir giengen also den 10ten Febr. 1688 unter Segel, und stiegen den 19ten desselben wieder glüklich am Kap aus. Sobald der Gouverneur von unserer Ankunft benachrichtiget war, ließ er uns alle, in unserer Kafferkleidung vor sich kommen, empfieng uns mit aller Leutseligkeit, und beschenkte einen Jeden unter uns mit zwei Stük blauer und weisser Leinewand, um uns davon Kleider und Hemden machen zu lassen. Ich blieb acht Tage in der Bestung, ohne zu wissen, wozu ich mich entschliessen sollte. Ich hatte weder Geld noch Kleidung, um nach Holland zurük zu kehren, und wußte auch sogar nicht, an wen ich mich wenden sollte. Ich faßte also den Entschluß, den Ort meines Aufenthalts meinen Verwandten zu melden, und ihre Antwort abzuwarten.

Um aber indessen nicht Hungers zu sterben, trat ich auf drei Jahr bei der ostindischen Kompagnie für zehn Gulden monatlichen Sold als Bootsknecht in Dienste. Man brachte mich auf ein kleines Ruderschiff, welches im Haven lag,

und das man einige Monate hernach ausrüstete, um längs der Afrikanischen Küste hinzufahren, und die übrigen sechs Mann, die unter den Kaffern geblieben waren, abzuholen. Wir giengen den 19ten August unter Segel, und liefen den 24sten September in eine Bai ein, in welche sich fünf schöne Flüsse ergiessen. Der erste von diesen Flüssen wird von den Portugiesen Rio de Lagoa genannt. Bei dem Eingang dieses Meerbusens fand sich ungefehr 15 bis 16 Fuß Wasser. Einer dieser fünf Flüsse hatte bei dem Eingang süsses Wasser. Wir fuhren also in diesen Fluß, und trafen daselbst ein englisches Schiff, welches Elefantenzähne und eine Art Gummi, den die Kaffern für grauen Ambra ausgeben, einhandelte. Unsre Leute, wurden bei diesem Handel, so wie ich, ziemlich betrogen. Ich tauschte unter andern ein Stük von diesem vermeinten Ambra von der Größe eines Menschenkopfs ein. Weil es mich indessen nicht mehr als einige kleine gläserne Korallen kostete, so konnte ich mich noch leicht darüber trösten. Man entdekte uns bald den Betrug, und der Handel hatte sogleich ein Ende. Diese Negern waren vormals ehrliche Leute, mit denen sich gut handeln ließ; allein ihr Handel mit den Portugiesen hat sie zu Betrügern gemacht. Wir blieben ungefähr zwei Monate in dieser Bai, worauf wir weiter an der Küste hinsegelten, an einen andern Ort kamen, welchen man Terra

natal nennt. Wir versahen uns hier mit frischem Wasser, und erfrischten uns 14 Tage lang. Es war auch hohe Zeit, denn von 20 Mann die auf unserm Schiff waren, blieben nicht mehr denn vier gesund, und zwei waren schon gestorben, weil das verdorbene Wasser uns Krankheiten zugezogen hatte. Der Ort ist von dem, wo ich mich aufgehalten hatte, nur 40 franz. Meilen entlegen. Wir kamen auch dahin, und nahmen drei von den Zurükgebliebenen an Bord. Die drei übrigen konnten, oder wollten nicht mit uns zurükkehren. Ich hätte wohl gewünscht bei dieser Gelegenheit meinen alten Wirth zu sprechen, um ihm nochmals für alle mir erzeigte Wohlthaten zu danken, allein weil seine Wohnung zu weit vom Meer entfernet war, so begnügte ich mich, ihm nach meinem Vermögen ein kleines Geschenk zu schikken.

Wir kehrten hierauf nach dem Vorgebirge der guten Hofnung zurük, woselbst wir den lezten November ankamen, und zugleich erfuhren, daß zwischen Frankreich und Holland ein Krieg ausgebrochen sei.

Einige Monate nachher kam ein Schiff von Amsterdam, welches Briefe für mich bei dem Gouverneur abzugeben hatte. Er ließ mich zu sich holen, und nachdem er mich gefragt, ob ich nicht der Franzose sei, der unter den Kaffern gewesen, und sich nach meiner Familie erkundigt

hatte, zeigte er mir zwei Briefe, und fragte mich, ob ich die Hand kenne?

Wie groß war mein Entzükken, als ich die Hand meiner Mutter und meines Bruders erkannte! Hierauf erzählte er mir, eine grosse Fürstin habe auf Ansuchen meiner Verwandten, die meine Briefe erhalten, die Gnade gehabt, sich durch einen der vornehmsten Herren von der Admiralität zu Amsterdam für mich zu verwenden. Er erwies mir zugleich tausend Höflichkeiten, und versprach mir, mich mit der ersten Gelegenheit nach Holland bringen zu lassen.

Unterdessen behielt er mich bei sich in seinem Hause, wo ich täglich an seiner Tafel aß, und mit seinen Kindern in einem Zimmer schlief. Er ließ mich auch von Kopf bis zu Fuß kleiden; kurz er überhäufte mich mit Wohlthaten und Gefälligkeiten, die ich nie vergessen werde.

Endlich kam die ostindische Flotte, auf welcher ich mich am 30sten Jun. 1689 einschiffte. Wir hatten die glüklichste Fahrt von der Welt, und begegneten nur zwei englischen Schiffen im Eingange des Kanals, von denen wir erfuhren, daß der Prinz von Oranien zum Könige von England gekrönt worden. Am 24sten Oktober kam ich dann in Seeland an. So bald ich zu Middelburg den Fuß ans Land gesezt hatte, schiffte ich mich nach Amsterdam ein, von wo ich dann mit der Post zu meinem Bruder in Deutschland abreiste.

# II.

# Reise
einiger brittischen Schiffbrüchigen
durch
# das Kafferland
nach
# dem Hoffnungskap.

Im Jahre 1782.

Erzählt
von dem Matrosen John Hynes, und
beschrieben von dem Maler Carter.

Höchst merkwürdig ist die Erzählung von der abentheuerlichen und gefahrvollen Reise einiger Engländer, die im Jahre 1782 an der Küste des östlichen Kafferlands Schiffbruch litten, und dann zu Lande, unter zahllosen Mühseligkeiten und Leiden nach dem Kap der guten Hoffnung zogen.

Einer der Schiffbrüchigen, der Matrose John Hynes, erzählte diese schauerliche Geschichte dem Londoner Maler Carter, der sie zu Papier brachte, und dem Publikum mittheilte. *)

So interessant diese tragische Reisegeschichte auch ist, so wenig Stoff liefert sie dem Erd- Natur- und Menschenforscher; da sie aber ein noch so wenig bekanntes Land betrifft, über das auch die unbedeutendste Nach-

*) Die zweite Auflage der deutschen Uebersezzung erschien im J. 1793 zu Berlin, gr. 8. Der Uebersezzer ist D. Kurt Sprengel zu Halle.

richt dem Geographen wichtig seyn muß, so verdient sie ins Kurze gedrängt gewiß eine Stelle in diesem Abschnitte.

Der Erzähler Hynes war zu sehr entblößt von den nöthigen Kenntnissen, und in einer zu unglükseligen Lage, als daß er Vieles für die Erd- und Völkerkunde hätte beobachten können. Doch das Wenige was er bemerkt und erzählt hat verdient Aufmerksamkeit.

# Reise
einiger
brittischen Schiffbrüchigen
durch
# das Kafferland.

Im Jahre 1782.

Am 23sten Junius segelte das brittische Schiff der Grosvenor mit vielen Passagieren von Trinkomale (in Ostindien) ab, um nach Europa zurükzukehren, und hatte eine sehr stürmische Fahrt.

Mancherlei Zufälle verursachten, daß der Kapitän, er hieß Coxon, den Lauf des Schiffs nicht genau bestimmen konnte, und viel weiter vom Lande entfernt zu seyn glaubte, als er wirklich war. Das Wetter war zu trüb um sich von der Nähe des Landes genau unterrichten zu können, und ehe man es dachte, saß das Schiff auf einem Felsen vest, und alle Mühe, es davon loszubringen, war vergeblich.

Es war am 4ten August genannten Jahrs als das Schiff an der Küste des Kafferlandes strandete. Die Klippe auf die es gerathen war,

ist nur etwa 300 Ellen von dem vesten Lande entfernt. Dieser Umstand ließ die erschrokne Mannschaft hoffen, daß es ihnen doch gelingen würde, wenigstens ihr Leben zu retten, wenn auch das Schiff scheitern würde; aber auch diese Aussicht schien den Unglüklichen entfliehen zu wollen, als sich ein Landwind erhob, der das Schiff in die See hinaus zu treiben, und in den Fluten zu versenken drohte. Der Kapitän, der nun nicht eigentlich wußte, an welcher Küste er sich befand, befahl Nothschüsse zu thun, aber die Pulverkammer war schon voll Wasser; er ließ den grossen Mast und den Fokmast kappen, aber auch dieses Nothmittel blieb ohne Wirkung. Angst und Schrekken erreichten nun den höchsten Grad auf dem Schiffe.

Da die Boote schon bei dem Kappen der Masten verloren gegangen waren, so beschlossen die gefaßtesten unter der Mannschaft aus Sparren, Masten und Stangen ein Floß zusammenzusezzen, womit man das Ufer erreichen könnte. Zu dem Ende entschlossen sich ihrer drei, ein Laskar (indischer Matrose) und zwei Italiener mit der grossen Senkleine an das Land zu schwimmen. Zwei derselben erreichten glüklich das Ufer, aber einer von den beiden Italienern ertrank.

Mit Hülfe der grossen Senkleine ward ein stärkeres Seil, und dann ein großes Schiffstau

ans Land gebracht. Bei diesem Geschäffte leisteten eine Menge Eingeborner, die sich aus Neugierde am Ufer versammelt hatten, der Mannschaft Beistand.

Die Masten wurden von den Strömungen und Wogen an den Strand getrieben. Sobald man sie erreichen konnte, streiften die Eingebornen die eisernen Bänder ab; denn dies Metall hatte bei ihnen den größten Werth, da sie die Spizzen ihrer Hassagaien oder Lanzen damit beschlagen.

Sobald das Schiffstau ans Land gebracht war, band man es um den Felsen; das andere Ende aber ward an der großen Schiffswinde am Bord vestgemacht, und auf diese Art straff angezogen.

Indessen war das Floß, womit die meiste Mannschaft sich beschäftiget hatte, auch fertig geworden, und es ward ein Schiffstau von neun Zoll Dikke darum gewunden. Man warf es darauf über Bord, und wendete es nach dem Hintertheile des Schiffes herum, damit die Weiber und Kinder desto leichter von der Gallerie darauf hinunter steigen könnten.

Vier Leute giengen auf das Floß, um den Frauenzimmern zu helfen. Kaum aber hatten sie

ihre Stellung genommen, als die Gewalt der Brandungen das Schifftau, ungeachtet es ganz neu war, zerriß, das Floß an den Strand trieb, und es zertrümmerte. Auf diese Art ertranken drei von den vier Leuten.

Jedermann sorgte nun, so gut er konnte, für sich selbst. Einige nahmen ihre Zuflucht zu dem einzigen Mittel, das ihnen übrig zu bleiben schien, um ans Land zu kommen, nämlich an dem großen Schiffstau, welches an den Felsen bevestigt war, sich Hand an Hand herüber zu helfen. Die Verzweiflung gab ihnen Stärke und Muth, und so erreichten auf diesem mißlichen und gewagten Wege verschiedene Matrosen das Ufer; Andere aber, denen es zu schwer wurde, fielen herunter und ertranken; dieser lezteren waren fünfzehn.

Das Schiff gieng endlich nahe am großen Maste von einander; die Bugstükke wurden herumgetrieben, und kamen quer vor das Hintertheil.

Zu gleicher Zeit nahm der Wind glüklicher Weise wieder seine alte Richtung, und stieß gerade auf das Land. Dieser Umstand trug dazu bei, daß die am Bord Gebliebenen sich retten konnten. Alle standen übrigens auf dem Hintertheile versammelt, weil sie hier dem Ufer am nächsten waren.

Der

Der Wind und die hohen Wogen verursachten jezt eine Spaltung des Wraks, worauf sich die Mannschaft befand; und in einem Augenblik zerriß das Verdek von einem Ende zum andern in zwei Stükke. In dieser schröklichen Lage lief das Volk auf die rechte Seite. Dies Stük schwamm bald darauf mit ihnen auf seichte Stellen; die andern Stükke des Wraks aber saßen vest und brachen die hohen Wogen, die sie immer zu verschlingen oder zu zertrümmern drohten. Jener glükliche Umstand machte, daß die ganze Mannschaft, selbst das Frauenzimmer und die Kinder sicher das Land gewannen, den Gehülfen des Kochs, einen Schwarzen, ausgenommen; denn dieser war betrunken, und konnte nicht dazu gebracht werden, das Wrak zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit thaten die Matrosen, die sich mittelst des Schifftaus schon herüber geholfen hatten, was sie nur konnten, um denen beizustehen, die ihrer Hülfe bedurften.

Während der Zeit sie alle das Ufer gewannen, war der Abend herangekommen. Glüklicher Weise hatten die Eingebornen, die bei dem Untergange der Sonne sich entfernten, die glühende Asche von ihren Feuern zurükgelassen. Mittelst derselben zündeten unsere Leute drei andre Feuer an, und bedienten sich dazu des Holzes vom Wrak. Sie trieben einige Schweine, Gänse und anderes Federvieh, die an den Strand ge-

worfen waren, zusammen, und bereiteten sich für diesen Abend eine gemeinschaftliche Mahlzeit.

Während der Zeit giengen sie am Strande auf und nieder, um etwas aufzusuchen, was ihnen nützlich seyn könnte. Man fand ein Faß Rindfleisch, ein Faß Weizenmehl, und zwei Oxhofte Arrak. Dies überlieferte man dem Kapitän, der davon einem Jeden seinen Theil gab. Auch brachte man ihm zwei Segel, die an den Strand geworfen waren; und er befahl zwei Zelte daraus zu machen, unter denen das Frauenzimmer die folgende Nacht zubringen könnte.

Am Morgen des 5ten Augusts kamen die Eingebornen, die wollichtes Haar hatten und ganz schwarz waren, und nahmen alles weg, was ihnen gefiel. Dies Betragen erregte bei unsern Leuten, vorzüglich bei den Frauenzimmern, tausend Besorgnisse in Rücksicht ihrer persönlichen Sicherheit; sie fanden indessen zu ihrem Vergnügen, daß die Wilden sich mit dem Plündern begnügten.

Am folgenden Tage beschäftigte man sich damit, Alles zusammen zu bringen, was auf der Reise, die man vorhatte, nützlich werden könnte; denn es ward beschlossen, zu Lande, so gut als möglich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu wandern. Da man das Zusammenge-

brachte nachsah, fand man, daß zwei Fässer Weizenmehl und ein Zuber voll Schweinefleisch vorräthig waren. Auch hatte man zwei Fässer Arrak; diese befahl aber der Kapitän weislich einzuschlagen, weil sonst die Eingebornen, wenn sie ihnen in die Hände fielen, sich berauschen und in diesem Zustande die ganze Mannschaft ermorden konnten.

Kapitän Coxon rief jezt alle, die vom Schiffbruche gerettet waren, zusammen, vertheilte den Mundvorrath unter sie und sagte ihnen, da er am Bord ihr Befehlshaber gewesen wäre, so hoffte er, sie würden seinen Befehlen auch ferner folgen. Die einmüthige Antwort war: „Auf jeden Fall!" Hierauf sagte er ihnen: er hoffe nach der genauesten Rechnung, in Zeit von fünfzehn bis sechzehn Tagen eine von den holländischen Niederlassungen erreichen zu können. *)

*) Der Kapitän irrte sich hierin nicht sehr. Denn da, wie sich nachher ergab, der Grosvenor zwischen dem 28sten und 27sten Grade Süderbreite gescheitert war, so war in gerader Linie eine Entfernung von wenigstens 60 Meilen bis zu der nächsten Niederlassung; da aber der Weg durch ein von Wilden bewohntes Land gieng, das von vielen Küstenflüssen durchschnitten ist, so wäre es klüger gewesen, die Schiffbrüchigen wären bei ihrem Wrak geblieben, und hätten sich Boote gebaut, in welchen sie an der Küste hin hätten fahren können.

Durch diese Hoffnung aufgemuntert, wanderten die Geretteten den 27sten aus, um sobald als möglich das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Der erste Steuermann, Logie, war seit einiger Zeit unpäßlich, und ward daher von zwei Leuten in einer Hängematte, die man an Stangen bevestigt hatte, getragen. In dieser beschwerlichen Arbeit löseten sich alle auf eine liebreiche Art wechselsweise ab.

Ehe sie auswanderten, machten sie eine holländische Flagge, die sie vor sich hertragen liessen, weil sie glaubten, daß dieselbe in diesen Gegenden bekannter und geehrter sei, als die englische.

Ein gewisser O'Brien, der ein ostindischer Soldat gewesen war, hatte eine Kniegeschwulst, und wollte nicht mit seinen Kammeraden gehen, sondern blieb zurük. Der arme Mensch sagte: „da er nicht mit ihnen fort könnte, so wollte er sich bemühen, etwas Blei und Zinn von dem Wrak zu erhalten, und verschiedene Kleinigkeiten zum Vergnügen der Eingebornen daraus verfertigen; denn er hoffte sich dadurch bei ihnen einzuschmeicheln, und ihre Sprache zu lernen, bis er besser im Stande seyn würde, die Reise zu machen. Er wollte eben so gern unter ihnen sterben, als sein Leben auf der Reise unter quälenden Schmerzen und Hunger endigen."

Die Schiffbrüchigen begaben sich nun alle auf die Reise, den genannten Menschen ausgenommen. Einige Eingeborne folgten ihnen, andre blieben bei dem Wrak. Indem unsere Leute weiter fortgiengen, fanden sie einen ziemlich betretenen Pfad von einem Dorfe zum andern. Die Kaffern folgten ihnen noch ungefähr drei englische Meilen weit, raubten ihnen von Zeit zu Zeit alles was ihnen gefiel, und warfen sie zuweilen mit Steinen.

Bald nachher begegneten sie einer Anzahl Wilden, die sich ungefähr auf dreißig Mann beliefen. Diese trugen ihre Haare wie Zukkerhüte zusammengewikkelt, und hatten die Gesichter roth gemalt. Unter ihnen war ein Mann der Holländisch sprach. Er hieß, wie sie nachher erfuhren, Trout, und hatte, wegen verschiedner Mordthaten, die er unter seinen Landsleuten begangen, seine Zuflucht hieher genommen.

Als er den Engländern nahe kam, fragte er, wer sie wären, und wohin sie wollten? Da er hörte, daß sie Engländer und gestrandet wären, und jezt einen Weg zu dem Vorgebirge der guten Hofnung zu finden suchten, so gab er ihnen die Nachricht: die Reise, die sie vorhätten, sei mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten verknüpft. Sie müßten ihren Weg durch die Gebiete vieler Völkerschaften nehmen und eine Menge Wüsten passi-

ten; noch überdies hätten sie viele Gefahren von der ungeheuren Menge wilder Thiere zu fürchten, die sie gewiß auf ihrem Wege antreffen würden. Alles dies zusammen genommen machte nach seiner Versicherung ihren Versuch fast unausführbar. Diese Nachricht konnte nun freilich den Muth der aus einem Schiffbruche geretteten Wanderer nicht beleben. Sie boten dem Menschen so viel Geld an, als er nur haben wollte, wenn er sie bis zur Kapstadt führte; aber sie konnten ihn schlechterdings nicht dazu bewegen. Als Ursache seiner abschlägigen Antwort gab er an, er fürchte sich, in die Gewalt der Holländer zu gerathen; da er überdies Weib und Kinder unter den Eingebornen hätte, so würden diese gewiß ihn nicht gehen lassen, wenn er auch noch so sehr dazu geneigt wäre. — Sie sezten also, da in dieser Rüksicht alle ihre Mühe vergeblich war, ihre Reise fort, und wanderten auf dieselbe Art vier bis fünf Tage lang. Den Tag über waren sie beständig von den Eingebornen umringt, die alles, was ihnen gefiel, unsern Leuten wegnahmen, aber jedes Mal beim Untergange der Sonne sich entfernten. Bei ihrer Anwesenheit erhielten sie unsre Reisenden in beständiger Unruhe, indem sie das Frauenzimmer grob behandelten, und dadurch die Männer derselben und überhaupt die ganze Mannschaft zu gewaltthätigen Handlungen reizten.

Als sie weiter kamen, sahen sie viele Dör-

fer, hielten sich aber so weit als möglich von ihnen entfernt, um die Ungebührlichkeiten der Einwohner zu vermeiden. Logie, der erste Steuermannsgehülfe, war jezt so weit wieder hergestellt, daß er ohne fremden Hülfe fortkommen konnte. Sie gelangten nun in ein tiefes Thal, und trafen daselbst drei von den Eingebornen an, welche Lanzen in den Händen trugen, und bei ihrer Annäherung Zembe riefen. Man glaubte, dies bedeute: Gebt uns etwas. Vielleicht aber wollten die Eingebornen damit sagen, daß sie unsre Leute für Zimbaoer hielten; man sieht nemlich auf der Karte, daß es dort eine Nazion dieses Namens gibt. Wahrscheinlich führten sie eben damals mit diesem Volke Krieg; denn verschiedene Male sezten sie ihre Lanzen dem Kapitän an die Kehle. Zulezt faßte dieser, da seine Geduld erschöpft war, einen von ihnen, wand ihm die Lanze aus den Händen, zerbrach sie, und behielt die Spizze in der Hand. Hierauf entfernten sich die Eingebornen, und schienen diesen Tag über sich nicht weiter um unsre Leute zu bekümmern.

Am folgenden Tage kamen sie zu einem großen Dorfe, und fanden dort die oben erwähnten drei Eingebornen, welche schon drei bis vier hundert von ihren Landsleuten versammelt hatten. Diese alle waren mit Lanzen und Schilden aus Elefantenhäuten bewaffnet. Sie hielten die an=

rükkenden Engländer auf, um sie zu plündern und zu mishandeln; endlich fielen sie gar über sie her und schlugen sie.

Jezt sah die Mannschaft, daß es die Absicht der Eingebornen war, sie alle niederzumachen; sie faßten also den Entschluß, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Dem zu Folge stellten sie die Weiber, Kinder und Kranken in einiger Entfernung unter den Schuz von einem Duzzend Mannspersonen, und die übrigen achtzig bis neunzig an der Zahl, hielten die Feinde ungefähr zwei und eine halbe Stunde auf, indem sie die ganze Zeit über mit ihnen schwarmuzirten. Als sie endlich einen kleinen Hügel gewonnen hatten, wo sie nicht umringt werden konnten, erfolgte eine Art von Waffenstillstand zwischen den streitenden Parteien. Während des Gefechts wurden auf beiden Seiten viele verwundet, aber keiner getödtet. Herr Newman, einer von den Passagieren, ward mit dem Schaft einer Lanze ins Ohr gestoßen, und blieb von dem heftigen Schlage zwei Stunden lang betäubt. Nachdem man endlich Frieden gemacht hatte, schnitten verschiedene von der Schiffsgesellschaft die Knöpfe von ihren Kleidern, und gaben sie nebst andern Kleinigkeiten den Eingebornen. Hierauf giengen diese weg und kamen nicht wieder.

So bald Herr Newman ziemlich wieder hergestellt war, sezten die Engländer ihre Wande-

rung weiter fort. Zwei Männer trugen ihn, und man konnte auf diese Art fünf bis sechs Meilen machen, ehe es dunkel ward. Darauf zündete man ein Feuer an, und blieb die Nacht hindurch unter freiem Himmel. In der Nacht wurden die Wanderer durch das Brüllen der wilden Thiere so in Angst gesezt, daß die Männer wechselsweise Wache halten mußten, damit sie nicht zu nahe kämen. — Welch' eine Lage für Frauenzimmer, die zärtlich erzogen, und vor kurzem an allen Luxus des Orients gewöhnt waren! Jedes fühlende Herz mußte Theil nehmen an ihrem Leiden und ihre hülflose Lage beklagen. —

Am nächsten Morgen kam der Holländer Trout wieder zu ihnen, und erzählte, daß er am Bord des Wraks gewesen sei, eine Last Eisen, Zinn, Blei und Kupfer von dort geholt habe, und diese nun in seinen Kraal bringen wolle. Er fragte sie, wie sie mit den Eingebornen zerfallen wären, denn er hatte schon von dem Streite gehört, und rieth ihnen, künftig keinen Widerstand zu thun, besonders da sie keine Waffen hätten, und es folglich ganz vergebens wäre, sich zu widersezzen. Seiner Meinung nach würden sie, wenn sie diesem Rathe folgten, ungehinderter fortkommen. Er war ganz allein, und hätte einen Schlafrok an, der entweder dem Kapitän oder einem von den Passagieren gehörte. Nach dieser Unterredung nahm er die geraubten Sachen auf, und gieng davon.

Als der Holländer fort war, verfolgten unsre Leute ihren Weg. Sie kamen spät Abends in ein tiefes Thal, wo sie die Nacht zuzubringen beschlossen. Man machte Feuer, stellte, wie gewöhnlich, Wachen aus, und die, an denen die Reihe zu ruhen war, so wie die Weiber, Kinder und Kranken, legten sich nieder. Der Müde bedarf nur wenig zum Schlaf. Die übrigen wurden indessen durch das Heulen der wilden Thiere so beunruhigt, daß sie nur wenig schlummern konnten. Wirklich kamen diese ungebetenen Gäste diese Nacht so nahe, daß sie eine allgemeine Verwirrung veranlaßten, und die Wachen hatten alle mögliche Mühe anzuwenden, um sie mit Feuerbränden abzuhalten.

Der Tag war kaum angebrochen, als sie ihre Reise weiter fortsezten. Gegen Mittag kam eine Anzahl Wilder, und fieng, wie gewöhnlich, wieder an zu plündern. Unter andern nahmen sie den unglüklichen Wanderern auch ihre Zunderbüchse, Stahl und Feuerstein. Dies war für sie ein unersezlicher Verlust! —

Um deßwillen mußte jezt Jeder während des Wanderns wechselsweise mit dem andern einen Feuerbrand in der Hand tragen, wobei die Eingebornen ihnen immer nachfolgten, bis es dunkel ward. Endlich kamen sie an einen kleinen Fluß, den ersten, den sie antrafen. Da es eben

Flutzeit war, so konnten sie nicht durchkommen, und mußten daher den übrigen Theil der Nacht dort zubringen.

Ehe die Eingebornen sich entfernten, wurden sie unruhiger, als sie bisher gewesen waren. Sie nahmen den Herren ihre Uhren weg, und da sie in den herabfallenden Haaren der Frauenzimmer verstekte Diamanten bemerkten, so raubten sie dieselben ohne alle Umstände. Ja, sie sahen sich begierig um, ob sie nicht noch mehr erblikken könnten.

Was die Damen bei dem Verluste dieser kostbaren Kleinodien, die sie mit so vieler Sorgfalt verwahrt hatten, fühlen mußten, läßt sich leichter denken, als beschreiben. Die Herren waren, wie man sich wol vorstellen kann, nicht im Stande, ihren Unwillen bei diesen Gewaltthätigkeiten zu verbergen. Indessen erhielten sie ihrer Seits von den Räubern nichts als Schläge mit den Lanzen oder mit knotigen, ungefähr drei Fuß langen Stökken, welche die Lezteren immer bei sich führten.

Es fieng an dunkel zu werden, und nothwendig mußte man ein Feuer anzünden; aber die, welche die Feuerbrände hielten, waren gerade jezt zurükgeblieben. Da sahen der Schiffskoch und zwei andere an dem entgegengesezten Ufer

des Flusses die Reste eines Feuers, das die Eingebornen angezündet hatten, um das lange Gras wegzubrennen. Sie schwammen hinüber, und kehrten mit hellen Feuerbränden, die sie über den Köpfen hielten, wieder zurük.

Nun war man im Stande ein Feuer anzuzünden, und die, an denen die Reihe war, konnten diese Nacht ihre ermatteten Körper der Ruhe überlassen.

Am folgenden Tage, als die Ebbe eintrat, wateten sie alle durch den Fluß. Da sie an frischem Wasser Mangel litten, so schlug der Oberst James vor, in den Sand zu graben, um Wasser zu finden. Sein Vorschlag ward mit glüklichem Erfolge ausgeführt.

Da aber jezt der Mundvorrath, den sie mitgebracht hatten, fast aufgezehrt war, und die Beschwerlichkeit mit Weibern und Kindern zu wandern zu groß ward, so bemerkte man eine laute Unzufriedenheit unter den Matrosen. Jeder schien nun entschlossen zu seyn, nur für sich selbst zu sorgen.

Der Kapitän also nebst Logie, dem ersten Steuermann und seiner Frau, Beale, der dritte Steuermann, Oberst James und seine Frau, Herr und Madame Hosea, Hay, der Schiffsschrei-

der, Newman, und Nixon, der Wundarzt, entschlossen sich, beisammen zu bleiben und so langsam wie vorher zu wandern. Ein großer Theil der Mannschaft ward durch die ansehnlichen Versprechungen des Obersten James, des Herrn Hosea u. s. w. vermocht, bei ihnen zurük zu bleiben, um den wenigen Mundvorrath, der ihnen übrig geblieben war, und die Bettdekken fortzuschaffen, unter denen sie des Nachts schliefen.

Shaw aber, der zweite Steuermann, Trotter, der vierte Harris, der fünfte, Kapitän Talbot und sein Bootsmann, die Herren Williams and Taylor, d' Espinette, Olivier und ihre Bedienten, der Zimmermann, der Faßbinder und der Unterproviantmeister, die Gehülfen des Zimmermanns und des Kalfaterers, und die übrigen Schiffsleute, unter welchen auch der Matrose Hynes war, überhaupt drei und vierzig Mann, giengen voraus. Ein sieben = bis achtjähriger Knabe von guter Geburt, Namens Law, schrie hinter einem Passagier her; man mußte ihn also mitnehmen und, wenn er nicht mehr gehen konnte, ihn wechselsweise tragen. Diese Trennung geschah indessen nicht ohne Betrübniß von allen Seiten. Sie hatten bis jezt mit einander die Beschwerlichkeiten und das Ungemach ihrer Lage getheilt, und auf diese Art waren sie sich gleichsam nothwendig und vertraut mit einander geworden. Also konnten sie sich in

einem fremden Lande, wo sie noch dazu fast keine Hoffnung zum Wiedersehen hatten, nicht ohne großen Kummer, wenigstens auf Seite derer, die dessen empfänglicher waren, trennen.

Nachdem beide Parteien diesen Entschluß gefaßt hatten, sonderten sie sich völlig von einander ab. Der zweite Steuermann und seine Gesellschaft giengen voraus. Am folgenden Tage wurden des Morgens um sieben oder acht Uhr die Lezteren an dem Ufer eines Flusses, wo sie die ganze Nacht hindurch die Ebbezeit abgewartet hatten, von den andern eingeholt, und die Gesellschaft vereinigte sich noch einmal.

Diese unerwartete Zusammenkunft war ihnen allen äußerst angenehm, ungeachtet sie nur kurze Zeit getrennt gewesen waren. Es war ein entzükkender Augenblik. Die Unbequemlichkeiten, die ihre Trennung veranlaßt hatten, wurden jezt vergessen, und jedes Herz glühete von ungeheuchelter Empfindung.

Auf diese Art giengen sie alle zusammen durch den Fluß und wanderten den ganzen Tag, und einen Theil des folgenden in Gesellschaft. Bisweilen stießen Eingeborne auf sie; indessen begnügten sie sich damit, die Kleinigkeiten zu stehlen, die ihnen in den Weg kamen, und liefen dann davon.

Die Wanderer hatten jezt ein grosses Dorf erreicht, wo sie den Holländer Trout wieder fanden, der ihnen sein Weib und seine Kinder zeigte, und um ein Stük Schweinefleisch bat. Er sagte ihnen, dies sei sein Wohnort, und wiederholte die Versicherung, daß die Eingebornen in keinem Fall ihn gehen lassen würden, wenn er auch gleich Neigung hätte, in sein Vaterland zurükzukehren.

Er gab ihnen Anleitung zu ihrer fernern Reise, und nannte ihnen die Namen der Plätze, durch die ihr Weg sie führte, und die Flüsse, über die sie mußten. Während dieser Unterredung hatte sie eine große Menge von Eingebornen umringt.

Unsere Leute nahmen diese Nachrichten von Trout mit Dank an, und sezten ihre Reise weiter fort. Die Eingebornen begleiteten sie, entfernten sich aber, wie gewöhnlich, sobald es dunkel ward.

Die folgende Nacht blieben sie noch beisammen, aber da sie am Morgen fanden, daß ihr Mundvorrath aufgezehrt war, und da sie zugleich bemerkten, daß das Wasser eben niedrig stand, so gieng ein Theil der Mannschaft an die Küste, um Muscheln von den Felsen zu sammeln.

Sie hatten auch das Glük, eine beträchtliche Menge Austern, Mieß- und Tellmuscheln zu

finden. Die besten Austern gab es an der Mündung des Flusses, wo das Seewasser mit süßem Wasser gemischt war. Man vertheilte sie unter die Weiber, Kinder und Kranken; denn da die Flut eintrat, als man sich eben damit beschäftigte, so konnte man keine für Alle hinreichende Menge sammeln.

Sobald die Mannschaft vom Fischen wieder zurükgekehrt war, und ihre kärgliche Mahlzeit gehalten hatte, sezte sie ihren Marsch fort, und gelangte um zwölf Uhr an ein kleines Dorf. Hier kam ein alter Mann ihnen entgegen. Er schwang die Lanze, die er in der Hand hielt, gegen unsre Leute, und machte zugleich ein Geräusch, wie wenn eine Muskete abgeschossen wird. Vermuthlich glaubte er, daß man sein Vieh schlachten wollte; denn er trieb sogleich seine Heerde in den Kraal. Der Alte folgte der Mannschaft nicht, aber verschiedene Einwohner des Dorfs thaten es, und betrugen sich sehr unfreundlich.

Unsere Gesellschaft wanderte zusammen bis ungefähr um vier Uhr, wo man aufs neue sich zu trennen beschloß. Die Gründe, die sie zu diesem Schritte vermochten, waren folgende: Wären sie zusammen geblieben, so würden sie nicht im Stande gewesen seyn, es gegen die Menge von Eingebornen auszuhalten, die sich in wenigen Stunden sehr stark sammeln und alsdann

finden

finden konnten, daß der größte Theil unserer Mannschaft sich leidend verhalten müsse. Wenn sie dagegen in abgesonderten Haufen marschirten, so konnten sie weniger die Eifersucht und den Verdacht der Völkerschaften erregen, durch deren Gebiet sie ziehen mußten. Auf jeden Fall theilten sie die Aufmerksamkeit derselben; auch konnten sie in kleineren Haufen einander desto leichter Hülfe leisten.

Diese Gründe bewogen sie, so traurig auch die Trennung war, sie dennoch zu wagen. Unglüklicher Weise nahmen sie verschiedene Wege, und trennten sich also, um sich nie wieder zu finden.

Zu der Partei des zweiten Steuermannsgehülfen gehörte, wie gedacht, auch Hynes, welcher diese Reisegeschichte erzählte; da er aber nun von den Anderen, die zurükgeblieben waren, nichts mehr erfuhr, *) so betrifft jezt Alles, was hier von diesem Zuge berichtet wird, nur die Gesellschaft des Erzählers Hynes.

Als man sich getrennt hatte, wanderte Hynes und seine Gesellschaft, bis es ganz dunkel geworden war. Dann kamen sie zu einem bequemen

*) Sie sind meist alle, wie es nachher sich bestätigte, in diesem Lande umgekommen.

Holz- und Wasserplazze, zündeten ein Feuer an, und legten sich zur Ruhe.

Am folgenden Tage machten sie, nach den genauesten Berechnungen, ungefähr dreißig engl. Meilen. Sie sahen auf ihrem Wege eine Menge Eingeborne; diese schienen neugierig, zu wissen, wer und was sie wären, fielen ihnen aber nicht weiter beschwerlich.

Als es beinahe finster war, erreichten sie einen großen Wald; aber aus Furcht irre zu gehen, und von wilden Thieren beunruhigt zu werden, wagten sie sich nicht hinein. Da sie an ihrem Ruheplazze Wasser fanden, so machten sie ein großes Feuer an, und blieben die Nacht hindurch um dasselbe liegen. Indessen konnten sie nur wenig schlafen; die wilden Thiere heulten so schröklich, daß die Wächter in nicht geringe Angst geriethen.

Am folgenden Tage sezten sie ihren Marsch bis zu Mittag fort, ohne etwas anders zu genießen, als wilden Sauerampfer, und die Beeren, welche die Vögel fraßen. Auf dem ganzen Wege begegneten sie keinen Eingebornen, und kamen endlich an eine Felsenspizze, wo sie Schalenthiere sammelten. Dadurch erquikt, sezten sie ihre Wanderung bis an das Ufer eines großen Flusses fort, wo sie sich zur Ruhe begaben. Am folgenden Morgen fanden sie den Fluß sehr breit

und tief, und, da Einige von der Gesellschaft nicht schwimmen konnten, so entschlossen sie sich, den Krümmungen des Flusses nachzugehen, um eine Furt zu suchen.

Sie wanderten eine geraume Zeit längs den Ufern des Flusses hin; und kamen auf ihrem Wege durch verschiedene Dörfer, konnten aber von den Eingebornen durchaus keine Hülfe erlangen. Statt ihnen Beistand zu leisten, trieben diese sogleich ihr Vieh in die Kraale.

Nach einer beschwerlichen Tagereise längs dem Flusse, der sich immer nicht verengen wollte, wie sie es gehofft hatten, kamen sie auf den Einfall, Fähren oder Flösse zu bauen, um hinüber zu kommen. Zu diesem Ende sammelten sie alles trokne Holz, das sie finden konnten, banden es mit Bast und ihren Schnupftüchern zusammen, sezten dann den erwähnten kleinen Knaben, mit denen, die nicht schwimmen konnten, darauf, und die, welche schwimmen gelernt hatten, trieben die Fähre vor sich hin. Auf diese Art kamen sie alle glüklich hinüber. Hynes glaubt, daß der Fluß, über den sie auf diese Art sezten, nicht weniger als zwei engl. Meilen breit gewesen sei.

Jezt nahmen sie ihre Richtung nach dem Abflusse des Stroms hin, um sich dem Strande

noch einmal zu nähern und Mundvorrath zu erhalten. Seit drei Tagen hatten sie die Küste verlassen, und während dieser Zeit fast nichts weiter genossen, als Wasser und etwas wilden Sauerampfer; man kann sich also ihre Ermattung leicht vorstellen. Indessen steht die Vorsehung den Unglüklichen immer bei; unter ihrem mächtigen Schuzze erreichten endlich die armen Pilger den Strand. Die Flut war zum Glükke vorüber; sie erhielten also eine Menge Schalenthiere, erquikten sich damit, und legten sich dann zur Ruhe.

In der Folge nahmen sie ihren Weg so nahe am Strande, als möglich. Dies thaten sie drei bis vier Tage lang, damit sie an Nahrungsmitteln keinen Mangel leiden möchten. Sie trafen bisweilen auf Eingeborne, wurden aber nicht von ihnen beunruhigt.

Das Land nahe an der Küste ward jezt sehr waldig, bergig und wüste. Am vierten Tage erreichten sie einen hohen, mit Holz bewachsenen Berg, über welchen ihr Weg sie nothwendig führte, da es ihnen unmöglich war, über den Felsen längs der Küste zu kommen.

Um durch diesen Wald zu gelangen, der ihnen von sehr großem Umfange zu seyn schien, fiengen sie ihre Wanderung vor Anbruch des Ta-

ges an, und erreichten ihn, als gerade die Sonne aufgieng. Die Tagereise war für sie höchst beschwerlich; denn sie mußten sich einen neuen Weg bahnen, den vorher vielleicht kein menschlicher Fuß betreten hatte, und da, viele von der Gesellschaft barfuß gingen, so mußte diese Wanderung ihnen sehr beschwerlich fallen.

In der Ungewißheit, welchen Weg sie nehmen sollten, waren sie oft genöthigt, auf die höchsten Bäume zu steigen, um ihn auszukundschaften. Die Nacht kam heran, und sie erlagen fast unter den Mühseligkeiten, ehe sie die Spizze des Berges erreicht hatten.

Jezt fanden sie, daß sie gerade durch den Wald gegangen waren, und sich an der Gränze einer großen offnen Fläche befanden, die vor ihnen ausgebreitet lag und von einem schönen Flusse bewässert war. Hier schliefen sie die darauffolgende Nacht, zündeten aber erst ein ungewöhnlich großes Feuer an, und stellten sorgfältig Wachen aus, da die wilden Thieren bei ihren nächtlichen Streifereien hier das Wasser aufzusuchen pflegen. Die Lage der Wanderer ward auf diese Art äußerst bedenklich, und sie konnten nur mit großer Mühe die Thiere abhalten.

Bei Anbruch des Tages stieg Hynes auf einen der höchsten Bäume, um zu erforschen, wel-

che Richtung die Küste hätte. Er fand, daß sie erst durch einen andern Wald müßten, oder vielmehr durch eine Fortsezzung dessen worin sie sich befanden, ehe sie den Fuß des Berges erreichen konnten.

Da er die Krümmungen der Küste ausgekundschaftet hatte, so stieg er vom Baume wieder herunter. Bald hernach brach die Gesellschaft auf, und sezte ihre Reise, so gut sie konnte, bis zu jenem Walde fort. Sie erreichten ihn höchst ermattet, als eben die Nacht einbrach, und hatten indessen unglaubliche Schwierigkeiten zu überwinden; denn man fand keine andere Fußstapfen, als die Spuren von Löwen, Tigern und andern Raubthieren.

Die Nacht brach ein, als sie wieder an die Küste kamen, und nun zündeten sie vor allen Dingen ein Feuer an. Da es indessen nach den Beschwerlichkeiten und Arbeiten des Tages ein zu hartes Geschäfte war, Holz genug zusammen zu tragen, um drei verschiedene Feuer, die für so viele Menschen erfordert wurden, die ganze Nacht hindurch zu unterhalten, so gaben sie einem Jeden seinen Antheil an dem Feuer, wobei er seine Austern und Mießmuscheln öffnen konnte. Sie mußten zu diesem Verfahren ihre Zuflucht nehmen, da in der ganzen Gesellschaft Niemand ein Messer besaß; denn die Eingebornen

hatten ihnen Alles geraubt, außer die Kleider, die ihnen doch jezt auch ganz unnüz waren. Auf dieser Stelle blieben sie liegen; sie fanden aber kein Wasser.

Sie hatten die Nacht an dem erwähnten Orte so ruhig und sicher gelegen, als sie wünschen konnten, und sezten am folgenden Morgen ihre Reise weiter fort. Gegen Mittag fanden sie am Strande einen todten Wallfisch, der zur Flutzeit sehr hoch aufs Land geworfen war.

Ihre Freude über einen so reichen Vorrath war nicht gering; indessen wußten sie nicht, was er ihnen helfen sollte, da in der ganzen Gesellschaft niemand ein Instrument besaß, womit man etwas hätte abschneiden können. Doch wäre dies auch wirklich der Fall gewesen, so würden Einige unter ihnen, ob sie gleich sehr ausgehungert waren, doch nicht haben davon essen können, weil ihr Ekel vor einem solchen Nahrungsmittel zu groß war. Andre machten indessen auf dem Aase Feuer an, gruben mit Austerschalen die so gebratenen Stükke aus, und hielten eine starke Malzeit.

Jezt eröffnete sich vor ihnen ein schönes ebenes Land. Bei dem Anblikke desselben glaubten sie, das Kafferland schon verlassen, und die nördlichsten holländischen Besizzungen erreicht zu haben,

Einige von der Gesellschaft hielten es für das Rathsamste, ihren Weg dahin zu nehmen; Andere aber glaubten sicherer zu gehen, wenn sie sich längs der See hielten.

Nachdem man die Gründe für und wider beide Vorschläge reiflich erwogen hatte, beschloß man, so klein auch die Gesellschaft schon durch die erste Trennung geworden war, sich von neuem zu trennen. Shaw der vierte Steuermann, Harris, der fünfte, Williams und Taylor, Kapt. Talbot, Isaak Blair, nebst seinem Unterbootsmann und zwei und zwanzig Matrosen, unter denen sich auch Hynes befand, beschlossen, landeinwärts zu gehen. Der Zimmermann, der Proviantmeister, der Faßbinder, d'Espinette, Olivier und vier und zwanzig Matrosen, nahmen den Weg längs der Küste.

Der Theil der Gesellschaft, an welchen sich Hynes anschloß, gieng landeinwärts, und wanderte drei Tage und drei Nächte durch eine schöne, anmuthige Landschaft.

Sie sahen auf ihrem Wege eine Menge Kraale, aber fast alle standen leer. Uebrigens hatten sie während der ganzen Zeit keine andere Nahrung, als die wenigen Austern, die sie vom Strande mitgenommen; und einige Beeren und etwas wilden Sauerampfer, die sie unterwegs sammelten.

Aus diesen Gründen hielten sie es für das Beste, zum Strande zurükzukehren. Sie thaten es, und kamen in einem sehr elenden und schwachen Zustande daselbst an. Glüklicherweise war die Flutzeit vorbei, und sie konnten nun, wie gewöhnlich einige Muscheln bekommen. Mit diesen stillten sie ihren Hunger, und legten sich darauf zur Ruhe.

Als sie kurz nach der lezten Trennung einen jähen Hügel erstiegen, sezte sich Kapt. Talbot, weil er so sehr ermattet war, verschiedne Male nieder, und die ganze Gesellschaft that eben das. Da er aber hernach vor großer Müdigkeit zu oft ausruhen mußte, so giengen endlich die übrigen fort, und ließen ihn zurük. Sein treuer Bedienter Blair sah ihn kaum in dieser Lage, so kehrte er um, und man bemerkte, daß er sich neben ihn sezte. In der Folge sah und hörte man von beiden nichts mehr.

Am nächsten Tage kamen sie Mittags an einen kleinen Fluß, wo sie zwei von der Gesellschaft des Zimmermanns fanden, die nicht schwimmen konnten, und also hatten zurük bleiben müssen. Ihre Freude, da sie so überrascht und aus ihrer Einsamkeit erlöst wurden, war ungemein und vermehrte sich noch, als man versprach, ihnen über den Fluß zu helfen.

Die Erhaltung dieser beiden Leute ist beinahe

ein Wunder; denn als sie am Strande Muscheln suchten, gieng ihr Feuer aus, und da dies zur Nachtzeit ihr einziger Schuz war, so ist es allerdings erstaunlich, daß sie nicht von wilden Thieren zerrissen worden sind.

Mit großer Mühe schaffte man sie über den Fluß. Endlich gelang es, und sie wanderten nun ungefähr vier Tage zusammen. Dann kamen sie an einen Fluß von solcher Breite, daß keiner von der Gesellschaft den Versuch hinüber zu kommen rathsam fand. Sie giengen daher längs dem Ufer hinaufwärts, in der Hoffnung, eine bequeme Stelle zu finden.

Endlich kamen sie auf dieser Wanderung zu einem Dorfe, wo sie das Innere einer Uhr sahen, die, wie sie erfuhren, einer von der Gesellschaft des Zimmermanns für etwas Milch an die Eingebornen vertauscht hatte. Da sie merkten, daß dieser Handel den Wilden behagte, so zeigte Shaw ihnen das Innere seiner Uhr, und versprach ihnen ein Stük davon, wenn sie ihm ein Kalb dafür geben wollten.

Dieser Vorschlag ward angenommen, und das Kalb in das Kraal getrieben, um geschlachtet zu werden. Aber kaum sahen die Eingebornen sich im Besizze des Preises, so hielten sie das Kalb zurük, und trieben es sogleich aus dem Dorfe.

Unsere Leute verfolgten noch verschiedene Tage lang ihren Weg längs dem Flusse. Sie mußten durch viele Dörfer, wurden aber von den Einwohnern nicht beunruhigt. Endlich erreichten sie eine Stelle, wo sie hinüber kommen zu können glaubten. Sie bauten also in aller Eile, wie vorher, eine Fähre, ließen dieselbe ins Wasser, und kamen alle glüklich über den Fluß, zwei ausgenommen, welche zurük blieben.

Hynes glaubt, daß dieser Fluß wol anderthalb engl. Meilen breit gewesen sei. Die beiden Leute, die sie am Ufer jenes oben erwähnten Flusses gefunden hatten, erschraken so sehr über die Breite dieses Stroms, daß sie, als die Fähre kaum vom Lande gestoßen war, ihren Plaz verließen und zurükkehrten. Da die Gesellschaft das gegenüber liegende Ufer erreicht hatte, so sah sie diese beiden Unglüklichen zum lezten Male.

Die Wanderer giengen nun in einer schrägen Richtung bis an den Strand, wo sie den dritten Tag um Mittag ankamen. Hier schliefen sie, litten aber Mangel an einem nothwendigen Bedürfnisse, dem Wasser. Am folgenden Tage, zur Zeit der Ebbe, sammelten sie einige Muscheln, und nachdem sie sich erquikt hatten, sezten sie ihre Reise weiter fort.

Denselben Tag kamen sie mit einer großen Menge von Eingebornen ins Handgemenge, die

wie Hynes meint, Mangonies hießen. Von diesen wurden sie außerordentlich übel behandelt, und bekamen viele Schläge, indem sie gar keinen Widerstand thun konnten. Um dieser Behandlung zu entgehen, liefen sie alle in den Wald wo sie so lange blieben, bis die Wilden fort waren; dann versammelten sie sich, und sezten ihre Reise weiter fort.

Sie waren nicht weit gegangen, als sie Spuren von Menschenfüßen sehr deutlich in den Sand eingedrükt fanden. Sie glaubten, daß dies die Fußstapfen ihrer lezten Gefährten wären; und in der Hoffnung sie wieder zu finden, folgten sie eine Zeitlang ihrer vermeintlichen Spur, bis sie dieselbe zwischen den Felsen und dem Grase völlig verloren.

Da sie auf diese Art ihren Zwek verfehlt hatten, so sezten sie ihren Weg weiter bis zu einem andern Flusse fort, der zwar nicht sehr breit, aber ungemein hoch angeschwollen war. Sogleich machten sie ein kleines Floß, legten ihre Kleider, einige Austern und Feuerbrände darauf, und trieben es im Schwimmen vor sich her. Auf solche Art erreichten sie sicher das entgegengesezte Ufer, wo sie der Ruhe pflegen konnten.

An den beiden folgenden Tagen trug sich nichts Merkwürdiges zu; aber nach Verlauf derselben

kamen sie mit der Partei wieder zusammen, die sich unter Anführung des Zimmermanns von ihnen getrennt hatte, und noch mehr gelitten zu haben schien, als sie.

Sie erfuhren bei der Zusammenkunft dieser Leute, daß der Zimmermann sich vergiftet habe, indem er vor Hunger eine Frucht gegessen, die er nicht gekannt hatte; ferner, daß die beiden Franzosen, d'Espinette und Olivier nebst ihren Bedienten, vor Hunger und Ungemach fast aufgerieben, hätten zurük bleiben müssen. Der kleine Law war auch noch bei ihnen, und hatte auf eine bewunderswürdige Art bis jezt die Mühseligkeiten einer so langen Reise überstanden.

Die beiden Gesellschaften vereinigten sich also noch einmal, und wanderten zusammen. Sie waren nicht lange gegangen, als sie in die Nähe einer Sandbank kamen, wo sie ein Paar Breter, und in jedem einen starken Nagel fanden. Voll Freude über diesen Fund, dessen Werth bei ihnen jezt eben so groß war, wie bei den Kaffern, zündeten sie augenbliklich die Breter an, nahmen die Nägel heraus, schlugen sie zwischen zwei Steinen breit, und machten so eine Art von Messer daraus. Für Menschen in diesen Umständen war dies eine sehr schäzbare Erfindung, und die, welche die Werkzeuge besaßen, schäzten sich sehr glüklich.

Etwas weiter hin kamen sie an einen andern Fluß, über den sie sogleich sezzen mußten. Indessen rührte einer von ihnen zufälliger Weise den Sand auf, und fand frisches Wasser. Durch diesen glüklichen Fund bewogen, blieben sie die Nacht dort, und sezten erst den folgenden Morgen um neun Uhr über den Fluß.

Sie hatten es sich zum Gesez gemacht, sich beständig, so viel als möglich, an die Küste zu halten; denn ohne dies hätten sie längst Hungers sterben müssen. Als sie diesen Tag an den Strand kamen, wurden sie sehr angenehm durch den Anblik eines todten Wallfisches überrascht, den die Flut auf den Strand geworfen hatte.

Ihre Freude bei dieser Entdekkung nahm aber beträchtlich ab, als sie sich von einer großen Menge Eingebornen beobachtet sahen, die gleich darauf zu ihnen herunter kamen. Da diese zudringlichen Menschen mit Lanzen bewaffnet waren, so konnten die Engländer mit Recht muthmaßen, daß sie feindliche Anschläge im Sinne hätten. Indessen hatten die Eingebornen kaum bemerkt, in welcher bedauernswürdigen Lage die Engländer sich befanden, und wie wenig sie im Stande waren, den geringsten Widerstand zu thun, als sie anfiengen, ein so friedliches Betragen zu äußern, daß unsre Leute alle Furcht verloren. Einer von ihnen lieh sogar denen, die mit dem

Wallfische beschäftigt waren, seine Lanze. Mittelst derselben, und der beiden Messer, waren sie nun im Stande, das Fleisch in große Stükken zu schneiden. Diese thaten sie in ihre Säkke und sezten ihre Reise fort, bis sie Holz und Wasser finden würden, um das Fleisch zuzubereiten. Am folgenden Tage kamen sie zu einem Flusse, wo einer von ihnen krank ward. Sie mußten ihn nun schlechterdings zurüklassen, und sahen ihn nicht wieder. In einer so allgemeinen Noth muß die Erhaltung eines einzelnen Menschen der Rettung der ganzen Gesellschaft nachstehen!

Da sie jezt einen Vorrath von Wallfischfleisch hatten, so fanden sie es nicht nöthig, sich mit dem Sammeln von Muscheln aufzuhalten; die Reise ward also vier Tage mit aller ihnen nur möglichen Eile fortgesezt. Die Messer, die sie jezt besaßen, dienten auch dazu, daß sie die Zeit besser berechnen konnten, als es vorher möglich war. Sie nahmen einen Stok und schnitten alle Tage einen Kerb hinein, und Sonntags machten sie ein Kreuz. Auf diese Art erhielten sie eine Zeitrechnung; aber da sie einst über den Fluß sezten, verloren sie ihren Kalender. Nun konnten sie sich nicht mehr darnach richten, und alle Mühe, die sie sich gegeben hatten, war völlig unnüz.

Da sie sich gewöhnlich so nahe als möglich an den Strand hielten, so darf man sich nicht wun-

dern, daß sie eine Menge Flüsse zu passiren hatten, wovon einige sehr breit waren. Auf der Küste des Kafferlandes, wo sie Schiffbruch litten, bis zum Vorgebirge der guten Hofnung, findet man sehr viele Ströme und Bäche, die sie in ihrer Reise sehr aufhielten, und hinreichend waren, diejenigen abzuschrökken, welche nicht schwimmen konnten.

Bald nachher kamen sie an einen andern Fluß, an dessen Ufer sie gern hätten übernachten mögen, wenn nur frisches Wasser zu finden gewesen wäre. Sie glaubten schon hinüber sezzen zu müssen; indessen änderten sie ihren Vorsaz, da sie eine Menge großer und eßbarer Beeren fanden, die den Mangel des Wassers erträglich machen konnten. Für diesmal blieben sie also, wo sie waren.

Am folgenden Morgen wehete ein scharfer Wind, und es war überhaupt kalt. Daher wollten Einige aus der Gesellschaft nicht hinüber schwimmen; Hynes aber und etwa zehn andre, die ungeduldig waren, und gern weiter wollten, sezten hinüber und ließen die übrigen zurük; unter denen sich auch der kleine Law befand.

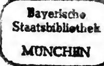
Als sie das andere Ufer erreicht hatten, giengen sie weiter fort, und kamen zu einem Plazze, wo sie Muscheln, Holz und Wasser fanden. Hier

Hier blieben sie zwei Tage lang in der Erwartung, daß die Anderen ihnen noch nachkommen würden; da indessen der scharfe Wind fort wehete, so vermuthete man, daß jene es noch nicht gewagt hätten, über den Fluß zu schwimmen. Hynes und seine Gesellschaft glaubten nun, es würde vergeblich seyn, länger auf ihre furchtsamen Gefährten zu warten; sie giengen also weiter, und kamen bald nachher an einen andern Fluß, den sie ebenfalls passirten. Da sie beim Nachgraben im Sande frisches Wasser gefunden hatten, so blieben sie die Nacht über dort.

Des Morgens wanderten sie weiter, und entdekten nicht lange nachher einen todten Seehund, welcher von der Brandung auf den Strand geworfen war. Die Gesellschaft hatte jezt nur noch ein einziges von den aus Nägeln geschmiedeten Messern, und es war überdies so stumpf geworden, daß man es fast nicht mehr gebrauchen konnte. Sie machten es also auf eben die Art scharf, wie sie ihm eine Schneide gegeben hatten, und zerschnitten dann das Thier mittelst desselben und einiger scharfen Muschelschalen, die sie am Strande fanden. Nachher bereiteten sie etwas davon auf der Stelle zu, und nahmen das übrige mit. Sobald sie zu einem bequemen Holz- und Wasserplazze gekommen waren, ruheten sie wieder aus.

Am folgenden Morgen traf die zurükgebliebe-





ne Gesellschaft zu der, in welcher sich Hynes befand. Seit dem Tode des Zimmermanns war der Proviantmeister zum Anführer gewählet worden. Sie schienen Viel gelitten zu haben, und hatten von den Eingebornen eine sehr harte Behandlung ertragen. Fünfe von ihnen waren seit ihrer Trennung vor Ermattung, Hunger und durch andere Zufälle umgekommen.

Sie hatten jezt den Rest des Seehunds unter sich getheilt, und ausgeruht. Nun sezte die Gesellschaft ihre Wanderung gemeinschaftlich fort, und kam nach einiger Zeit zu einem hohen Berge, den man nothwendig übersteigen, oder um die jähe Spizze eines in die See vorspringenden Felsens herum gehen mußte.

Der leztere Weg schien ihnen der kürzeste zu seyn, daher wählten sie ihn. Bald aber fanden sie, daß sie Ursache hatten, ihren Entschluß zu bereuen; denn die Brandungen schlugen so heftig gegen den Felsen, daß sie beinahe weggeschwemmt worden wären. Ihre Rettung war in der That wunderbar. Während der Bemühung, ihr Leben zu erhalten, verloren vier oder fünf von ihnen ihr Stük Robbenfleisch, wovon Jeder seinen Antheil besonders trug. Zum größten Unglükke waren alle ihre Feuerbrände erloschen.

Sie sezten nun zwar ihre Reise wieder fort, aber, weil sie ihr Feuer verloren hatten, ganz

muthlos; denn dies war ihnen höchst nothwendig, nicht allein ihr Essen zu bereiten, sondern auch sich des Nachts gegen die wilden Thiere zu vertheidigen, deren es in den meisten Gegenden, durch welche sie kamen, eine große Menge gab. Das Ungemach, das nothwendig auf das Verlöschen ihrer Feuerbrände folgen mußte, schwebte ihrer Seele lebhaft vor, und machte ihre Aussichten noch schwärzer.

Als sie in diesem trostlosen Zustande fort wanderten, erbliften sie verschiedene Weiber der Wilden, die sich aber, sobald man sie entdekte, davon machten. Als die Reisenden an die Stelle kamen, wo sie die Weiber zuerst gesehen, bemerkten sie, daß diese damit beschäftigt gewesen waren, Miesmuscheln zu fangen. Aber, wie sehr freuten sie sich, als sie fanden, daß das Feuer, wobei die Weiber ihre Muscheln zubereitet hatten, noch nicht ausgegangen war. Freudig zündeten sie ihre Feuerbrände an, ruheten einige wenige Stunden aus, und sezten dann ihren Weg weiter fort. Man muß bemerken, daß sie sich gewöhnlich an solchen Pläzzen aufzuhalten pflegten, wo sie Holz genug zu ihren Feuern hatten; aber nie blieben sie da, wo sie bloß Wasser fanden, weil sie ohne Feuer nicht sicher schlafen konnten.

Am folgenden Tage kamen sie in ein Dorf, wo ihnen die Eingebornen einen jungen Ochsen

zeigten und ihnen einen Tauschhandel antrugen. Man bot ihnen dafür das Innere einer Uhr, einige Knöpfe u. d. gl. womit sie sogleich zufrieden waren. Das Thier ward in das Kraal getrieben, und von unsern Leuten mit einer den Eingebornen gehörenden Lanze getödtet.

Die Wilden nahmen die Eingeweide für sich, und schienen sehr viel Behagen daran zu finden. Das Thier selbst ward unter die Mannschaft auf folgende Art ausgetheilt. Damit Keiner sich beschweren möchte, daß er zu kurz gekommen sei, so schnitt man das Ganze in möglichst gleiche Theile. Einer von den Leuten stellte sich mit dem Rükken gegen das Fleisch; ein Anderer fragte ihn, wer das Stük haben sollte, das jezt in die Höhe gehalten würde, und jener mußte einen Namen aus der Gesellschaft nennen. Auf diese Art ward Jeder befriedigt; auch vergaß man das Kind bei dieser Gelegenheit nicht. Die Haut zerschnitt man in Stükke, und vertheilte sie durch das Loos; und die, welche gute Stükke bekommen hatten, machten sich Schuhe davon.

Diese Nacht über blieben sie nahe bei dem Ufer; aber am folgenden Morgen machten sie eine Fähre, und sezten damit über den Fluß, wobei jeder seinen Antheil von Mundvorrath mitnahm.

Dies war der einzige Fall, wo sie von den Eingebornen Unterstüzzung erhielten, ausgenom-

men, daß die Weiber dem kleinen Knaben von Zeit zu Zeit etwas Milch gaben. Ungeachtet das Kind bei seinem Alter nicht dazu gemacht war, das Ungemach einer solchen Wanderung zu ertragen, so befand es sich doch meistens ziemlich wol. Wo der Weg eben und gut war, da wanderte der Kleine, und hielt wol gar mit der Gesellschaft gleichen Schritt. Kamen sie aber an tiefe, sandige Stellen, oder mußten sie durch hohes Gras waten, welches sich oft ereignete, dann trugen ihn die Leute wechselsweise. Giengen sie auf das Fischen aus, so ward er an das Feuer gestellt, um es zu unterhalten, und bekam dafür hernach seinen Theil von dem Fange.

Sie sezten nun ihren Weg weiter fort, und kamen in eine sandige Wüste, worin sie zehn Tage zubrachten und die Eingebornen ganz aus dem Gesichte verloren. In dieser Einöde hatten sie eine Menge Flüsse zu passiren; und gewiß würden sie umgekommen seyn, wenn sie nicht Nahrungsmittel bei sich gehabt hätten. Glüklicher Weise fehlte es ihnen nicht an Holz; an den Ufern der Flüsse fanden sie eine hinlängliche Menge, die der Strom mit sich herabgeführt hatte, und wenn sie im Sande nachgruben, so fehlte es ihnen fast nie an Wasser.

Sie bemerkten jezt, daß sie unter einer andern Völkerschaft reisten, die, wie Hynes glaubt,

Mambukis *) genannt werden. In dem Gebiete derselben brachten sie fünf bis sechs Tage zu. Während dieser Reise wurden sie bisweilen von den Eingebornen sehr übel behandelt; oft aber ließen diese sie auch ziehen, ohne sie zu beunruhigen.

Als sie jezt wieder an die See gekommen waren, stießen sie auf einen Haufen Wilder, die ihnen durch Zeichen zu verstehen gaben, daß sie landeinwärts gehen möchten, und die ihnen zugleich den Weg zeigten, den sie zu nehmen hätten. Auf diesem giengen sie also weiter, und nachdem sie so etwa drei engl. Meilen gewandert waren, kamen sie in ein Dorf, wo sie bloß Weiber und Kinder fanden.

Hier ruheten sie eine Weile aus, und die Weiber brachten etwas Milch, die sie dem kleinen Law gaben. Die Milch befand sich in einem kleinen Korbe, der aus Binsen sehr künstlich geflochten, und so dicht war, daß keine Flüssigkeit durchlief.

Während die Reisenden ausruheten, kamen die Männer des Dorfes von der Jagd zurük, und

*) Die Mambukis und Tambukis sind Kaffernhorden, die nahe am grossen Fischflusse wohnen. (M. s. die Karte vom Hottentottenlande.)

Jeder trug auf der Spizze seiner Hassagai seinen Antheil Wildprät, der in einem Stükke von ungefähr zehn Pfunden bestand.

Sobald sie die Fremden erblikten, stellten sie sich in einen Kreis um sie her, und schienen sie voll Verwunderung zu betrachten. Dann zeigten sie ihnen zwei Flaschen Milch. Diese schienen sie vertauschen zu wollen; da aber den Engländern nichts übrig geblieben war, was sie den Wilden dafür hätten anbieten können, so mußten sie zu ihrer Kränkung sehen, daß die Milch zu einem andern Zwekke verbraucht ward.

Als der Tausch nicht zu Stande kam, so brachten die Wilden aus ihren Hütten Stäbe hervor, die an den Enden eingekerbt waren; dann sezten sie sich um die Flaschen her, tunkten ihre Stäbe in die Milch, und sogen sie auf diese Art bald völlig aus.

Kaum hatten sie ihre Malzeit vollendet, als sie schnell aufstanden, und augenbliklich in verschiedenen Richtungen abgiengen, worüber unsere Leute nicht wenig erschraken. Es waren ihrer wenigstens vierzig. Das Geräusch, welches einige von ihren Gefährten in der Entfernung machten, schien ihre Aufmerksamkeit an sich zu ziehen; sie zerstreuten sich also in die Wälder, und waren in einem Augenblikke gleichsam verschwunden.

Es währte nicht lange, so kamen sie mit einem erlegten Wildprät zurük. Unsere Reisenden baten inständigst, daran Theil nehmen zu dürfen; aber umsonst! Als die Nacht einbrach, mußten sie aus dem Kraal weg; sie wanderten also noch vier bis fünf Meilen, und legten sich dann zur Ruhe.

Sobald die Sonne aufgieng, sezten sie ihre Reise weiter fort. Die folgende Tage kamen sie durch verschiedene Dörfer, wo sie eine Menge Rindvieh sahen. Aber da sie so unglüklich waren, den Besizzern desselben nichts zum Tausche anbieten zu können, so mußten sie sich mit dem bloßen Anblikke begnügen. Die Eingebornen wollten schlechterdings nichts geben, ohne einen beträchtlichen Werth dafür zu erhalten, ausgenommen, daß sie bisweilen dem Kleinen etwas Milch schenkten. Uebrigens ließen sie die Engländer in Frieden ziehen.

Diese kamen darauf an einen andern Fluß; da es aber Flutzeit war, so fanden sie ihn so stark angeschwollen, daß sie nicht hinüber konnten. Nicht weit von der Mündung desselben bemerkten sie drei oder vier Hütten, worin sich nur Weiber und Kinder befanden, weil die Männer abwesend waren. An den Hütten hatte man das Fleisch einiger Seekühe und Seelöwen zum Dörren aufgehengt, und die Weiber theilten den Reisenden

Etwas davon mit. Hynes glaubt übrigens, daß eher die Furcht, als das Gefühl der Menschlichkeit sie dazu bewogen habe. Diese Nacht schliefen unsre Leute in einer kleinen Entfernung von den Hütten.

Am folgenden Tage schwammen neun von der Gesellschaft, unter denen sich auch Hynes befand, über den Fluß. Die andern aber blieben zurük, weil sie fürchteten, daß ihnen der Versuch nicht gelingen möchte, ungeachtet der Fluß bei der Ebbe kaum eine engl. Meile breit und größtentheils zu durchwaten war.

Die, welche über den Flüß geschwommen, hatten kaum drei bis vier Meilen gemacht, als sie einen schlafenden Seehund hoch auf dem Strande erblikten. Als sie näher kamen, erwachte das Thier, und eilte sogleich dem Meere zu. Da sie indessen mit langen zugespizten Säbeln versehen waren, die sie ihre Muschelstäbe nannten, so umringten sie den Seehund, schnitten ihm auf diese Art den Rükweg ab, und tödteten ihn endlich. Sobald das Thier todt war, schnitten sie das Fleisch in Stükke; Jeder nahm seinen Antheil, und so wanderten sie weiter.

Die folgenden vier oder fünf Tage sezten sie ihre Reise weiter fort, und sahen viele von den Eingebornen, die sich, im Ganzen genommen,

ziemlich artig betrugen. Indessen begegneten sie bisweilen Einigen, von denen sie (wie die Matrosen sich ausdrükten) geentert wurden, und bekamen einen oder ein Paar Schläge.

Hierauf gelangten sie an einen andern Fluß, über den sie ebenfalls mußten. Wenn sie diese Flüsse zu passiren hatten, so pflegten sie Flösse zu bauen; oder, wenn dies nicht angieng, so banden sie ihre Kleidungsstükke mit einem Bande um den Kopf dicht zusammen, so daß dieses Bündel das Ansehen eines Turbans hatte. Vorn in die Bündel stekten sie ihre Feuerbrände senkrecht in die Höhe, so daß sie nicht vom Wasser berührt und ausgelöscht werden konnten.

Zwei von der Gesellschaft waren bei dem Uebersezzen bei dem leztern Fluß so unglüklich, ihre Feuerbrände ins Wasser fallen zu lassen; indessen ersezten die übrigen diesen Verlust, so gut sie konnten.

Da sie jenseits des Flusses waren, giengen sie weiter, und fanden am folgenden Tage einen Wallfisch. Jezt hatten sie auf einige Zeit Vorrath, und waren folglich nicht gezwungen, so sehr wie sonst zu eilen; sie blieben daher zwei Tage lang an diesem Orte, und hofften, daß inzwischen der andere Theil der Gesellschaft sich mit ihnen vereinigen würde. Aber, wie sie nach-

her erfuhren, waren die Zurükgebliebenen mehr landeinwärts gegangen, hatten sie auf diese Art verfehlt, und waren jezt schon voraus.

Während dieser Zeit hatten sie von dem Wallfische so viel abgeschnitten, als sie tragen konnten, und nachdem sie sich hinreichend erquikt hatten, sezten sie ihre Reise voll Munterkeit fort, da sie nicht mehr genöthigt waren, Umwege zu machen, oder sich mit Aufsuchen von Lebensmitteln zu verweilen.

Auf diese Art giengen sie acht bis zehn Tage fort, und mußten in dieser Zeit manchen Fluß durchwaten. Sie bemerkten auf ihrer Reise mehrere hin und wieder zerstreut liegende Lumpen, und schlossen daraus, daß ihre Landsleute, denn nur von diesen konnten die Lumpen herrühren, durch diese Gegend gewandert seyn mußten.

Jezt lag eine große sandige Wüste vor ihnen, die das Land der Mambukis von dem Gebiete der Tambukis trennt, welche leztere südlicher als jene wohnen. Sie wanderten durch diese Einöde fort, und fanden gegen Abend zu ihrem großen Kummer, daß sie wenig Hoffnung hatten, hier Holz oder Wasser zu finden. Zu ihrer ungemeinen Freude sahen sie indessen an dem Eingange eines tiefen Thals folgende Worte in den Sand geschrieben: „Kehrt hier ein, und ihr werdet Ueberfluß an Holz und Wasser finden.“

Einen so angenehmen Befehl befolgten sie sehr gern. Am Eingange des Thals fanden sie eine artige Grotte, wo sie, durch die Innschriften, die Reste des ausgegangenen Feuers und verschiedene andere Spuren, versichert wurden, daß ihre ehemaligen Gefährten hier ausgeruhet hatten.

Die vier oder fünf folgenden Tage sezten sie ihre Reise fort, ohne daß sich ein einziger merkwürdiger Umstand ereignete, ausgenommen, daß ihre Ermattung immer zunahm, je weiter sie kamen.

Bei ihrer fernern Wanderung bemerkten sie die jähe Spizze eines Felsen, der so weit in die See vorsprang, daß er ihr ferneres Fortkommen völlig hinderte; sie mußten also wieder tiefer landeinwärts gehen.

Der Mundvorrath, den sie von dem Wallfische noch übrig gehabt, war jezt aufgezehrt. Sie waren nicht weit gekommen, als sie einen großen Wasserteich erreichten, wo sie die Nacht zuzubringen beschlossen. Einige von ihnen beschäftigten sich sogleich damit, Holz aufzusuchen; Andere aber giengen am Ufer des Teiches hin und her, um etwa Lebensmittel zu entdekken.

Die lezteren fanden in der That glüklicher Weise eine Menge Krabben, Schnekken, Sauerampfer u. s. w. Hievon hielten sie eine sehr reichliche Mahlzeit, und genossen dann die Nacht hindurch eine angenehme Ruhe.

Sobald der Tag anbrach, standen sie erquikt wieder auf, und sezten ihren Marsch weiter fort. Endlich erreichten sie einen Wald, der sich weit zur Linken, bis an die See erstrekte. Sie giengen hinein, und als sie weiter kamen, fanden sie verschiedene Bäume, die mit der Wurzel ausgerissen waren.

Bei diesem Anblik erschraken sie nicht wenig; aber, kaum waren sie durch den Wald gekommen, als sie voll Schrekken sahen, daß etwa dreißig bis vierzig große Elefanten in dem langen Grase, welches den Boden bedekte, plözlich aufsprangen. In der Ungewißheit, ob sie zurük weichen oder vorwärts gehen sollten, standen sie eine Zeitlang still. Endlich machten sie einen Umweg von ungefähr hundert Ellen, und kamen also vor diesen ungeheuren Geschöpfen vorbei, ohne von ihnen angegriffen oder verfolgt zu werden.

Hynes meint, das Gras sei in dieser Gegend wol acht bis neun Fuß hoch gewesen.

Sie erreichten diese Nacht den Strand; aber weil es eben Flutzeit war, so konnten sie keine Muscheln erhalten. Diesen Mangel fühlten sie sehr tief, da sie eine geraume Zeit gefastet hatten und von den Mühseligkeiten des Tages ganz entkräftet waren.

Der Hunger griff sie so entsezlich an, daß die, welche noch aus der Haut des jungen Och-

sen gemachte Schuhe oder Stükken von der Haut hatten, die Haare davon absengten und sie brieten. An dieser unschmakhaften Mahlzeit, die, noch durch etwas wilden Selleri, den sie hier fanden, so gut als möglich verbessert wurde, nahm die ganze Gesellschaft Theil.

Sobald die Ebbe eingetreten war, giengen sie, wie gewöhnlich, auf die Felsen, um Muscheln zu sammeln. Im Gehen bemerkten sie deutlich die Spuren der zurükgebliebenen Gesellschaft, die also jezt vor ihnen voraus war.

Als sie ihren Weg noch zwei Tage fortgesezt hatten, trafen sie auf eine Partei Wilder, die sich nicht weit vom Strande mit der Jagd beschäftigten. Diese Leute unterschieden sich von allen übrigen Wilden, die sie bis jezt gesehen hatten, dadurch, daß sie am rechten Fuß eine Art von Schuh trugen, dessen sie sich bei der Jagd bedienten. Wenn sie nämlich einen Sprung machten, so thaten sie es mit diesem Fuß, und bewiesen darin eine besondere Geschiklichkeit.

Die Eingebornen liessen unsre Reisenden ruhig vorbei ziehen. Vier bis fünf Tage lang, die sie mit dem Wandern durch diese Gegend zubrachten, wurden sie nicht im geringsten beunruhigt, ungeachtet sie eine große Menge Dörfer antrafen und sehr vielen Eingebornen begegneten.

Bald nachher kamen sie an einen kleinen Fluß, durch welchen sie schwammen, und denselben Tag passirten sie noch einen andern. Beide Flüsse waren salzig, so wie auch alle Quellen, denen sie in der Nähe der Flüsse nachgruben. Sie waren daher genöthigt, ihren Durst mit den Beeren zu stillen, die sie fanden.

In drei bis vier Tagen erreichten sie eine ödere Landschaft. Die Einwohner derselben schienen ärmer zu seyn, als diejenigen, welche sie bis dahin gesehen hatten; sie besaßen weder Vieh noch andere Lebensmittel, außer was sie sich mit Fischen und Jagen verschafften.

Hier hatten unsere Reisende mit unzähligen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Indessen währte es nicht lange; denn etwa in vier bis fünf Tagen erreichten sie eine andre Völkerschaft der Kaffern. Das Land war volkreich und fruchtbar.

Während ihrer Wanderung durch das Gebiet dieser Nazion sahen sie eines Tags eine große Menge Eingeborner (Hynes glaubt, daß ihrer nahe an drei hundert gewesen sind) auf einer etwas abhängigen Fläche sich mit dem Werfen der Lanze üben. Sie hatten sich an den beiden entgegengesezten Seiten der offenen Fläche in zwei Reihen gestellt, und einer wollte mit aller Kraft

von der Höhe des Abhanges eine hölzerne Kugel herunter. Nun waren sie so geschikt, daß sie während des Fortrollens der Kugel ihre Lanzen hinein stossen konnten.

Die Gesellschaft sezte ihre Reise durch die ganze Strekke dieses schönen Landes fort. Ungeachtet es Ueberfluß an Vieh hatte, so wollten die Eingebornen unsern Leuten doch weder Etwas abgeben, noch einen Tauschhandel mit ihnen eingehen. Ja, sie waren so besorgt, die Fremden mögten ihnen ihr Vieh stehlen, daß sie es, so wie diese sich den Kraals näherten, sogleich wegtrieben. Ihre Vorsicht gieng noch weiter; so, wie die Engländer anrükten, wurden sie mit Knitteln, Steinen und allem, was die Eingebornen nur zu werfen hatten, fort gejagt. Alle Lebensmittel, die sie erhalten konnten, bestanden folglich in Muscheln, die sie am Strande sammelten. Ohne diese wären sie gewiß längst ein Raub des Hungers geworden.

Die Ursache war, weil damals ein heftiger Zwist die Kaffern und holländischen Kolonisten entzweite. Die Kaffern hielten unsre Britten für Holländer, und behandelten sie dieser Meinung gemäß. *)

Drei bis vier Tage nachher kamen unsere Leute

*) M. s. Sparrmanns und Le Vaillants Reisen.

Leute an einen Fluß. Sobald sie ihn passirt hatten, begegneten sie einer Anzahl Wilder, von welchen Einer ein Stük von einer silbernen Schnalle, die dem Schiffskoch gehörte, in den Haaren trug.

Wahrscheinlich mochte der Schiffskoch Anfangs seine Schnallen in Stükken Zeuch gewikkelt haben, um sie zu behalten, da er sie sehr werth hielt. Allein in der Folge hatte er sie zerbrechen müssen, um Lebensmittel dafür einzutauschen. Man erfuhr nachher, daß er seinen Zwek dennoch verfehlt habe; denn, den Fall ausgenommen, wo unsere Leute den jungen Ochsen bekamen, hielten die Wilden, wenn sie das, was die Fremden ihnen zum Tausch anboten, in Händen hatten, das Ihrige jedes Mal zurük, und jagten unsere Leute weg.

Auf eben diese Art ward die Gesellschaft, worin sich Hynes befand, auch jezt fortgetrieben, und mußte ihren Marsch bis um zehn Uhr Abends fortsezzen. Dann kamen die Wanderer an eine Stelle, wo sich etwas Holz und Wasser befand, und legten sich nieder. Ehe es helle war, brachen sie wieder auf, um eine Wiederholung der übeln Behandlung von Seiten der Wilden zu vermeiden.

Diesen Tag kamen sie gegen zwölf Uhr zu einem Plazze, wo sie die Nacht zuzubringen be-

schlossen, weil sie gutes Wasser fanden, sich sehr ermüdet fühlten, und wahrscheinlich auch Muscheln sammeln konnten. Indessen regnete es so außerordentlich stark, und blizte und donnerte dabei, daß viere von ihnen beständig ihre groben leinenen Kittel über das Feuer halten mußten, damit es nicht erlösche.

Sie blieben den folgenden Tag so lange hier, bis die Ebbe eintrat, damit sie theils Schalenthiere sammeln, theils ihre vom Regen ganz durchnäßten Kleider troknen könnten. Gegen eilf Uhr waren sie endlich im Stande, ihre Reise weiter fortzusezzen. Um vier Uhr erreichten sie ein großes Dorf, wo die Einwohner sich versammelten, auf unsere Leute zukamen, und sie sehr übel behandelten.

Verschiedene von der Gesellschaft wurden verwundet; unter andern erhielt Hynes durch eine Lanze eine Wunde in den Schenkel, wovon er noch lange nachher die Narbe hatte. Einem Andern ward die Hirnschale zerschmettert, wodurch er wahnsinnig wurde, und blieb, bis er bald darauf starb.

Hynes ward zu Boden geschlagen, und, da seine Gefährten ihn für todt hielten, auf der Stelle zurükgelassen. Er hatte eine geraume Zeitlang alles Bewußtsein verloren; endlich er-

holte er sich, und sah die Eingebornen in beträchtlicher Entfernung, aber seine Landsleute waren verschwunden.

Bei dem Anblikke der Landschaft erinnerte er sich der Gegend, wohin sie ihre Richtung hatten nehmen wollen. Er verfolgte diesen Weg so eilig, als es ihm möglich war, und in zwei oder drei Stunden war er wieder bei der Gesellschaft. Seine Ankunft verursachte große Freude bei seinen Gefährten; sie hatten geglaubt, er wäre von den Wilden erschlagen worden, und waren nun froh, da sie das Gegentheil sahen.

Seit dieser Zeit bemerkten sie keine Hütten mehr, und fanden, daß sie in eine große sandige Wüste kamen. Nach einigen Tagen trafen sie auf drei von den Eingebornen, die bei dem Anblik unserer Leute sogleich die Flucht nahmen und sich nicht wieder sehen ließen.

Jezt konnten sie nur mit der größten Beschwerlichkeit Lebensmittel erhalten, da die Küste selten felsig war, und wenn sie ein kleines Rief bemerkten, wo sie Muscheln zu finden hoffen durften, so mußten sie vielleicht einen halben Tag auf die Ebbe warten, weil es nicht eher möglich war, zu ihnen hin zu kommen.

Wenn sie an eine Stelle kamen, wo es Muscheln gab, so sammelten sie sehr sorgfältig, so

viel sie fortbringen konnten. Dann öffneten sie dieselben beim Feuer, nahmen das Thier heraus, wikkelten alles in ein Tuch, und trugen es wechselsweise. Die Austern und andere Muschelthiere waren natürlicher Weise ohne Schalen leichter fortzubringen.

In vier Tagen erreichten sie einen großen Fluß, der, wie sie nachher erfuhren, von den Holländern der Buschmannsfluß genannt wird. Hier fanden sie den Thomas Lewis, der, weil er krank geworden war, seine Gesellschaft zurükgelassen hatte.

Er erzählte ihnen, daß er landeinwärts gegangen sei, und dort viele Hütten angetroffen habe. In einer derselben hätte er Milch, in einer andern aber Schläge bekommen. Da er die Stelle, wo er sich jezt befand, erreicht hatte, fühlte er sich, wie er sagte, so matt, und überdies war der Strom so breit, daß er es für unmöglich hielt, hinüber zu kommen oder sein hartes Schiksal und das viele Ungemach länger zu ertragen. Er hatte sich also entschlossen, in das nächste Kraal zurük zu gehen; denn die Wilden könnten ihn, wie er sagte, am Ende nur tödten, und umkommen müßte er doch, wenn er weiter gienge.

Vergebens suchten seine Landsleute sein Vorurtheil zu besiegen. Sie thaten alles möglich,

um seinen Muth zu beleben und ihm die Hoffnung einzuflößen, daß er alle gegenwärtigen Drangsale überstehen und zulezt sicher das Kap erreichen würde.

Aber, alle ihre Bemühungen, ihm Muth zu machen, halfen nichts. Die Kräfte seines Körpers und Geistes waren so zu Boden gedrükt, daß er sehr leicht eine Beute der dumpfen Verzweiflung ward. Diese hatte sich seiner bemächtigt, und ließ ihren Raub nicht fahren. Troz allen Bitten seiner Gefährten, kehrte er zu den Eingebornen zurük, und fand unter denselben wahrscheinlich ein schnelles Ende seiner Qualen.

Unsere Leute näherten sich, in Hoffnung, einige Lebensmittel zu finden, der Seeküste wieder. Auch trafen sie zu ihrer großen Freude einen todten Wallfisch an. Da sie auf diese Art wieder Mundvorrath genug erhielten, so ruheten sie an diesem Orte zwei Tage lang aus, wodurch sie sehr erquikt wurden.

In dieser Zeit zerschnitten sie den Wallfisch, wie gewöhnlich, in große Stükken, nahmen so viel mit, als sie tragen konnten, und passirten den Fluß mittelst einer Fähre.

Sie verloren jezt die Eingebornen und die Hütten derselben wieder aus dem Gesichte, und wurden durch das Heulen der wilden Thiere, welches zur Nachtzeit schröklich und unaufhörlich

war, in beständiger Unruhe erhalten; denn diese Gegenden schienen eine größere Menge solcher Bewohner zu haben, als irgend eine andere, durch die ihr Weg sie vorher geführt hatte.

Vier Tage nachher, als sie den Fluß passirt waren, trafen sie Mittags den kleinen Knaben und den Proviantmeister des Schiffs an. Sie hörten von den leztern, daß sie den Abend vorher nicht weit von hier den Faßbinder im Sande begraben hätten. Hynes war neugierig, die Begräbnißstätte zu sehen, und der Proviantmeister begleitete ihn dahin. Aber wie erschraken sie, als sie fanden, daß ein wildes Thier den Leichnam aufgewühlt und davon geschleppt hatte! Wenigstens eine halbe Meile weit sahen sie Spuren im Sande, so weit nämlich das Thier den Leichnam in sehr unregelmäßiger Richtung geschleppt hatte.

An den Spuren, welche die Raubthiere in dem Sande zurükgelassen hatten, konnten sie sehr deutlich die Art erkennen, wie dieselben ihre nächtlichen Streifereien unternehmen. So wie ihre Witterung sie geleitet hatte, waren sie an jeden Stein und an jeden Baumstamm heran gegangen, um zu untersuchen, ob sie hier nichts zur Stillung ihres Hungers finden könnten.

Hynes Gesellschaft bot dem Proviantmeister und dem Kleinen etwas Wallfisch an. Dies aßen

sie und wurden dadurch sehr erquikt. Nun giengen sie acht bis zehn Tage lang wieder zusammen. Wie das Kind im Stande gewesen ist, so lange auszuhalten und so vieles Ungemach zu überstehen — das muß nothwendig die Verwunderung eines Jeden erregen!

Sie erreichten eine Felsenspizze, und da ihr Wallfisch fast ganz aufgezehrt war, so hielten sie es für rathsam, um die Eke herumzugehen und nachzusuchen, ob der Strand ihnen keine Lebensmittel anbieten würde. Sie thaten es, brachten aber so viele Zeit damit zu, daß sie nothwendig auf dem Felsen schlafen mußten, wo sie nun kein andres, als salziges Wasser erhalten konnten.

Des Morgens befanden sich der Proviantmeister und das Kind nicht wol, und konnten nicht mit fort. Sie baten daher die übrige Gesellschaft, den Tag über an diesem Orte zu bleiben, und man willigte sogleich ein. Am folgenden Tage klagten Alle von der Gesellschaft über Unpäßlichkeit, da die wenige Kleidung, die ihnen übrig geblieben war, nicht hinreichte, sie gegen die außerordentliche Kälte des Felsen zu schüzzen. Natürlicher Weise mußte die Gesundheit der von Arbeiten und Drangsalen ganz erschöpften Leute dadurch sehr angegriffen werden.

Die Unpäßlichkeit des Proviantmeisters und

des Knaben dauerte fort, und unsere Leute mußten also noch einen Tag zugeben; doch wenn jene Beiden nach Verlauf dieser Zeit sich nicht erholt hätten, so sahen die andern sich in der unangenehmen Nothwendigkeit, sie zurükzulassen.

Indessen ward ihre Menschlichkeit dieser Prüfung nicht ausgesezt; in der Nacht gab das Kind seinen Geist auf, und theilte mit seinen Gefährten nun nicht länger ihre Mühseligkeiten und Sorgen.

Als sie des Morgens früh alles, was sie nur zusammen bringen konnten, zum Frühstük zubereitet hatten, wollten sie ihn rufen, daß er daran Theil nähme, und sein zarter Körper so viel Pflege als möglich erhielte. Sie glaubten, ihn schlafend bei dem Feuer zurükgelassen zu haben, wo sie die Nacht hindurch geruhet hatten. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie fanden, daß seine Seele in eine bessere Welt hinüber gegangen war!

Da die Zeugen dieses rührenden Auftritts nicht länger im Stande waren, ihm Hülfe zu leisten, so widmeten sie der entflohenen unschuldigen Seele den lezten Seufzer, und ließen den Leichnam an dem Orte, wo die kalte Hand des Todes ihn ergriffen hatte.

Dieser neue Schmerz konnte die fortwährende Unpäßlichkeit und die Sorgen des Proviant=

meisters gewiß nicht erleichtern. Der Verlust eines Kindes, das er so sehr liebte, und das lange der Gegenstand seiner zärtlichsten Sorgfalt gewesen war, drükte seinen Muth zu Boden, und seine Gefährten konnten ihn nur mit der äußersten Mühe fortbringen.

Indessen verfolgten sie ihren Weg, und waren, wie Hynes meint, etwa zwei Stunden gewandert, als Robert Fitzgerald eine Schale Wasser forderte. Er bekam sie von Hynes und trank sie gierig aus; nun forderte er noch eine Schale voll, und nachdem er diese mit gleicher Begierde ausgetrunken hatte, legte er sich nieder, und gab augenbliklich seinen Geist auf.

Seine Gefährten liessen ihn ebenfalls an der Stelle liegen, wo er starb, und giengen weiter, ohne von diesem Vorfalle erschüttert zu werden. Alle waren von Drangsalen und Hunger ganz erschöpft, und sahen also eine solche Erlösung vielmehr für wünschenswürdig an, als daß sie dieselbe hätten fürchten sollen.

Sie giengen weiter; um 4 Uhr klagte William Fruel über große Mattigkeit, und sezte sich auf den Sand an der Küste. Seine Gefährten sahen sich genöthigt, ihn zurük zu lassen, indem sie Holz und Wasser aufsuchen wollten. Sie sagten ihm, wenn sie eins von beiden fänden,

so kämen sie wieder zurük, damit er an dem Genusse dieser Wohlthat Theil nehmen möchte.

Als sie noch nicht weit waren, sahen sie sich um, und bemerkten, daß er hinter ihnen her kroch. Vergebens hatten sie sich nach einem guten Ruheplaz umgesehen; daher mußten sie die Nacht hindurch ebenfalls auf dem Sande liegen bleiben, ohne einen Tropfen Wassers finden zu können.

Sie erinnerten sich der Lage, worinn sich Fruel befand, und einer von der Gesellschaft gieng zurük, um zu sehen, ob er ihn antreffen würde. Ungeachtet der Mann die ganze Gegend übersah, wo sie ihn zurükgelassen hatten, so konnte er ihn doch nicht zu Gesichte bekommen. Sie vermutheten deßhalb; die wilden Thiere hätten ihn weggeschleppt, da er nichts zu seiner Vertheidigung oder Schuzze gehabt hätte.

Sobald es Tag war, sezten sie ihre Wanderung weiter fort. Da sie seit dem vorigen Mittage kein Wasser gehabt hatten, so wurden sie ausserordentlich vom Durste gequält, die Halsdrüsen schwollen ihnen, und endlich waren sie gezwungen, ihren eignen Urin zu trinken.

Wie groß auch ihre Mühseligkeiten schon gewesen waren, so konnten sie doch nicht mit dem Ungemache verglichen werden, das ihnen noch be-

vorstand. In der That erfuhren sie nun den höchsten Grad des menschlichen Elends.

Am folgenden Tage, dem zweiten, den sie ohne Lebensmittel und Wasser zubrachten, sezte ihnen der Durst so zu, daß, wenn Jemand nicht selbst Urin zum trinken ließ, er von einem seiner Gefährten, welcher glüklicher war, eine Muschel voll borgte, bis er seine Schuld wieder abtragen konnte.

Hier starben der Proviantmeister des Schiffes und ein Anderer von der Gesellschaft, die nicht länger im Stande waren, ihre schrökliche Lage zu ertragen.

Unsere Leute mußten noch einmal auf dem Sande schlafen; da der Weg, den sie zu nehmen hatten, auf der einen Seite von Sandbergen, und auf der andern von der See begränzt war. Noch hatten sie immer keine Lebensmittel und kein Wasser, außer daß sie einen halben Fisch auf dem Wege fanden. Hievon konnte indessen Jeder kaum einen Mund voll bekommen. Auch wollten einige keinen Bissen davon genießen, weil er ohne Wasser ihr Elend nur noch vermehrt haben würde.

Am folgenden Morgen fühlten sich wieder zwei von der Gesellschaft äußerst entkräftet; doch wanderten sie weiter, da sie fürchteten, daß man

sie zurüklassen möchte. Einer von ihnen war indessen noch nicht weit gekommen, als er sich nieder legte, weil er keinen Schritt weiter thun konnte. Seine Gefährten drükten ihm die Hand, empfahlen ihn dem Schuzze der Vorsehung, und ließen ihn, da es nicht in ihren Kräften war, ihm irgend einen Beistand zu leisten, seinen Geist aufgeben.

Sie giengen aufs neue weiter, aber ohne Erleichterung ihres Elends zu finden. Um fünf Uhr Nachmittags kamen sie in ein tiefes Thal, wo sie Wasser anzutreffen hofften. Hier fanden sie einen von der Mannschaft des Grosvenors todt. Er lag auf dem Gesichte im Sande, und seine rechte Hand war am Gelenke abgerissen. Ein so besonderer Umstand erregte natürlicher Weise das Erstaunen unserer Leute. Man erinnerte sich, daß der Verstorbene sich angewöhnt hatte, wenn er etwas betheuren wollte, zu sagen: „Der Teufel hole meine rechte Hand wenn es nicht wahr ist!" So ausserordentlich dies scheinen mag, und so lächerlich Manche es finden werden, so ist die Sache nichts desto weniger wahr, und machte damals auf seine Kameraden sehr tiefen Eindruk.

John Warmington, der Bootsmannsgehülfe, welcher, seine Kleider beim Uebersezzen über den Fluß verloren hatte, benuzte diese Ge-

legenheit, sich Kleidungsstükke zu verschaffen, indem er sich einen Theil derer zueignete, die der Verstorbene trug. Ungeachtet ihrer unglüklichen Lage wanderten sie bis gegen Abend, und legten sich dann zur Ruhe, ohne irgend ein anderes Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, als ihr eigenes Wasser.

Der folgende Tag verminderte das Elend dieser ausgehungerten Pilger nicht im mindesten. Die Noth trieb sie, weiter zu gehen, obgleich nichts als Verzweiflung sie zu erwarten schien. Sie waren zu einem solchen Grade von Entkräftung gekommen, daß sie nur eine kleine Strekke Weges gemacht hatten, als schon wieder einer von der Gesellschaft niederfiel und seinem Schiksal überlassen ward.

Jezt blieben ihrer nur noch drei übrig: Hynes, Evans und Warmington, und diese standen ebenfalls beinahe im Begriff, gleiches Schiksal mit ihren Gefährten zu erleiden. Bei jedem Schritte nahmen ihre Kräfte ab; sie konnten kaum noch hören oder sehen, und zugleich brannte die Sonne senkrecht und so heftig auf ihre Scheitel, daß sie nur mit der äußersten Anstrengung fortkamen.

Am folgenden Morgen giengen die drei elenden Wanderer weiter; aber dann erreichte ihr

Durst, da die einzige Flüßigkeit, womit sie ihn löschen konnten, ihre Qualen nur noch mehr vermehrte, einen solchen Grad von Heftigkeit, daß Warmington den beiden andern sehr ernstlich anlag, durch das Loos zu entscheiden, welcher von ihnen sterben sollte, damit die beiden Andern sein Blut trinken und sich dadurch erhalten könnten.

Hynes war vor Entkräftung beinahe kindisch geworden. Da er Warmingtons Vorschlag hörte, flossen seine Thränen in vollen Strömen über seine Wangen, und er wollte auf keine Art seine Beistimmung geben. Er sagte: wenn er in der Folge so matt seyn würde, daß er umfiele, so möchten sie dann mit ihm vornehmen, was sie wollten, falls sie glaubten sich dadurch zu retten; aber, so lange er noch fort könnte, wollte er schlechterdings das Loos nicht geworfen wissen. Als Warmington dies hörte, wollte er nicht weiter gehen; die beiden andern drükten ihm also die Hände, und ließen ihn liegen.

Es ist unmöglich, sich die schrökliche und klägliche Lage vorzustellen, worinn die armen Menschen sich jezt befanden.

Hynes und Evans bemüheten sich aufs neue, weiter zu kommen, machten aber mit aller möglichen Anstrengung nur geringe Fortschritte. Um

zehn Uhr sahen sie etwas vor sich liegen, das wie große Vögel aussah. Dieser Anblik richtete sie wieder auf; sie hofften einige davon zu erhalten, und dadurch die Qual, die sie erdulden mußten, zu lindern.

Aber wie sehr erstaunten sie, als sie bei der Annäherung fanden, daß es Menschen waren! Da sie fast blind geworden, und sich in einem Zustande dumpfer Betäubung fanden, so konnten sie sich erst nicht auf ihre wieder aufgefundenen Gefährten besinnen; nach einiger Zeit entdekten sie, daß die vier Leute zu der Gesellschaft des Zimmermanns gehörten, von der sie sich getrennt hatten. Einer von ihnen, ein Knabe von eilf Jahren, Namens Price, kam ihnen eine kleine Strekke entgegen. Ihre erste Frage war, ob sie frisches Wasser hätten, und sie wurden wie neu belebt, als der Knabe dies bejahete.

Sobald sie die übrige Gesellschaft erreicht hatten, fragte diese, was aus Hynes übrigen Gefährten geworden sei. Er antwortete: sie wären alle todt, Warmington ausgenommen, den sie diesen Morgen zurükgelassen hätten. Sogleich giengen Leary und Franzisko de Lasse aus, um ihn zu suchen.

Ehe sie sich aufmachten, sagten sie den beiden übrigen von ihrer Gesellschaft: sie möchten

durchaus nicht zugeben, daß Hynes und Evans zu viel Wasser auf einmal tränken, weil viele dadurch, daß sie eine große Menge zu gierig verschlungen, ihren Tod gefunden hätten. Indessen war ihre Ungeduld, den Durst, der sie so lange gequält hatte, zu löschen, so groß, daß sie sich an der Quelle nieder legten, und gewiß die Gränzen der Klugheit überschritten haben würden, wenn nicht Price und die andern die Quelle mit Sand verstopft und sie dadurch gehindert hätten. Sie brachten die Angekommenen nachher in eine nicht weit entfernte Grotte, gaben ihnen einige wenige Muscheln, überließen sie dann ihrer Ruhe, und giengen aus, um noch mehr Nahrungsmittel zu suchen.

Leary und de Lasso fanden Warmington wirklich, und kehrten mit ihm zurük. Als dann Hynes und Evans erwachten, fiengen sie an, einander die Drangsale zu erzählen, die sie, besonders bei der Wanderung durch die lezte Wüste, erduldet hatten.

Leary erzählte dem Hynes, daß sie dort den Equipagenmeister begraben hätten. Sie waren nicht viel weiter gekommen, als sie solchen Mangel an Mundvorrath erlitten, daß man sich berathschlagte, was bei den gegenwärtigen Umständen zu thun sei. Man entschloß sich, zwei von der Gesellschaft zurükzuschikken, die etwas Fleisch von

von dem Leichnam des Equipagenmeisters abschneiden sollten, um sich damit für jezt zu erhalten.

Die beiden Männer giengen in dieser Absicht aus; aber da sie zu schnell über die Stelle weggegangen waren, so kehrten sie wieder um, um sie nicht zu verfehlen. Die Vorsehung fügte es, daß sie ihren Gefährten, statt Menschenfleisch, das angenehmere Fleisch eines jungen Seehunds bringen konnten, den sie nahe bei dem Grabe des Equipagenmeisters fanden, wo er erst kürzlich auf den Strand getrieben war, so daß er noch blutete. Diese Hülfe kam ihnen sehr zur rechten Zeit, und sie konnten nun die Grotte erreichen, wo sich die Andern befanden.

Sie gaben dem Hynes und seinen beiden Gefährten auch Nachricht von der sonderbaren Art, wie sie Schalenthiere erhalten hätten. Sie bemerkten nämlich an den Ufern eines Flusses eine große Menge Vögel, die den Sand aufkrazten, und hernach in die Luft flogen, indem sie etwas im Schnabel hielten, das sie auf die Steine fallen ließen, und alsdann herabkamen, ihre Beute aufzunehmen. Dies erregte die Aufmerksamkeit der hungrigen Wanderer. Sie lauerten den Vögeln eine Zeit lang auf, und fanden endlich, als sie an die Stelle kamen, daß die Schalenthiere zur Zeit der Ebbe sich in den Sand verbargen, denn es gab dort keine Felsen, und so den Instinkt

der Vögel reizten. Auf diese Art wies die Vorsehung unsern Leuten Mittel an, wie sie sich Nahrung verschaffen könnten, denn ohne dies wären sie zuverlässig umgekommen.

Unter andern Umständen, die Hynes und Evans der übrigen Gesellschaft erzählten, erwähnten sie auch, daß der Equipagenmeister, der auf der Reise gestorben sei, sehr gute Kleider getragen habe. Da nun jene diesen Artikel für sich sehr nothwendig fanden, so schlug einer von der Gesellschaft, Namens Dodge vor, wenn Evans ihm den Weg zeigte, so wollte er zurükkehren, und sie holen.

Evans, der sich jezt ziemlich wieder erholt hatte, nahm den Vorschlag an, und sie giengen also zusammen des andern Morgens früh aus. Am Abend kam Evans ohne Gefährten wieder zurük. Da man ihn fragte, warum er allein käme, so erzählte er ihnen: Dodge sei so faul gewesen und so langsam gegangen, daß, wenn er, Evans, mit ihm gleichen Schritt gehalten hätte, sie nimmermehr würden zur Grotte zurükgekommen seyn.

Er berichtete seinen Gefährten ferner: als Dodge und er an die Stelle gekommen wären, wo der Equipagenmeister zurükgeblieben, hätten sie nichts von ihm angetroffen, und also geschlos=

sen, daß er von den wilden Thieren weggeschleppt wäre.

Dodge war ziemlich weit hinter Evans hergeschlendert; allein da er in der Folge nicht zu der Gesellschaft kam, und auch nicht weiter gesehen ward, so zweifelte Hynes nicht, daß er ebenfalls ein Raub der wilden Thiere geworden sei. Es vergieng nemlich kaum ein Tag, wo sie nicht Löwen, Tiger und Wölfe zu Gesicht bekamen. Einmal sahen sie zwanzig Wölfe zusammen im Grase liegen. Um sie zu vertreiben, pflegten sie recht oft so laut zu schreien, als sie nur konnten; dadurch erreichten sie allemal ihren Zwek.

Die beiden folgenden Tage beschäftigten sie sich damit, Muscheln zu sammeln, und brieten sie, um auf ihrem Marsche Mundvorrath zu haben. Als sie eine hinreichende Menge derselben bekommen hatten, verfertigten sie ein Floß, und sezten über den Strom. Wegen der großen Breite des Flusses und der heftigen Strömung, die sie beinahe in die See hinaus getrieben hätte, kostete es sie große Mühe hinüber zu kommen.

Als sie am Ufer waren, konnten sie nicht umhin zurükzusehen, und bemerkten mit Schauder und Erstaunen die große Strekke, die der reissende Strom sie fortgeführt hatte. Hier fanden

sie auch die Schalenthiere, die sich im Sande verbergen, wie vorher erwähnt worden ist. Nach Hynes Bericht sind sie dreiekkig, und haben die Fähigkeit, sich sehr leicht tiefer zu graben, wo sie einen feuchten Boden finden; dies thaten sie fast so geschwind, als unsre Leute sie graben konnten. Die Muscheln sind ungefähr zwei Zoll lang und drei Zoll breit, und an einem Ende zugespizt, mit diesem spizzen Ende bohren sie sich in den Sand.

Die ganze Gesellschaft, die jezt nur aus sechs Personen bestand, wanderte wieder zusammen durch eine öde Gegend, wo sie weder Hütten noch Einwohner erblikten. Nach sechs Tagen erreichten sie einen andern Fluß, den Hynes in der Folge den schwarzen Fluß nennen hörte. Hier übernachteten sie.

Das Land gewann nun ein besseres Ansehen. Es schien fruchtbarer zu seyn, als alle die Gegenden, durch die sie seit langer Zeit gekommen waren, und in einiger Entfernung von dem Ufer konnten sie Hütten unterscheiden.

Hier ereignete sich übrigens ein Vorfall, der sie in nicht geringes Schrekken sezte. Zufälliger Weise fieng das Gras Feuer, und dies breitete sich mit solcher Schnelligkeit aus, daß sie es nur mit der äußersten Mühe löschen konnten. Ihre

Besorgnisse bei dieser Gelegenheit waren sehr quålend, da sie befürchteten, daß die Wilden bei dem Anblik der Flamme über sie herfallen, und ihre Rachsucht an ihnen befriedigen würden.

Am folgenden Morgen schwammen sie über den Fluß, der aber nicht so breit war, wie der vorige. Nicht weit davon sahen sie wieder einen Wallfisch am Strande liegen. Da sie auf diese Art Nahrungsmittel erhalten hatten, so beschlossen sie eine Hütte zu errichten, und vier bis fünf Tage lang auszuruhen. Allein als sie nach Wasser suchten, fanden sie, daß dieses unentbehrliche Bedürfniß hier gänzlich fehlte.

Sie zerschnitten daher einen Theil des Wallfisches; Jeder von ihnen nahm davon so viel, als er bequem tragen konnte, und dann sezten sie ihre Reise weiter fort. Nach zwei Stunden kamen sie an einen weit bessern Plaz, wo sie Halt machten und ausruheten. Es war ein dichtes Gebüsche, wo sie Schuz, und auch Wasser fanden.

Am folgenden Morgen giengen viere von der Gesellschaft zu dem Wallfische zurük, um einen größern Vorrath von Fleisch zu holen. De Lasso und der junge Price blieben indessen zurük, um das Feuer zu unterhalten, und Holz für die Nacht zu sammeln.

Während die übrigen vier abwesend waren, bemerkte der Knabe in einer geringen Entfernung

zwei Männer mit Flinten in den Händen. Voll Schrekken über diese Erscheinung lief er schnell zu dem Feuer zurük, und jene Beiden verfolgten ihn.

Diese Leute gehörten zu einer benachbarten holländischen Kolonie, und suchten verirrtes Vieh wieder auf, als sie den jungen Price erbliften; und da sie zu gleicher Zeit den Rauch des Feuers bemerkten, so vermutheten sie, daß der Knabe seinen Weg dahin nehmen würde, und giengen ihm deshalb nach. Der eine hieß Johann Battores, und war vermuthlich ein Portugiese. De Lasso, ein Italiener, konnte, wegen der nahen Verwandschaft dieser Sprachen, sich ihm leicht verständlich machen.

Als Battores ihre schrökliche Erzählung hörte, verlangte er zu dem Plazze geführt zu werden, wo die übrigen wären. Sogleich giengen sie zusammen zu dem Wallfische zurük, und fanden unsre Leute beschäftigt, Fleisch abzuschneiden.

Battores sagte ihnen, sie möchten den Wallfisch liegen lassen, und ihm folgen, er wolle ihnen, sobald sie seine Wohnung erreicht hätten, bessere Nahrung, und alle nothwendige Bedürfnisse verschaffen.

Die Freude, die in dem Augenblik, da sie diese angenehme Nachricht erhielten, Jedes Herz entzükte, kann man sich kaum denken, und noch viel weniger beschreiben. Die Wirkungen, die

sie hervorbrachte, waren eben so manchfaltig, als außerordentlich. Jede Kraft der Seele und des Körpers schien in einem gewaltsamen Aufruhr zu seyn; Einer lachte, ein Anderer schrie, und ein Dritter tanzte.

Das Vergnügen war diesen unglüklichen Wanderern schon so fremd geworden, und ihre Nervensysteme hatten so gänzlich alle Spannkraft verloren, daß man sich über den konvulsivischen Ausdruk ihrer Freude nicht mehr verwundern darf. Sie wurden ruhiger und gesezter, als sie erfuhren, daß sie sich jezt in dem Bezirke der holländischen Niederlassungen befänden, und nur noch vierhundert engl. Meilen von dem Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt wären.

Mit schnellen Schritten ward der Weg zurükgelegt, den sie noch bis zu dem drei engl. Meilen entfernten Hause des Kolonisten zu gehen hatten. Die Erzählung ihrer Abentheuer verkürzte den Weg, und Jeder fühlte Entzükken und Ruhe.

Battores war nicht der Herr vom Hause, auf das man zugieng, sondern der Erste von den Leuten des Herrn Christoph Roostoff, der indessen die Wanderer, sobald er ihre überstandene Noth erfuhr, sehr liebreich aufnahm. Er befahl sogleich, ihnen Brod und Milch zu brin-

gen; aber aus übertriebener Gütigkeit gab er ihnen eine solche Menge auf Einmal, daß sie sich durch gieriges Essen und Ueberladung des Magens beinahe den Tod zugezogen hätten. Nach der Malzeit wurden Säkke auf den Boden gelegt, auf welchen sie schlafen sollten.

Seit langer Zeit hatten sie keine Zeitrechnung halten können; Tage, Wochen und Monate waren ihnen unvermerkt vergangen. Jezt erfuhren sie denn, daß man an dem Tage ihres wiederkehrenden Glüks den 29sten November schrieb. Da sie am 4ten August Schiffbruch gelitten hatten, so waren also, seitdem sie das Schiff verlassen, hundert und siebzehn Tage verflossen. Während dieser Zeit hatten sie unglaubliches Ungemach ertragen, und waren oft gleichsam durch ein Wunder erhalten worden.

Am folgenden Morgen ließ Herr Roostoff ein Schaf schlachten, wovon unsere Leute ihr Frühstük und Mittagsmal hielten. Darauf kam ein anderer Holländer, Namens Daniel Quin, der ungefähr neun englische Meilen davon entfernt wohnte, mit einem Wagen und sechs Pferden, um die Gesellschaft nach der Kapstadt zu bringen. Hynes glaubt, Quin sei eine Art von Befehlshabern gewesen.

Der junge Price, dessen Schenkel von den erlittenen Beschwerlichkeiten wund geworden wa-

ten, blieb bei Herrn Roostoff zurük. Dieser übernahm sehr liebreich die Kur des Knaben, und sagte, er würde dafür sorgen, ihn den Uebrigen nachzuschikken. Die Andern fuhren in dem für sie eingerichteten Wagen fort; aber der Weg, oder, wenn man ihn so nennen will, die Straße, war so rauh und schlecht, daß sie beinahe zerstoßen worden wären. Sie kamen vor zwei Meierhöfen vorbei, ehe sie Quins Wohnung erreichten; hier blieben sie dann vier Tage lang, um sich zu erholen.

Nachher wurden sie auf Wagen von einer Kolonie zur andern gebracht, bis sie endlich nach Schwellendam kamen, welches ungefähr hundert engl. Meilen von der Kapstadt entfernt liegt. Aller Orten, wo sie auf diesem Wege die Nacht zubringen mußten, versammelten sich gewöhnlich die benachbarten Bauern, um ihre Geschichte zu hören, und von Mitleid bewogen, gaben sie dann den Geretteten mancherlei kleine Nothwendigkeiten, deren sie bedurften.

In Schwellendam blieben sie so lange, bis der Landdrost einen Boten nach der Kapstadt geschikt hatte, um zu erfahren, was der Gouverneur mit den Engländern anfangen wollte, da Holland und Großbritannien damals mit einander Krieg führten. Endlich kam der Befehl: zwei von der Gesellschaft sollten nach der Kap-

stadt geschikt und daselbst examinirt werden, die Andern aber bleiben, wo sie wären. Warmington und Leary reisen dem zu Folge nach der Kapstadt.

Hynes und die übrigen blieben ungefähr einen Monat in Schwellendam.

Sie erfuhren nachher, daß Warmington und Leary, nachdem man sie examinirt hatte, am Bord eines holländischen in der Bai liegenden Kriegesschiffes eingeschifft worden wären, um auf demselben zur Arbeit gebraucht zu werden. Hier blieben sie eine Zeit lang; da aber Warmington einmal zur Nachtzeit bemerkte, daß der Bootsmann eine Quantität Pfeffer von dem Schiffe wegschaffte, so war er unvorsichtig genug, zu äußern, daß er dies angeben wollte. Der Bootsmann verlangte hierauf, daß Warmington und Leary in das Boot kommen möchten, und kaum war dies geschehen, so brachte er sie beide an Bord eines dänischen Ostindienfahrers, der eben die Anker lichtete, und unverzüglich absegelte. Dieser glükliche Umstand gab also Beiden Gelegenheit, zuerst in ihr Vaterland zu kommen.

Nachdem der Gouverneur des Kaps von Warmington und Leary die Geschichte von dem Verluste des Grosvenors, und das darauf erfolgte Ungemach der Mannschaft erfahren hat-

te, so schikte er, ungeachtet des damaligen Krieges zwischen beiden Nationen, auf Antrieb der Menschlichkeit, welche jedem Weltbürger Ehre macht, eine große Gesellschaft aus, um die unglüklichen Wanderer aufsuchen zu lassen.

Dieses Detaschement bestand aus hundert Europäern und dreihundert Hottentotten, die eine große Menge Wagen, jeden mit acht Ochsen bespannt, bei sich führten. Ein gewisser Kapitain Müller führte das Kommando, und hatte den Befehl, wo möglich bis zu dem Orte vorzubringen, wo das Schiff gestrandet war, und solche Waaren die noch gerettet werden könnten, mitzunehmen. Nachher sollten sie sich bemühen, die Unglüklichen aufzufinden, die etwa noch im Lande herumirrten, oder in der Gewalt der Eingebornen wären.

Da sie nothwendig einige von denen, welche dieses weitläuftige Land vorher durchwandert hatten, zu Wegweisern haben mußten, so wurden de Lasso und Evans, welche ihre vorige Kräfte so ziemlich wieder erlangt hatten, zu diesem Geschäfte bestimmt. Hynes war noch immer sehr unpäßlich, und Price noch nicht nach Schwellendam gekommen.

Das Kommando nahm eine Menge Hanflaub und andere Kleinigkeiten mit, um die Unglüklichen einzulösen, die es auf seinem Wege antref-

fen würde. Es gieng so weit, bis ihm die Eingebornen den Weg versperrten. Dies rührte wahrscheinlich von den bekannten Uneinigkeiten zwischen den Kolonisten und den Kaffern her.

Auf ihrem Wege trafen sie drei von den Seeleuten, die sich auf dem Schiffbruche gerettet hatten, nehmlich Thomas Lewis, William Hatterley oder Hubberley und einen Dritten. Hatterley war der Bediente des Herrn Shaw, des zweiten Steuermanns Gehülfen. Er hatte bei seiner Gesellschaft ausgehalten, bis, außer ihm, Niemand mehr lebte; dann war er in seiner Niedergeschlagenheit fortgegangen, bis er den Ort erreichte, wo die Holländer ihm begegneten.

Weiter hin traf das Kommando auf seinem Wege sieben Laskars (indische Matrosen) und zwei schwarze Weiber an, von denen die eine bei Madam Logie, und die andere bei Madam Hosea gedient hatte. Von diesen Weibern erfuhr man Folgendes: Fünf Tage nachher, als Hynes's Gesellschaft sich von dem Kapitän und den Frauenzimmern getrennt hatte, nahmen sie ebenfalls verschiedene Wege, da die leztern Willens waren, sich mit den Laskars zu vereinigen. Was aber nach dieser Trennung aus einer von beiden Gesellschaften geworden war, wußten sie nicht; sie bemerkten übrigens, daß einer von den Eingebornen den Rok

des Kapitäns trug, und daraus schlossen sie, daß dieser todt sei.

Nachdem die Eingebornen die Wagen gehindert hatten, weiter zu fahren, entschlossen sich Einige von der Gesellschaft, zu Pferde landeinwärts zu reisen. Diese irrten fünfzehn Tage lang umher; aber da die Kaffern sie unaufhörlich beunruhigten, und ihnen den Weg versperrten, so sahen sie sich genöthigt, ihr Vorhaben aufzugeben, und kamen endlich nach einer Abwesenheit von drei Monaten wieder zurük.

Kapitän Müller gieng nun mit seinen Leuten wieder nach Schwellendam, und brachte die sieben Laskars, die drei Engländer, die er unter Wegs aufgenommen hatte, den jungen Price, und seine beiden Wegweiser de Lasso und Evans mit. Die Bauern, welche ihre Wagen zu der Expedizion hergegeben hatten, reiseten indessen Jeder wieder nach seiner Heimath.

Die Schwarzen mußten in Schwellendam bleiben; die Engländer aber wurden nach der Kapstadt geschikt. Als sie hier von dem Gouverneur sehr umständlich examinirt worden waren, erlaubte er ihnen, am Bord eines dänischen Schiffes, welches im Hafen lag, und Leute nöthig hatte, nach Europa zu reisen.

Der Kapitän des dänischen Schiffes versprach ihnen zwar, als er durch den Kanal fuhr, sie in

England ans Land zu sezzen; aber da er sehr wenige Leute hatte, so nahm er sie alle beide mit nach Koppenhagen, den jungen Price ausgenommen, den er in Weymouth ans Land sezte. Von Dänemark kamen sie bald darauf nach London, und wurden für die brittischen Seeleute ein Beispiel, daß auch die unerhörtesten Drangsale überstanden werden können, und daß, wenn sie ihr Vaterland verlassen, um die gewagtesten Expedizionen in entfernte Länder zu unternehmen, sie dennoch nicht an ihrer Rükkehr verzweifeln dürfen.

# III.

## Jakob's van Reenen

# Tagebuch einer Reise

durch

# das östliche Kafferland.

In den Jahren 1790 und 1791.



Die neueste Reise in das Kafferland, von welcher wir eine Beschreibung erhalten haben, ist die, von welcher Jakob van Reenen, ein Kolonist vom Kap der guten Hoffnung, ein Tagebuch aufgesezt hat, das er dem brittischen Kapitän Eduard Riou mittheilte, der es dann durch den Druk bekannt machte. *)

Die Veranlassung zu dieser Reise, oder vielmehr zu diesem Landzuge, war der in vorhergehender Reisegeschichte erzählte Schiffbruch des englischen Schiffes Grosvenor. Die Erzählungen der wenigen Unglüklichen, die sich davon gerettet hatten, erregten bei den Holländern am Kap die Vermuthung, es möchten noch mehrere dieser Schiffbrüchigen unter den Kaffern leben, und flößten ihnen den menschenfreundlichen Wunsch ein, diesen Verlassenen Hülfe bringen zu können.

---

*) Das Original erschien zu London im Jahr 1792. Die deutsche Uebersezung von D. Kurt Sprengel (gr. 8. Berlin, 1793) ist etwas abgekürzt, auch fehlt die Karte, die Riou dazu geliefert hatte.

Zu diesem Ende ward schon im Jahre 1783 ein Zug in das Kafferland unternommen, wobei aber der Zwek nicht erreicht wurde. Endlich glükte es den holländischen Kolonisten, die im Jahre 1790 in derselben Absicht ins Kafferland zogen etwas besser; doch wurden die Wünsche dieser guten Leute nicht erfüllt.

Jakob van Reenen, der dem Zuge beiwohnte, mag die interessante Geschichte desselben unsern Lesern am besten erzählen. Sein Tagebuch folgt hier in einem kurzen Auszuge.

# Jakob's van Reenen Tagebuch einer Reise durch das östliche Kafferland.

In den Jahren 1790 und 1791.

Um zu erfahren, ob nicht noch einige Unglükliche von dem im Jahre 1782 an der Küste des östlichen Kafferlands gescheiterten Schiffe Grosvenor unter den Kaffern am Leben wären, und um ihnen in diesem Falle Hülfe und Rettung zu bringen, entschloß sich im Jahre 1790 eine Gesellschaft holländischer Kolonisten am Kap, von zwölf Personen, mit Genehmigung des Gouverneurs van de Graaf eine Reise in das östliche Kafferland zu unternehmen. Sie kamen überein, den Jan Andres Holtshausen als ihren Anführer auf der Reise anzuerkennen, und ihm in allen billigen und vernünftigen Stükken zu gehorchen, sich ganz den Gesezzen und Verordnungen der ostindischen Gesellschaft zu unterwerfen, und diesem gemäß, die Elefantenzähne, die sie sich etwa unterweges verschafften, an die Agenten derselben abzuliefern; alle gekauften Artikel als gemeinschaftlich anzusehen, und nichts, was etwa der Eine oder der Andre unterwegs finden, schießen, oder einhandeln möchte, vor den

Uebrigen zu verheimlichen. Die Personen, welche diesen Vertrag unterzeichneten, waren der schon genannte Jan Andres Holtshausen, Hilpert Mulder, Jakob van Reenen, Cornelis Jakob Mulder, Ludwig August Prins, Peter Lombart, Tjaart van der Waldt, Heinrich Janssen van Rensburg, Stephan Scheepers, Philipp Holtshausen, Ignaz Mulder und Peter van der Waldt. Da unter diesen zwölf Personen Väter mit ihren Söhnen waren, so machte man noch aus, daß Vater und Sohn bei dem etwanigen Gewinne, den die Reise auf irgend eine Art brächte, nur als Eine Person angesehen, und das Ganze in neun Theile getheilt werden sollte. Zu den zwölf Personen, welche sich Anfangs zu dieser Reise verbunden hatten, gesellte sich etwas später noch Jakob Joubert, und nun ward ein Sammelplaz bestimmt, von wo die Gesellschaft zusammen abreisen wollte, um dann nach dem Flusse Anderadeira de Natal, oder dem Kap Natal zu reisen.

Jan Andres Holtshausen, Mulder, Prins und van Reenen, die näher am Kap wohnten, als die übrigen Reisegefährten, brachen am 24sten August 1790 mit vier Wagen vom Kafferkuhlflusse auf, und reisten an diesem, wie an den nächst folgenden Tagen, im Durchschnitt gewöhnlich 7 Stunden, wenn anders nicht die in dem südlichen Afrika so häufigen Berge durch

Beschädigung eines oder mehrerer Wagen sie zu lange aufhielten, um so weit kommen zu können. Der Weg gieng zuerst nordöstlich, dann aber ostwärts, und wich fast gar nicht von dem ab, den schon so viele Reisende gemacht und beschrieben haben. *)

Bei dem Wosflusse **) trennten sich unsre vier Reisenden. A. Holtshausen und van Reenen wählten den nächsten Weg durch das Karo, die beiden andern aber giengen durch das lange Thal (Lange Kloof), um von da nach dem Hassagaienwalde, dem allgemeinen Sammelplazze der Gesellschaft, zu reisen. Jene beiden kamen über den Fluß T'Kam-Nasi, der sich in den Elefantenfluß ergießt, mußten den leztern, der sich in seinem Laufe ungewöhnlich oft krümmt, in eini-

*) Da weder Jakob van Reenen, dessen Tagebuche hier im Auszuge geliefert wird, noch Jemand von seinen Gefährten, wissenschaftliche Kenntnisse besaß, so läßt sich auch in dieser Erzählung nichts Neues über solche Gegenden erwarten, die schon von sachkundigen Forschern beschrieben worden sind. Wir wollen nur die Hauptpunkte des Weges angeben, bis unsre Gesellschaft ein unbekannteres Land erreicht, über das auch solche Bemerkungen, wie der Ungelehrte sie machen kann, wichtig sind.

**) Dieser Name ist vermuthlich unrecht geschrieben, denn er fehlt auf unsern Karten.

gen Tagen zwanzig Male passiren, und giengen dann nach dem Winterhuk, wo einer von ihren Reisegefährten, Stephan Scheepers, wohnte, und wo am 11ten September auch Tjaart van der Waldt mit seinem Sohne Peter zu ihnen stieß. Diese fünf giengen nun über den Sonntagsfluß, dann über Bruntjeshöhe in das Karrofeld und von da zu dem Buschmannsflusse, wohin der Weg durch schönes, langes, aber gebrochenes Gras und schöne Gesträuche führte. Das Gras in dieser Gegend wird nämlich sehr hoch und ist sehr dik; wenn es nun durch die Sonnenhizze dürre geworden ist, so wird es vom Winde und starkem Regen niedergeschlagen und zerbrochen. Von dem Buschmannsflusse giengen unsere Reisenden am 17ten September nach der zehn Stunden davon entlegenen Wohnung eines andern Reisegefährten, Heinrich Janssen van Rensburg. Hier blieb die Gesellschaft. Doch ritten J. A. Holtshausen und J. van Reenen am folgenden Tage nach dem Hassagaienwalde, dem Orte, den man zum allgemeinen Sammelplazze bestimmt hatte. Erst am 19ten kamen endlich vier Wagen, die den beiden Reisegesellschaftern Kornelis und Hilpert Mulder gehörten, und noch ein fünfter, der mit einem Boote, zum Uebersezzen über Flüsse, beladen war. Bei ihnen befanden sich Ignaz Mulder und Philipp Holzhausen. Diese erzählten, die Uebrigen von der Gesellschaft wären nur nach der Mündung des

Buschmannsflusses geritten, um wo möglich einen Mann Namens Salomo Fereira zu bereden, daß er die Reise mitmachen sollte; sie würden aber bald zurükkommen. Nun traf man die noch zur Reise erforderlichen Anstalten, und legte am 22sten den kurzen Weg von drei Stunden bis zu dem Brak-Rivier oder Salzflusse zurük, wo man den folgenden Tag blieb, weil noch einer von der Gesellschaft, nämlich Jakob Joubert, fehlte. Da dieser vergebens auf sich warten ließ, so traten endlich am 24sten die Uebrigen ihre Reise an. Die Karawane bestand nunmehr aus zehn Wagen, von denen jeder ein doppeltes Gespann von zwölf, vierzehn und sechzehn Ochsen hatte; ferner aus sechs und fünfzig Pferden und vierzig bewaffneten Hottentotten. Nach einem Wege von vier Stunden kamen sie zu dem kleinen Fischflusse und am folgenden Tage, als sie vier Stunden damit zugebracht hatten, das Gepäk, das Boot und die Wagen über diesen Fluß zu bringen, bald zu dem großen Fischflusse. Der Uebergang über diesen leztern war sehr gefährlich, indessen wurde er glüklich bewerkstelligt, und unsre Reisenden kamen dann nach vier Stunden zu Kruyers-Kraal, der Gränze zwischen den Holländern und den Kaffern.

Am 27sten legten sie fünf Stunden zurük, und erreichten einen kleinen Bach, den sie den Punsch-Bach nannten. Die Witterung war

nämlich ausserordentlich kalt, und sie machten daher ihren Punsch heute stärker als gewöhnlich. Sie sahen übrigens an diesem Tage eine Menge Gazellen, und schossen zwei davon. Von hier reisten sie am 28sten acht Stunden weiter, giengen über einen kleinen Bach, welcher Kaargo genannt wird, und kamen in eine große Ebene, die sich bis zu dem Flusse Kaapna oder schöne Wiesen, erstrekt; ein Name, den er wegen der reizenden Gegend, durch die er fließt, vollkommen verdient. Das ganze Land ist von kleinen Bächen durchschnitten, welche die anstossenden Wiesen bewässern, und hat überhaupt alle Erfordernisse zu einer sehr bequemen und schönen Kolonie. Besonders taugt es zur Viehzucht, da es ganz mit langem Grase bedekt ist. Unsere Reisenden sahen hier wieder eine Menge von allerlei Wild, und schossen auch zwei Büffel. — Am 29sten legten sie sechs Stunden zurük, mußten dann aber anhalten und ausspannen, da der alte Holtshausen sich am Lendenstein sehr übel befand. Am folgenden Tage reisten sie sieben Stunden bis zu dem Kazzenflusse (Kafferisch oder Hottentottisch Hunka) und kamen zu dem ersten Kraal (Dorfe) der Kaffern. Sie erhielten von mehrerern derselben ganz friedliche Besuche, stellten aber doch Abends eine Wache aus.

Am ersten Oktober giengen sie abermals über einen Bach beim Anfange des Keis-Kamma, wo

mehrere Kaffern von Seiten ihres Oberhauptes, Kapitåns Sambi, zu ihnen kamen. Sie schikten zwei von ihren Leuten (geborne Kaffern) zu diesem Kapitån (wie die Hollånder solche Oberhåupter nennen) und ließen ihn um Erlaubniß, durch sein Land zu reisen, und um Dollmetscher bitten. — Nachdem sie über einen andern kleinen Bach gegangen waren, kamen sie an das Reis-Ramma, und schossen daselbst zwei Vögel, die ihnen unbekannt waren, und die in der Kaffern-Sprache Zimuh, d. i. „Ich sehe Etwas," heißen. Der an diesem Tage zurükgelegte Weg betrug acht Stunden. Am folgenden Tage legten sie sieben Stunden zurük, und sahen verschiedene Kaffern. Sie entschlossen sich, das Land, worin sie sich jezt befanden, zu verlassen, und so bald als möglich über die Berge der Kaffern zu gehen, weil sie befürchteten, daß ihnen sonst Hindernisse in den Weg gelegt werden, oder wol noch etwas Schlimmers begegnen möchte; da die hiesigen Völkerschaften gerade mit einander Krieg führten, und Kapitån Dschåkkab schon zweimal mit großem Verlust von dem Kapitån Sambi geschlagen worden war. Die beiden Kaffern, welche unsere Reisenden an den Leztern geschikt hatten, kehrten heute mit der Antwort zurük: Es thåte ihm leid, daß er wegen einer Unpåßlichkeit nicht selbst zu der Gesellschaft kommen könnte; er wünschte ihr indessen eine glükliche Reise. Vor allem empfahl er ihr Vor-

sicht in Ansehung der Nazion, mit welcher er Krieg führte. Auch ließ er ihnen sagen: das Land, wohin sie wollten, wäre nicht ohne Gefahr und Schwierigkeit zu bereisen. — Unsere Holländer nahmen nun zwei Kaffern zu Wegweisern mit, und giengen dann über den Fluß Keysana. Die Reise über den Berg, der vor ihnen lag, war um so schwieriger, da gerade ein starker Regen fiel. Sie konnten bei diesen Umständen sowol am 3ten als am 4ten nur fünf Stunden Wegs zurüklegen, zumalen da sie sich einen Theil ihres Weges durch ein großes Gehölz hauen mußten. Hier nahmen sie übrigens noch drei Kaffern mit, die zu ihnen kamen und sich zu ihren Gefährten anboten. Als sie glüklich über den Berg gekommen waren, giengen sie am 5ten durch einen Arm des Schwarzen Klippenflusses, der in der Landessprache Gammonpufusche heißt, und kamen zu einem kleinen Bache in dem Lande der Buschmänner, wo diese in den Hölungen der Felsen verschiedene wilde Thiere, und unter denselben auch einen Soldaten mit einer Grenadiermüzze, ziemlich natürlich gemalt hatten. An diesem Tage legten unsre Reisenden zehn Stunde zurük, und sahen mehrere bunte Böcke, zwei Löwen und verschiedene andere wilde Thiere. Am folgenden Tage, den 6ten, ward der Weg von acht Stunden bis zu einem großen Flusse fortgesezt, welcher der Weiße Klippenfluß genannt wird. Van der Waldt entdekte heute drei

jagende Buschmänner, verfolgte sie, und ergriff einen von ihnen. Unsere Reisenden gaben diesem Buschmann Glaskorallen und ein Stük Tabak. Er versprach, als sie ihn dann ungehindert gehen ließen, daß er zurükkommen und ihnen den Weg zeigen wollte.

Am siebenten hielt unsre Gesellschaft hier an, und Einige davon streiften zu Pferde umher, um Flußpferde zu schießen; doch ihre Mühe war vergeblich. Am 8ten giengen unsre Reisenden über den zulezt erwähnten Fluß, und kamen nach einem Wege von vier Stunden in eine ebene Gegend. In den nächst folgenden Tagen, bis zum 11ten legten sie jedes Mal fünf Stunden zurük, giengen täglich über den zulezt erwähnten Fluß, der sich in seinem Laufe sehr oft krümmt; schossen einiges Wild, und kamen endlich am 12ten, nach einer Reise von sechsthalb Stunden, zu dem Flusse Somo oder Zomo, dem lezten, der sich in den Klippenfluß ergießt. Dieser Klippenfluß ist unter den sämmtlichen Flüssen des Kafferlands der größte, und hat alle frühern Reisenden an weiteren Fortschritten gehindert; doch die schon erwähnte Gesellschaft ausgenommen, die sich im Jahre 1783 auf den Weg gemacht hatte, aber, noch ehe sie bis zu dem 28sten Grade der Breite gekommen war, wieder umkehrte, ohne ihre Absicht erreicht zu haben. Nach dem Uebergange über den Somo,

der durch eine schöne Gegend fließt, gelangten unsere Reisenden am 13ten, als sie fünf Stunden zurükgelegt hatten, in das Land der Tambukis. Am 14ten kamen sie, nach einem Wege von sieben Stunden, zu dem sogenannten Schlammflusse, und schossen drei männliche Elefanten. In den beiden folgenden Tagen machten sie vier und neun Stunden, und hatten den merkwürdigen Vorfall, daß Tjaart van der Waldt eine Löwin schoß, die nebst einem Löwen kurz vorher einen Büffel getödtet hatte. Am 17ten reisten sie wegen eines sehr starken Regens nur drei Stunden, und blieben aus eben der Ursache auch an den folgenden beiden Tagen liegen. Während der Zeit kamen mehrere Tambukis zu ihnen, unter andern auch ihr Oberhaupt Kapitän Dschubih, und der unter ihm stehende Kapitän Luwe. Unsere Reisenden machten ihnen Geschenke, erhielten dafür drei Tambukis zu Wegweisern, und schossen zwei Flußpferde, welche die Eingebornen ihnen zeigten. Noch ehe sie von hier weiter reisten, kam zu ihrem Erstaunen Jakob Joubert mit einem Wagen und acht Hottentotten zu ihnen. Bloß um sein Versprechen zu erfüllen, hatte sich dieser Mann, ohne irgend einen Europäer zum Gesellschafter zu haben, durch so unbesuchte Wildnisse gewagt.

Am 20sten brachen unsere Reisenden endlich wieder auf, giengen über einen Fluß, welcher

Nabagana heißt, und legten vier Stunden zurük. Sie sahen an diesem Tage einen Löwen, den größten, den jemals Einer unter ihnen gesehen hatte; er entkam aber, als sie ihn verfolgten, in die Gebüsche, und war nicht wieder zu finden. Am 21sten reisten sie ebenfalls nur fünf Stunden, und sahen, als sie eine große Anhöhe hinauf gekommen waren, ungefähr in einer Entfernung von zwei Stunden, einen großen Fluß, welcher Boschie heißt; sie konnten aber wegen des steilen Berges nicht zu ihm hin gelangen. Am nächsten Tage, der zum Ausruhen bestimmt ward, suchten Einige den besten Weg; Andere aber giengen auf die Jagd, und schossen fünf Flußpferde. Als sie am 23sten fünf Stunden weiter reisten, mußten sie wegen der jähen Berge einen großen Umweg nehmen, und hatten hier mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als irgendwo vorher. Am 24sten erreichten sie endlich, nach einem Wege von fünf Stunden, den Boschiefluß, der sehr weit aus dem Innern des Landes herkömmt, und schossen hier zwölf Flußpferde. Am nächsten Tage legten sie nach dem Uebergange über den Fluß nur drei Stunden zurük, giengen dann am 26sten über einen sehr steilen Berg, und kamen in sieben Stunden an den Fluß Nuga, nachdem sie unterwegs vier Büffel und sechs Elefanten geschossen hatten. Der 27ste war Ruhetag, und Einige von der Gesellschaft schossen abermals einen männlichen Ele-

fanten. Am folgenden Tage giengen sie über den zulezt erwähnten Fluß, und sahen dann das Meer etwa in einer Entfernung von zwei Stunden. Hier trafen sie ein Pferd an, das sich von der sieben Jahre früher (1783) zu einer ähnlichen Expedizion ausgereisten Gesellschaft verloren hatte. Es gehörte einem gewissen Daniel Potgieter, war völlig wild geworden, und lief, als es Menschen sah, unter eine Heerde Gazellen. Man verfolgte es aber, fieng es am Ende, und den folgenden Tag war es so zahm, daß es geritten werden konnte.. Unsere Reisenden giengen nun über den Fluß Nodai, und legten an diesem Tage überhaupt sechs Stunden zurük. Am 29sten sahen sie mehrere Elefanten, von denen sie auch sieben schossen, und kamen nach einem Wege von sieben Stunden zu dem Flusse Táthaa, wo sie von zwei Tambukis besucht wurden. Dies war etwas Außerordentliches, denn seit dem 18ten, wo sie sich von dem Kapitän Dschubilh getrennt hatten, war ihnen gar kein Eingeborner zu Gesichte gekommen. Den ganzen Strich Landes, durch den unsre Reisenden vom 18ten ankamen, hat nämlich Kapitän Sambi's Vater Gagabi Kambusa entvölkert, und alle Einwohner nebst ihrem Hornvieh in sein eigenes Gebiet getrieben; die wenigen, die ja noch darin wohnen, verstekken sich in Waldungen oder Hölen, und leben bloß von Meergras, oder von dem, was sie sich durch die Jagd verschaffen können.

Als unsre Reisenden am 30sten über den zulezt erwähnten, sehr großen Fluß gegangen waren, kamen sie nach einem Wege von sechs Stunden zu dem Dombie, oder dem Jungen-Mädchenflusse. Aus dieser Gegend des Landes holten sich ehemals, ehe Gagabi es verheerte, die Kaffern und andere Völkerschaften Frauen, die sie den Aeltern abkauften, und dieser Umstand hat den Namen des Flusses veranlaßt. Am 31sten mußten unsre Reisenden, nachdem sie vier Stunden zurükgelegt hatten, unweit des Flusses Tesana anhalten und ausspannen, um einen Weg zu suchen. Bis zu eben diesem Flusse, der sich etwa unter 28° 45′ in das Meer ergießt, waren verschiedene Personen von der schon oben erwähnten Gesellschaft gekommen, welche sieben Jahre früher eine Reise unternahm, um die etwa noch lebenden Personen von der Mannschaft des Grosvenor aufzusuchen.

Am ersten November schoß Ludwig Prins ein Flußpferd an, das nachher an das Ufer kam, und vollends getödtet ward. Unsere Reisenden giengen heute über den Fluß, konnten aber nur vier Stunden zurüklegen, da sie sich erst durch zwei Gehölze einen Weg hauen mußten. Am folgenden Tage reisten sie nur zwei Stunden weiter, da Jakob van Reenen so heftige Gliederschmerzen und eine starke Lähmung an seinem rechten Arme hatte, daß er das Fahren unmög-

lich ertragen konnte. Doch schon den 3ten sez- ten sie ihren Weg fort, und kamen bald auf ei- ne Anhöhe, von wo sie mehrere Dörfer der Hambonaer sahen, einer Völkerschaft die sich gänzlich von den Kaffern unterscheidet. *) Unsre Reisenden schikten dem Befehlshaber derselben, welcher Rambusa hieß, durch vier von ihren Leuten ein Geschenk von Glaskorallen und einer Kupferplatte. Bald darauf kamen fünf Hambonaer zu ihnen, denen sie kleine Geschenke von Glaskorallen machten, und die ihnen erzählten: Eines ihrer Dörfer wäre von Bastardkristen bewohnt, und diese stammten von Leuten ab, welche hier an der Küste mit einem Schiffe gescheitert wären. Es lebten von diesen Personen noch drei alte Frauen, die der Hambonaer-Kapitän Oemtonoue zu seinen Weibern genommen hätte. Am folgenden Tage wurden die Reisenden, als sie nur eine Stunde zurükgelegt hatten, durch einen sehr starken Regen aufgehalten; sie ritten indessen nach dem erwähnten Dorfe, und fanden, daß die darin wohnenden Leute zum Theil wirklich von Weißen, zum Theil aber von Mestizen und Ostindiern abstammten. Sie sprachen auch die erwähnten drei alten Frauen, welche ihnen erzählten: sie wären Schwestern, und

*) M. s. den nachfolgenden Abschnitt, wo die Nachrichten über das Kafferland und seine Bewohner zusammengereihet sind.

und hätten als Kinder an dieser Küste Schiffbruch gelitten; aber zu welcher Nazion sie gehörten, wußten sie nicht, da sie zu der Zeit dieses Unglüksfalles noch zu jung gewesen wären. — Die Reisenden erboten sich, sie und ihre Kinder bei der Rükkehr mitzunehmen, worüber sich alle drei sehr zu freuen schienen.

Am 5ten legten sie sieben Stunden zurük, und kamen auf ihrem Wege über den kleinen Mogasiefluß, an dessen Ufer das sogenannte Bastard-Dorf liegt. Die Einwohner haben sehr große, schöne Gärten, welche mit Mais, Mohrhirse, Zukkerrohr u. s. w. bepflanzt sind; auch hatten sie einiges Hornvieh. — Unsre Reisenden giengen an diesem Tage noch über den großen Mogasiefluß, an welchem die Residenz des Hambonaer-Kapitäns Kambusa liegt, und schossen sieben Flußpferde. Am 6ten kamen sie nach einem Wege von sieben Stunden bis nahe an einen großen Fluß, welcher Sinwuwu, oder der Flußpferdfluß heißt, und hörten daselbst von den Eingebornen, daß hier noch ein Engländer von der Mannschaft des unglüklichen Schiffes Grosvenor am Leben wäre. Als sie am folgenden Tage nach einem Wege von zwei Stunden den Fluß erreichten, mußten sie, weil er bei der Flut zu tief war, die Ebbe abwarten. In dieser Zeit sahen sie an dem jenseitigen Ufer den schon erwähnten angeblichen Engländer, und rie-

sen ihm sogleich zu. Er sprach holländisch, aber wegen der Breite des Flusses konnte man ihn nicht verstehen. Sobald unsre Reisenden am 8ten über den Fluß gegangen waren, kam der sogenannte Engländer zu ihnen, und erzählte: Er wäre ein freier Mann, und in einem englischen Schiffe von Malakka abgesegelt. Uebrigens versprach er, sie an den Ort zu führen, wo der Grosvenor Schiffbruch gelitten hätte. Zulezt sezte er aber hinzu: Es wäre nichts mehr davon zu sehen, als einige Kanonen, Eisen Ballast und Blei. Auch sagte er, die sämmtliche unglükliche Mannschaft des Schiffes hätte, theils durch die Eingebornen, theils durch Hunger das Leben verloren. — Die Einwohner des Landes brachten hier unsern Reisenden einiges Gold und Silber, um es gegen rothe Glaskorallen und allerhand Sachen von Kupfer zu vertauschen, worein sie sehr verliebt zu seyn schienen. Der heutige Weg betrug nur zwei Stunden. An den beiden folgenden Tagen kam man, nach 4 und 5 Stunden, zu den Flüssen Wuwanpuwu, und Tanwuta. Da der angebliche Engländer, der sich zum Wegweiser angeboten hatte, sich noch immer nicht sehen ließ, so vermutheten unsere Reisenden, daß er ein vom Kap entlaufener Sklave wäre, und durch einen von ihren Bastardhottentotten, Namens Moses, wurden sie in ihrer Vermuthung bestärkt. Dieser war nämlich von ihm befragt worden, wer sein

Herr wäre, und auf die Antwort: Jakob van Reenen, hatte jener sich weiter erkundigt, ob dies ein Sohn des alten Jakobs van Reenen sei, und auch erzählt, er wäre am Kap wol bekannt, und hätte daselbst eine Frau und drei Kinder. Wahrscheinlich kam er also aus Furcht, unsre Reisenden möchten ihn anhalten und mit nach dem Kap nehmen, nicht wieder zum Vorschein.

Am 11ten blieben unsre Reisenden den ganzen Tag am Ufer des Flusses, da sie ihn wegen seiner Tiefe nicht passiren konnten. Am folgenden Tage giengen sie hinüber, und kamen nach drei Stunden zu einem Walde, durch den sie sich abermals einen Weg hauen mußten. Als sie am 13ten hindurch waren, hatten sie wieder eben dieselbe Schwierigkeit, und konnten daher nur zwei Stunden zurüklegen. Am 14ten machten sie drei Stunden, und giengen über den Fluß Bogasie, bei dessen Mündung sie zwei Flußpferde schossen. Hier brachten die Eingebornen ihnen Kartoffeln, Zukkerrohr, Korn und Bohnen, in gleichem Gold und Silber, wogegen sie Glaskorallen eintauschten. Am 15ten legten unsre Reisenden vier Stunden zurük, und kamen über einen kleinen Bach nahe am Seeufer. Hier hatte Jan Andres Holtshausen das Unglük, in eine Grube mit angebrannten Pfälen zu fallen, wodurch er sich die linke Hand sehr stark verwundete. — Dann kamen unsre Reisenden an einen

Berg, über den sie nicht ohne die größte Gefahr und Schwierigkeit gehen konnten. Da sie nun erfuhren, daß der Wrak des gescheiterten Schiffes nicht weit von hier läge, so beschlossen sie, Halt zu machen, und nach der Stelle hin zu reiten, um zu sehen, was sich etwa entdekken ließe. Der alte Holtshausen, van Reenen, van der Waldt und die drei Mulders machten sich in dieser Absicht auf; aber nach einem Wege von anderthalb Stunden kehrten die beiden ersteren zu den Wagen zurük. Hier mußten nämlich die Reisenden absteigen und ihre Pferde durch den Fluß leiten, dessen Bett voll Löcher und Klippen war. Dies konnte aber van Reenen nicht wagen, da er sehr heftiges Reißen in allen Gliedern empfand, und noch weniger durfte es der alte Holtshausen, der seine Wunde an der Hand erst für ganz unbedeutend gehalten, und sie daher nicht einmal verbunden hatte, jezt aber sehr starke Schmerzen daran litt, die sich auch, ungeachtet aller angewandten Mittel, nicht wieder legen wollten. — Abends kamen die vier Anderen zurük, und erzählten, daß sie bei dem Wrak des Schiffes gewesen wären, aber nichts weiter gefunden hätten, als einige Kanonen, Eisen, Ballast und Blei. Sie brachten übrigens zwei Stükke Wallratlicht und einige Scherben von englischem Steingut mit. Der Wrak lag vier Stunden weit von dem Orte, wo die Wagen Halt gemacht hatten, und man mußte auf dem Wege dahin

über sieben Flüsse, deren Namen Niemand anzugeben wußte. Alle die zahlreichen Flüsse, die unsere Reisenden bisher auf dem Wege durch ein den Europäern gänzlich unbekanntes Land angetroffen hatten, kamen von Norden her, und ergossen sich in südlicher Richtung in die See; ein Umstand, der dem Geographen einige Spuren von der physischen Beschaffenheit des noch unerforschten Innern von Südafrika an die Hand gibt.

Am 16ten ritten wieder Einige von der Gesellschaft zu dem Wrak; doch auch diese sahen nicht mehr, als das schon Erwähnte. Hilpert Mulder brachte übrigens ein Stük Sapannaholz mit. Am 17ten machten sich abermals Einige nach dem Orte auf, der das Ziel ihrer Reise war; aber auch diesmal fand man weiter nichts, als fünf Kanonen und eine große Quantität Eisen-Ballast. An einer Stelle zwischen zwei Wäldern sah man deutlich, daß hier Leute Feuer angezündet, und sich ein Obdach gemacht hatten. Auf einer Anhöhe zwischen eben den beiden Wäldern bemerkte man eine Grube, worin etwas verscharrt gewesen, aber nachher wieder ausgegraben worden war. Hierdurch ward das bestätigt, was der vom Kap entlaufene Sklav erzählt hatte; daß nämlich alles Verstekte wieder hervorgesucht und weit in das Land verstreuet wäre. Von den Eingebornen erfuhren unsre Reisenden

übrigens noch, daß man den größten Theil von den Gütern des gescheiterten Schiffes zum Verkauf nach der Bai Lagoa gebracht hätte, wohin der Weg von diesem Orte vier Tagereisen, oder vierzig bis fünfzig Stunden betrüge. Am 18ten ritten van der Waldt, Hilpert Mulder und Jakob Joubert längs dem Seestrande, von der Stelle an, wo der Wrak des Schiffes lag, ungefähr noch zwei Stunden weiter und nordwärts; aber sie fanden nichts, als das schon vorhin Erwähnte.

Nun beschloß die Gesellschaft wieder zurükzukehren, theils weil schon mehrere Zugochsen umgefallen und die noch übrigen in einem sehr üblen Zustande waren, theils weil der alte Holtshausen mit Ungeduld nach der Rükreise verlangte, da ihm die Wunde an seiner Hand übermäßige Schmerzen verursachte.

Die Eingebornen in dieser Gegend bezeigten ihr Erstaunen darüber, daß unsere Reisenden so große Beschwerlichkeiten übernommen hatten, um die etwa noch lebenden Personen von der Mannschaft des Grosvenors aufzusuchen. Die Oberhäupter und auch ihre Untergebenen versprachen, falls sich jemals wieder in der Folge ein ähnliches Unglük ereignete, die Menschen, die etwa an das Ufer kämen, in Schuz zu nehmen, für sie zu sorgen, und sie zu den kristlichen Kolonien

zu führen, wenn sie nur gewiß seyn könnten, Glaskorallen, Kupfer und Eisen dafür zu erhalten. Unsere Reisenden versicherten, daß sie dies Alles gewiß bekommen würden.

Ihr Weg bis an diesen Ort hatte 377 Stunden betragen; dies war 226 Stunden über die Gränzen des holländischen Gebietes, oder vielmehr aller holländischen Wohnungen hinaus. Die Entfernung von dem Kap bis zu dem großen Fischflusse beträgt 221 Stunden; unsre Reisenden waren also nach ihrer Rechnung überhaupt 447 Stunden von dem erstern entfernt. Daß diese Rechnung nicht ganz sicher war, zeigte die Rükreise, zu der sie etwas weniger Zeit gebrauchten, und von der wir nun kürzlich die vornehmsten Umstände anführen wollen.

Unsre Gesellschaft trat den Rükweg noch am 18ten wieder an, und erreichten am 20sten den Sinwuwu. Den folgenden Tag mußte sie Halt machen, da der alte Holtshausen sich sehr übel befand. Er hatte nämlich die Mundsperre und von Zeit zu Zeit heftige Konvulsionen, so daß man alle Augenblik seinen Tod erwartete. Nachts sezten die Eingebornen die Vorposten der Reisegesellschaft in Unruhe, und schienen ihr aufzulauern. Man schoß hierauf mehrere Male in die Luft, und hörte nichts mehr von ihnen. Am Tage waren ihrer mehr als zweihundert bei unsern

Reisenden gewesen, um Gold und Silber zu vertauschen; aber jezt vermuthete man, sie wären bloß unter diesem Vorwande gekommen, um die Stärke der Gesellschaft auszukundschaften, und sie, wenn sie nicht auf ihrer Hut wäre, zu überfallen.

Am 22sten verschlimmerte es sich mit der Krankheit des alten Holtshausen so sehr, daß seine Gefährten die ganze Nacht bei ihm aufsizzen mußten, und am folgenden Tage gegen Abend starb er. Man verfertigte sogleich aus einigen Bretern einen Sarg, und begrub am 24sten Morgens den Todten unter einem großen, einzeln stehenden Baume, in welchen dann alle seine Reisegefährten ihre Namen einschnitten. Am 26sten kamen diese wieder zu dem von Bastardkristen bewohnten Dorfe, und würden die drei alten Frauen mitgenommen haben, da sie, wie es schien, sehr unter Kristen zu leben wünschten, aber die Frauen äußerten, ehe sie sich zu einer Veränderung ihres Wohnortes entschlössen, möchten sie gern erst ihre Aerndte einbringen, und aus dieser Ursache für jezt lieber bei ihren Kindern und Enkeln bleiben; doch nachher wollten sie mit ihren sämmtlichen Abkömmlingen, vierhundert an der Zahl, gern von hier wegziehen. Jakob van Reenen versprach, dem Gouverneur vom Kap Nachricht von ihnen zu geben, damit sie in der Folge abgeholt und in die Kolo-

nien der Kristen gebracht würden. Er bemerkte übrigens noch, daß diese Frauen bei dem Anblikke mehrerer Leute von ihrer Farbe in großer Unruhe zu seyn geschienen hätten; was sich denn leicht erklären läßt. Wahrscheinlich haben die Kaffern, wenn man sie gefragt hat, was sie von der Mannschaft des Grosvenor wüßten, immer von dieser Familie gesprochen. Das Wenige, was man von ihrer Sprache verstand, mag Gelegenheit dazu gegeben haben, daß Le Vaillant und Kapitän Bligh in ihren Reisebeschreibungen erzählen: sie hätten gehört, es lebten noch mehrere Personen von der Mannschaft des Grosvenor.

Am 28sten giengen unsere Reisenden über den Fluß Tasana, und schossen vier Elefanten. Sie fiengen auch einen jungen, und banden ihn an einen von den Wagen; aber sie mußten ihn bald tödten, da sein Geschrei eine solche Menge alter zu ihnen hin zog, daß sie zertreten zu werden befürchteten. Während der Nacht gieng auch eine große Heerde Elefanten bei ihnen vorüber.

In den nächstfolgenden Tagen verloren sie mehrere Ochsen, und schossen fünf Flußpferde. Am ersten Dezember waren sie kaum damit fertig, das Fleisch der lezteren einzusalzen, als ein großer Elefant männlichen Geschlechts auf die Wa-

gen zukam. Sie verfolgten ihn sogleich, und griffen an. Als er mehrere Schüsse bekommen hatte, und zwei Mal gefallen war, verkroch er sich in sehr dikkes Gebüsche. Man glaubte, er wäre schon so gut wie getödtet, und van der Waldt, Ludwig Prins, und Ignaz Mulder näherten sich daher dem Orte, wo er sich verstekt hatte; aber auf einmal schoß er wütend aus dem Dikkig hervor, faßte den armen Ludwig Prins, der gerade zu Pferde war, mit seinem Rüssel, trat ihn todt, stieß ihm dann einen von seinen Fangzähnen durch den Leib, und schleuderte den todten Körper dreißig Fuß weit weg. Da die beiden Andern sahen, daß es keine Möglichkeit wäre, zu Pferde zu entkommen, so stiegen sie ab, und verstekten sich in dem Dikkig. Der Elefant, der jezt weiter nichts vor sich hatte, als van der Waldt's Pferd, verfolgte dasselbe eine Zeit lang, kehrte dann aber um, und kam nahe zu det Stelle, wo der todte Körper lag, welchen er zu suchen schien. Jezt erneuerte die ganze Gesellschaft ihren Angriff, um ihn von da wegzutreiben; und als er einige Schüsse bekommen hatte, entfloh er wirklich aufs neue in das Dikkig des Waldes. Die Reisenden glaubten, nunmehr wäre er weit genug weg, und fiengen schon an, ein Grab für ihren unglüklichen Gefährten zu graben; aber als sie in der besten Arbeit waren, brach der Elefant abermals hervor, jagte sie alle fort, und blieb selbst auf dem Plazze

stehen. Tjaart van der Waldt brachte ihm jezt aus einer Entfernung von hundert Schritten wieder einen Schuß bei; auch griffen ihn alle Uebrigen noch einmal an. Sobald er nun wieder einige Kugeln bekommen hatte, fieng er an zu wanken, und als er dann fiel, tödteten ihn die Hottentotten mit Einem oder zwei Schüssen völlig. Die Wut dieses Thieres war unbeschreiblich. Alle von der Reisegesellschaft, welche die Elefantenjagd kannten, versicherten, daß sie nie einen so schnellen und wütenden gesehen hätten. Die Hottentotten erzählten bei dieser Gelegenheit, die Elefanten verließen, wenn sie angegriffen wären, einen todten Körper nie eher, als bis sie ihn stükweise verschlungen hätten. Sie selbst hätten einen Hottentotten fast auf eben die Art, wie unsern Freund, umkommen sehen, und von seinem Körper nicht das Mindeste wieder finden können. — Unsere Reisenden vollendeten nun das angefangene Grab, und begruben Abends ihren unglüklichen Gefährten.

Auf dem weitern Rükwege hatten sie keine wichtigen Vorfälle; indessen war er äußerst beschwerlich. Noch ehe sie am 4ten zu dem Boschieflusse kamen, fielen mehrere von ihren Zugochsen um, und sie sahen sich genöthigt, viele von ihren Elefantenzähnen wegzuwerfen. Einige Tage nachher mußten sie von den Tambukis Ochsen kaufen, weil sie sonst gar nicht mehr fortgekommen wären,

und als sie etwas weiter südwärts kamen, giengen Einige von der Gesellschaft voraus, um aus den nächsten holländischen Kolonistenwohnungen Zugvieh zu holen. Noch ehe sie den Weißenklippenfluß erreichten, fanden sie es am 13ten so außerordentlich kalt, als wenn es mitten im Winter gewesen wäre. Dies war ohne Zweifel der bergigen Gegend zuzuschreiben, worin sie sich befanden. Am 25sten erreichten sie endlich wieder eine kristliche Wohnung, und am 28sten trennten sie sich zum Theil am Buschmannsflusse, wo Jansen von Rensburg wohnte. Jakob van Reenen kam endlich am 7ten Januar 1791 glüklich wieder nach seinem Hofe. Die Rükreise von dem Wrak des Grosvenor bis zum Großen - Fischflusse hatte nur 197 Stunden betragen.

Jakob van Reenen merkt zum Schlusse seines Tagesbuchs noch an, daß jeder von den Wagen der Gesellschaft wenigstens Einmal umgeworfen habe. Hieraus kann man sich einen Begriff davon machen, mit welchen Schwierigkeiten das Reisen an der Ostküste des südlichen Afrikas verbunden ist, und gewiß muß man es größtentheils diesem Umstande zuschreiben, daß wir diese Erdgegend noch so wenig kennen.

# Kurze Schilderung des östlichen Kafferlands und seiner Bewohner.



# I.

## Kurze Beschreibung des östlichen Kafferlandes. *)

Das östliche Kafferland ist der ungefähr 100 deutsche Meilen lange Küstenstrich zwischen dem 25sten und 31sten Grade S. Breite, welcher sich vom grossen Fischflusse bis zur Lagoabai erstrekt.

Das Land ist meistens sehr fruchtbar und schön, doch strekken sich auch öde Sandfelder gegen die theils felsige, größtentheils aber flache Küste hin. Im Innern zieht sich eine Bergkette, zu welcher das Gebirg Bambo gehört, von den hottentottischen Schneebergen bis zur Lagoabai hin, und einzelne Zweige derselben breiten sich auch über die Küste aus.

Aus diesem Gebirge kömmt eine Menge grösserer und kleinerer Küstenflüsse und Bäche, die

*) Nach Sparrmann, Patterson, Le Vaillant und van Reenen's Tagebuch, verglichen mit der Forsterschen Karte bei Le Vaillant's 2ter Reise.

das Land reichlich bewässern, und dann in das Meer fallen.

Die vorzüglichsten dieser Küstenflüsse sind (nach unsern Karten und Tagebüchern) von Süden nach Norden folgende:

1) Der grosse Fischfluß, oder T'Kaut-Kay (von den Portugiesen St. Johannesfluß genannt) welcher für die Gränzscheidung zwischen dem Hottentotten- und Kafferlande angenommen wird. Er entspringt in den Schneegebirgen, nimmt auf der Kafferschen Seite die aus dem Bambusgebirge kommenden Flüßchen T'Karka und Kaapna oder Konap mit dem Kaarga auf, und fällt in eine durch seine Mündung gebildete Bucht, deren südliche Erdspizze von den portugiesischen Seefahrern die Erste Natal- oder Weihnachtsspizze genannt ward.

2) Der Bekqua-Kamma mit dem Magu-Kamma, und

3) Der Beis-Kamma oder Milchfluß sind nicht beträchtlich, und fallen in die sogenannte Natalbai. *)

4) Der

*) Nach der Le Vaillant-Forsterschen Karte. Patterson (S. 90.) nennt den Milchfluß Bechakum, und gedenkt noch eines Flußes Mugu-Kanja in dieser Gegend, welcher ohne Zweifel obiger Magu-Kamma ist.

4) Der T'Kaisi-Kamma oder Fischereifluß (Rio da Pescaria) ist ein ansehnlicherer Küstenfluß, mit welchem sich der Hunka oder Kazzenfluß, der Hommonpusuge oder Schwarze-Klippenfluß, und der Weisse-Klippenfluß *) vereinigen; derselbe fällt nicht weit von der Natalbai, an der Fischereispizze (Punta da Pescaria) ins Meer.

5) Der Somoe-oder Zomo-(St. Luziafluß) dessen Mündung unter dem 28° S. Br. ist. — Weiterhin fließt der Schlammfluß. **)

6) Der Nabagapa-oder Golddünenfluß (Rio os Medaos do Ouro).

7) Der Boschiefluß, der sehr groß ist, weit aus dem Innern kömmt, und ein Hauptküsten-

*) Van Reenen (S. 11.) sagt, der Klippenfluß sei der größte Fluß im ganzen Kafferlande.

**) Man unterscheidet (nach Sparrmann, S. 451) den kleinen und grossen Zomo, wovon aber weder in unserer Karte, noch in van Reenens Tagebuche Etwas zu finden ist. Auch der Schlammfluß, den van Reenen (S. 11) nennt, fehlt auf der Karte. Nach van Reenen fällt auch der Zomo in den Klippenfluß; doch dies könnte vielleicht ein Irrthum seyn; denn nach der Karte ist er ein besonderer Küstenfluß.

fluß zu seyn scheint, weil Flußpferde in denselben hausen. *)

8) Der Nuga-mit dem Nodaiflusse.

9) Der Tumbo- oder Lagoa- (Seefluß) mit dem Täthaaflusse fällt in den untern Theil der Lagoabai. **)

Die übrigen Flüsse, welche in die Lagoabai fallen werden weiter unten bei der Lagoaküste beschrieben.

10) Die Flüsse Tasana, der kleine Mogasie, der beträchtliche Sinwuwu oder Seekuh- (Flußpferde-) Fluß, der Wuwanpuwu, Tanwuta, und der Bogasie werden in Jakob van Reenens Tagebuche genannt, fehlen aber auf unsern Karten. ***)

*) Nach van Reenen, S. 12. Sein Name fehlt auf der Karte.

**) Der Tumbo scheint van Reenen's Dombie oder Jungemädchenfluß zu seyn.

***) Hier zeigt sich zwischen unserer Karte, und van Reenen's Tagebuch ein auffallender und schwer zu vereinigender Widerspruch. Denn unsre Karte setzt die grosse Lagoabai hieher, in welche auch der Tumbo mit dem Täthaa fällt; nach van Reenen sind aber noch sieben Flüsse dazwischen, und die Entfernung vom lezten derselben bis zur Bai beträgt noch 40 bis 50 Meilen.

Geographisch und ethnographisch können wir das ganze östliche Kafferland (einstweilen) in folgenden Strichen abtheilen, in das südöstliche Kafferland, in das Land der Tambukier und in das Land der Hambonaer.

I.

Das südöstliche Kafferland,

oder das Land der Kaffern im allerengsten Sinne des Worts *) — für welches wir jezt noch keinen bestimmtern Namen haben, denn der Name Natalland, den es noch auf Karten führt, ist ganz ungeographisch — ist der Küstenstrich zwischen dem grossen Fischflusse und dem Somofiusse.

Es ist (nach dem Zeugnisse unserer Reisebeschreiber) ein sehr reizendes schönes Land. **) — Es ist vortreflich bewässert, nicht allein von Bächen und Flüssen, die aus den Gebirgen herab-

*) Nach unsrer Karte. Man nennt die Einwohner insbesondere Kaffern, weil man noch keinen andern Namen derselben kennt.

**) Patterson (S. 95.) sagt sogar, er glaube, es übertreffe jedes bekannte Land in (diesem Theile von) Afrika. — M. s. auch Le Vaillant, S. 363.

strömen, sondern auch von vielen Quellen, die man in den Wäldern findet, und welche ein vortrefliches Wasser liefern. Der Boden besteht aus einer schwärzlichten, fetten (Lehm-) Erde, und ist so fruchtbar, daß jede Pflanze üppig darin gedeiht. Die Wälder sind dicht und enthalten mehrere sehr dikke Bäume. Hier wächst die kaffersche Brodpalme, (Zamia caffra) das Kafferkorn (Holcus Sorghum oder Caffrorum) und mehrere andere nuzbare Pflanzen, worunter eine, die, jedoch unrichtig, Plantain genannt wird. (Es ist Thunbergs Heliconia caffraria) — Die Weide für das Vieh ist vortreflich, und die Ebenen sind mit den mannichfaltigsten Gewächsen bedekt. Die Hügel sind mit dem schönsten Immergrün geziert. Sinnbäume sind häufig. Ueberhaupt würde der Botaniker in dieser anmuthigen Gegend eine reiche Aerndte auch von neuen, unbekannten Pflanzen finden. In dem Gebirge gegen Nordwesten wächst eine Art Bambusrohr, woher der Name Bambusberge entstanden ist. *)

In den Wäldern findet man viele schöne Vögel **) und Schmetterlinge, aber auch eine grosse

*) Patterson, S. 89. — Sparrmann, S. 457.

**) In der Gegend am T'kaisikamma schossen van Reenens Reisegefährten zwei Vögel, die bei den Kaffern Himu d. h. ich sehe was, heissen, und von

Zahl von wilden Thieren, besonders Büffeln, Elefanten und Rhinozerossen, die sich die schönen Weiden wol zu Nuzze machen. Löwen und andre reissende Thiere sind ebenfalls häufig. *) In den Flüssen gibt es Flußpferde.

In der grasreichen, von vielen kleinen Bächen durchschnittenen sehr schönen Gegend am Raapna = (d. h. schöne Wiesen) Flusse, der davon den Namen hat, weidet Gewild von allen Arten. Dies wäre ein treflicher Strich Landes für eine Kolonie, die sich hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigen wollte! **) —

Das Klima des Landes ist nicht unangenehm. Die Witterung wechselt sehr stark ab. Es regnet aber selten, ausser im Sommer, wo dann der Regen mit Donner und Bliz begleitet ist. ***)

---

der Grösse eines grossen blauen Reihers sind. Auf dem Kopfe haben sie einen gelblichten Büschel mit schwarzen Streifen in Gestalt eines Pinsels. Die Krone ist gleich schwarzem Sammet, der Hals blau, die Flügel schwarz und weiß, die Füsse lang. Sie sizzen auf Bäumen. (Reenens Tagebuch, S. 9.)

*) Patterson, S. 89 und 95.

**) Van Reenen, S. 8.

***) Patterson, S. 95.

Bei allen diesen Vorzügen ist dies Land doch nur dünne von einzelnen Kafferhorden bewohnt. Zwietracht hat sie geschwächt. Diese Kaffern (m. s. unten) nähren sich zwar hauptsächlich von der Rindviehzucht und Jagd, treiben aber auch einigen Akkerbau; sie haben artige Gärten, pflanzen Kafferkorn und bakten in besonderen Oefen Brod aus dem Marke der Brodpalme. Aus dem Kafferkorn wissen sie auch ein berauschendes Getränke Pombie genannt, zu bereiten. *)

In den Gebirgen wohnen Buschmänner oder wilde Hottentotten. **)

Vermuthlich gehören auch die Makossen ***) und die Mangonier †) zu den Kafferhorden dieser Gegenden.

## 2.

## Das Land der Tambukier,

zwischen dem Flusse Zomo und dem Täthaa, ist ein waldiges und bergiges Land voll wilder und reis-

*) Derselbe, S. 92. (M. s. weiter unten bei der Lagoaküste.)

**) Van Reenen, S. 10.

***) Bei welchen Lojardiere lebte. M. s. weiter unten seine Nachricht von denselben.

†) Derselben erwähnt Hynes im Bericht der Schiksale der brittischen Schiffbrüchigen S. 29.

fender Thiere und Antelopen; auch gibt es hier viele Flußpferde. — Man findet in dieser Gegend eine Art Blutbaum. *) Sie ist übrigens wolbewässert und fruchtbar; aber nur gering bevölkert, indem ein Kafferfürst die Bewohner des nördlichen Theils weggeschleppt hat; die wenigen Menschen, die sich in dieser Gegend noch aufhalten, wohnen in Hölen, und leben von Meergras, und von der Jagd. **)

Die Tambukier oder Tambuschier sollen den sogenannten sinesischen Hottentotten ähnlich, und viel gelber von Farbe als die anderen Kaffern, aber auch mächtig und streitbar seyn. ***) Sie besizzen Eisen, und wissen, die Metalle zu schmelzen, wozu sie besondere Oefen haben. Sie wissen sogar aus einer Mischung von Kupfer und Silber ein Metall zu machen, das dem Golde ähnlich sieht; sie verfertigen sich ihre Zierrathen daraus, besonders Ohrenringe, die jedoch sehr plump sind. †)

---

*) Sparrmann, S. 456.

**) Reenen, S. 13.

***) Sparrmann, S. 452. — Le Vaillant I. R. S. 299 und 353.

†) Sparrmann, a. a. O. Derselbe hat auch eine Abbildung dieser Ringe mitgetheilt.

Sie sind ein kriegerisches Volk. Aber ihre Nachbaren, die Mambukier (von welcher Völkerschaft wir jedoch sonst nichts wissen) sollen noch streitbarer seyn. *)

3.

Das Land der Hambonaer

liegt nordwärts vom Tâthaaflusse, hinter der Lagoabai. Es ist waldig und wolbewässert, daher auch fruchtbar. Hier wachsen Bohnen, Mais, Kafferkorn, Zukkerrohr, Kartoffeln u. s. w. Auch findet man Gold (nicht goldähnliches Kupfer?) und Silber. **) Wild von allen hierländischen Arten ist häufig, besonders sind auch die Elefanten zahlreich; sie werden von den Eingebornen in Gruben gefangen, in welchen spizzige oben durch Feuer gehärtete Pfäle eingeschlagen sind. Diese Gruben werden mit Reisig und Gras bedekt, so daß der Elefant sie nicht gewahr wird; fällt er dann hinein, so spießt er sich selbst in den Pfälen. — Auch gibt es hier noch viele Flußpferde.

Die Hambonaer unterscheiden sich von den übrigen Kaffern durch ihre gelblichte Leibesfar-

---

*) Sparrmann, a. a. Orte.

**) Die Reisegesellschaft des van Reenen tauschte Vieles von diesen Metallen gegen Glaskorallen ein.

be, und durch ihr langes, grobes Haar, das sie in Form eines Turbans auf dem Kopfe zusammen winden. Sie gehören also vermuthlich zum Stamm der sogenannten sinesischen Hottentotten, von welchem auch, die auf der Südwestküste von Afrika wohnenden Huswanaer ein Zweig sind. *)

Die Hambonaer treiben, ausser der Rindviehzucht, auch Akkerbau, und haben schöne grosse Gärten.

Von dem Dombie- oder Jungemädchenflusse holten sonst die Tambukier, ehe die Gegend entvölkert wurde, ihre Weiber, die sie den Aeltern abkauften. Daher der Name desselben.

An dem kleinen Mogasieflusse liegt ein sogenanntes Bastard-Kristen-Dorf.

An dem grossen Mogasieflusse liegt das Dorf, worin der Hambonaer-Fürst Kambusa wohnt. **)

An der Küste des Hambonaerlandes war es, wo das brittische Schiff Grosvenor scheiterte! —

*) M. s. Le Vaillant's 2te Reise, II. S. 199 u. ff. das Wichtigste daraus folgt in einem Nachtrage.

**) Van Reenen, S. 15.

# II.

## Schilderung der Kaffern überhaupt.

### Nach Le Vaillant. *)

Die Kaffern, welche an den Gränzen des Hottentottenlandes wohnen, zeichnen sich von ihren Nachbarn besonders durch ihren Wuchs aus, welcher höher ist, als der Wuchs der Hottentotten und selbst der Gonaquaer. Den lezteren sind sie im Ganzen ziemlich ähnlich; nur scheinen sie stärker, stolzer und kühner; auch ist ihre Gestalt angenehmer. Sie haben weder das unten zugespizte Gesicht, noch die hervorragenden Bakkenknochen der Hottentotten; auch nicht das breite, flache Gesicht und die dikken Lippen der eigentlichen Negern. **) Ein rundes Gesicht,

*) Erste Reise, S. 356, u. ff. — Da Le Vaillant's Nachrichten hier die Vollständigsten sind, so legte ich sie zum Grund, verglich aber auch Thunbergs, Sparrmanns und Pattersons Erzählungen damit.

**) Hynes in seinem Reiseberichte, S. 25. — Sie haben auch sehr schöne weisse Zähne. (Patterson, S. 93.)

eine nicht gar zu breite Nase, eine große Stirne und große Augen geben ihnen ein offnes und kluges Ansehen, und wenn ihnen das Vorurtheil die Farbe ihrer Haut verzeiht, so kann manches Kaffernweib neben einer Europäerinn für hübsch gelten. Sie entstellen ihre Gesichter nicht, wie die Hottentotten, durch Ausreißen der Augenbraunen; auch tatuiren sie sich nicht stark, am wenigsten im Gesichte. Ihre sehr krausen Haare schmieren sie niemals mit Fett ein, wol aber ihren Körper; *) allein sie thun es bloß, um geschmeidig und stark zu bleiben. Die Männer halten im Ganzen mehr auf Puz, als die Weiber. Sie sind starke Liebhaber von Glaskorallen und kupfernen Ringen. Fast immer tragen sie an den Armen oder an den Füßen Ringe von Elfenbein. Sie schneiden den holen Theil der Elefantenzähne in Scheiben, und lassen diesen natürlichen Ringen, die nur noch polirt, und auswendig rund gemacht werden dürfen, bald mehr, bald weniger Dikke. Da diese starken Ringe nicht aufgemacht werden können, so muß man die Hand durchstekken, um sie auf den Arm zu bringen; sie liegen deswegen nirgends dicht an, sondern einer über dem andern. Gibt man Kindern engere Ringe, so füllt sich, wenn sie wachsen, der leere Raum allmälig mehr aus; und

*) Thunberg, I. S. 185.

dieses dichtere Anschließen ist ein Luxus, durch den sich diejenigen, die man in ihrem frühern Alter verziert hat, sehr geschmeichelt. Auch machen sie sich Halszierrathen von aufgereiheten Thierknochen, denen sie die vollkommenste Weiße und Politur zu geben wissen. Einige nehmen dazu einen ganzen Knochen von einem Hammelbein. Dieser Zierrath steht auf der Brust ziemlich gut; er ist, wie der Schönflek auf dem Gesichte eines schönen Frauenzimmers. Der Gonaquaer hat eben den Geschmak. Zuweilen nimmt man statt dieses Knochens auch ein Gazellenhorn oder etwas Anders dieser Art, nach eigenem Belieben. Man würde bei ihnen eben so viele Abwechselungen und Sonderbarkeiten im Puzze finden, wie in Europa, wenn sie eben so viele Hülfsmittel dazu hätten. Sie sind im Ganzen in ihren Kleidungen sehr beständig, weil sie die Felle, womit sie sich bedekken, durch keinen andern Zeuch ersezzen können. Es sollte beinahe scheinen, als ob sie weniger schamhaft als die Hottentotten wären, weil sie sich zur Bedekkung der Zeugungstheile nicht des Schakals bedienen. Ein kleines ledernes Käppchen, das bloß über die Eichel geht, verräth mehr Unanständigkeit als Bescheidenheit. *) Dies kleine Käppchen

*) Diese Käppchen schmükken sie wol auch mit Glaskorallen und kupfernen Ringen. (Patterson, S. 94.)

hängt an einem Riemen, den man, bloß um es nicht zu verlieren, an dem Gürtel vest gemacht hat, denn wenn der Kaffer keine Stiche oder Bisse von Insekten befürchten darf, so kümmert es ihn wenig, ob das Käppchen an seinem Orte ist, oder nicht. Nur Einen hat Le Vaillant gefunden, der, statt des Käppchens, ein geschniztes hölzernes Futteral trug. Diese neue und lächerliche Mode hatte er bei einem weit von dem Kaffernlande wohnenden Volke von Schwarzen gesehen. In der heissen Jahrszeit geht der Kaffer völlig nakt, und behält blos seine Zierathen an sich; an kälteren Tagen aber trägt er einen Kroß von Kalbs- oder Rinderfell, der zuweilen bis an die Erde reicht. Etwas äusserst Auffallendes, das man wol auf der ganzen übrigen Welt nicht wieder antrift, und das wirklich die größte Aufmerksamkeit verdient, ist die Gleichgültigkeit der Kaffernweiber gegen den Puz. Sollten sie etwa, da sie in Vergleich gegen andre Weiber der Wilden wolgestaltet und hübsch sind, auch zugleich Verstand genug haben, um einzusehen, daß Zierrathen weniger dazu dienen, Schönheiten zu erhöhen, als Unvollkommenheiten zu verbergen? — Wie dem auch seyn mag, genug, man findet an ihnen niemals den verschwenderisch ausgekramten Puz der hottentottischen Kokettterie. Sie tragen nicht einmal kupferne Armbänder; ihre kleinen Schürzen, die nicht einmal solang sind, als die Schürzen der Gona-

quaweiber, werden mit einigen Reihen Glaskorallen besezt, und das ist ihr höchster Luxus. Das Fell, welches die Hottentotten hinten über die Hüften tragen, geht bei den Kaffernweibern bis an die Achseln, und wird vorn am Busen zugebunden, so daß er damit bedekt ist. Sie haben auch, wie ihre Männer, einen Kroß oder Mantel von Kalb- oder Rinderfell, aber allemal glatt; beide bedienen sich seiner nur in der Regenzeit, oder wenn es kalt ist. Diese Felle sind so biegsam und weich, wie unsere feinsten Zeuche und werden bei den Kaffern fast eben so zubereitet, wie bei den Hottentotten. Bei jeder Witterung, und in allen Jahreszeiten gehen beide Geschlechter immer mit bloßem Kopfe. Zuweilen stekt Jemand wol eine Feder in das Haar; aber doch ist dieser Einfall selten. *) Das Verfahren der Kafferweiber bei ihrer Niederkunft und bei ihren periodischen Unpäßlichkeiten ist eben so, wie bei den Gouaquaern oder bei den Hottentotten. Ihre täglichen Geschäfte bestehen darin, daß sie irdenes Geschirr machen; und sie thun dies eben so geschikt, wie ihre Männer. Die Weiber, die Le Vaillant in seinem Lager besuchten, fanden daselbst guten Thon, und be-

*) Manche schmükken den Kopf mit Löwenmähnen und anderm abentheuerlichem Puzze. (Patterson, a. a. O.)

nüzten diese Gelegenheit, um Tiegel und andre Gefäße zu ihrem Gebrauche daraus zu verfertigen; ja sie beluden bei ihrer Abreise sogar ihre Ochsen mit einem starken Vorrathe von dieser Erde. Die Weiber machen auch die Körbe und Matten. Ferner bearbeiten sie das Feld, daß es besäet werden kann; doch krazzen sie das Land mehr mit Hakken auf, als daß sie es eigentlich pflügen sollten.

Die Hütten der Kaffern sind geräumiger und höher, als die hottentottischen, und haben auch eine regelmäßigere Gestalt. Sie sind vollkommen runde halbe Kugeln; das Zimmerwerk ist aus einem vesten und wol verbundenen Gitter gemacht, weil es von Dauer seyn soll. Man überzieht es von Innen und Außen mit einer Art von Letten, der aus Kuhmist und Thon zusammengeknätet und allenthalben sehr eben verstrichen ist. Diese Hütten geben einen reinlichen Anblik, den die hottentottischen Wohnungen in der That nicht haben; man könnte beinahe glauben, sie wären mit Mörtel überzogen. *) Die einzige Oeffnung in diesen Hütten ist so eng und niedrig, daß man schlechterdings auf dem Bauche hineinkriechen muß. Diese Gewohnheit scheint Anfangs sehr übel und schlechter, als

*) Sparrmann, S. 458

bei den Gebäuden der Hottentotten; da aber diese Hütten einzig und allein dazu dienen, daß man die Nacht darin zubringt, so kann man sich bei dieser Einrichtung, leichter darin verschließen und sich gegen Thiere oder gegen die Ueberfälle des Feindes sichern. Der Boden ist inwendig eben so überzogen, wie die Wände. In der Mitte befindet sich ein kleiner Heerd, der rund herum einen, zwei bis drei Zoll hohen Rand hat, um das Feuer in diesem Bezirke zu halten und den übrigen Theil der Hütte dagegen zu sichern. Auswendig zieht man, fünf oder sechs Zoll weit von der Wohnung, rund herum einen kleinen Graben, der einen halben Fuß tief und breit ist. Dieser Kanal nimmt das Wasser auf, und dient dazu, alle Feuchtigkeit von der Hütte abzuhalten. *)

Da das Kafferland, sowol an sich, als wegen seiner Lage, auch wegen der vielen kleinen Flüße

*) Le Vaillant sagt: „Ich bin in verschiedenen Gegenden in sieben bis achthundert Hütten gewesen; aber nie habe ich eine vierekkige Hütte gesehen, wie man sie den Kaffern zuschreibt. Dem Leser wird freilich sehr wenig daran liegen, ob diese Wilden vierekkige oder runde Wohnungen haben; indessen beweißt diese Bemerkung doch, daß die Begierde, Alles sagen zu wollen, früher oder später den Reisenden verräth, der nicht Alles gesehen hat."

Flüße die es bewässern, weit fruchtbarer ist, als das Land der Hottentotten, so haben die Kaffern, da sie auch einigen Akkerbau treiben, nothwendig veste Wohnplätze. In der That nimmt eben das Stük Land, auf dem sie geboren worden sind, auch ihren Leichnam auf, wenn sie anders in Ruhe bleiben, d. h. nicht von barbarischen blutdürstigen Verfolgern oder von sonst einem unglüklichen Schiksale getroffen werden, das weder Menschen noch Vieh verschont, und unermäßliche Länder in Einem Augenblikke mit Trauer erfüllt. Eine angenehme und sichere Wohnung, nahe bei einem Bache, mitten auf dem urbaren Akker, den man von seinen Vätern geerbt hat — ist das nicht genug, um die Sprache des Kaffers mit dem süßen Worte „Vaterland" zu bereichern, das der umherstreifende sorglose Hottentotte niemals kennen wird? *) —

Die Früchte, welche die Kaffern ziehen, sind ausser dem (erwähnten) Kafferkorn oder Sorgosomen, Tabak, Wassermelonen, kleine Bohnen und Hanf. Aus dem Kafferkorn, das sie zwischen zwei Steinen zermalmen und zerreiben, und aus dem Mark des kafferschen Brodbaums bakken sie sich Brod. Aus dem erstern bereiten

*) Die Kafferdörfer sind gewöhnlich an Flüssen erbaut. (Patterson, a. a. O.)

sie sich auch das berauschende Getränke Bombe, das einige Reisebeschreiber eine Art Punsch, andre eine Art Bier nennen. *) — Diese Arbeiten sind das Loos der Weiber; die Männer beschäftigen sich meistens nur mit Jagen, Fechten und Tanzen. Doch geben sich Einige auch mit mechanischen Künsten, z. B. mit Schmiedearbeit ab, die sie aber schlecht verstehen, **) und verfertigen ihre Waffen; auch ist die Aufsicht über das Vieh eine Hauptsorge der Männer, welche die Kühe melken. Denn die Viehzucht ist ein wichtiger Nahrungszweig der Kaffern. Sie haben Hornvieh, von dessen Fleisch sie aber wenig essen, weil ihnen die Jagd genug Fleisch liefert, ***) und zum Theil auch Schafe. †) Die Hunde, die sie bei den Reisenden sahen, gefielen ihnen so sehr, daß sie gerne den schönsten Stier dagegen vertauschten ††), wenn ihnen schon ihr Hornvieh, dessen Hörnern sie allerlei Gestalten geben, und das sie so abrichten, daß es auf den

*) Wovon in der Folge ein Mehreres.

**) Le Vaillant (S. 313 u. 314.) lehrte sie einen Blasbalg machen.

***) Patterson, S. 90.

†) Le Vaillant, S. 302. — Sparrmann, S. 458. sagt, die Kaffern hätten keine Schafe; es scheint auch wirklich, daß die Schafzucht gar nicht gemein ist.

††) Patterson, S. 94. — Le Vaillant, S. 307.

Ton der Pfeife sich bei ihnen einfindet, äusserst werth ist. Auffallend ist es, daß ungeachtet der herrlichen Waldungen, mit denen das Kafferland überdekt ist; ungeachtet der vortreflichen Weide, die so hoch steht, daß man die Heerden nicht einmal sehen kann; ungeachtet der Flüssen und Bäche, die sie in tausenderlei Richtungen durchschneiden, um sie fruchtbar und reizend zu machen — doch Ochsen, Kühe und fast alle Thiere hier kleiner sind, als bei den Hottentotten. Dieser Unterschied kömmt gewiß von der Natur des Kräutersaftes, und von dem herben Geschmakke her, der in den Pflanzen herrscht. Le Vaillant hat diese Bemerkung nicht bloß an den Hausthieren der ihm bekannten Gegenden, sondern auch an allem Wilde gemacht, und es in der That kleiner gefunden, als in den vorher von ihm besuchten dürren und troknen Landschaften. *)

*) Le Vaillant, sezt noch hinzu: „Auf meiner Reise zu den Namaquaern, die nur Felsen und vielleicht den unfruchtbarsten Boden in ganz Afrika bewohnen, habe ich nicht nur die schönsten Ochsen gesehen, die mir jemals vorgekommen sind, sondern auch die Elefanten und Flußpferde daselbst stärker gefunden, als irgendwo anders. Die an diesem magern Orte befindliche wenige Weide ist sehr süß und angenehm. Man kann diese Eigenschaft der Pflanzen sehr leicht gewahr werden. Ich hatte dazu ein ganz untrügliches Mittel, sobald ich in eine neue

Etwas mehr Industrie, einige Künste der ersten Nothwendigkeit, selbst ein geringer Grad von Akkerbau, und einige Religionsbegriffe zeigen uns in den Käffern eine Nazion, welche zivilisirter ist, als die südlichen Völkerschaften. Die bei ihnen allgemein übliche Beschneidung würde entweder beweisen, daß sie von alten Völkern entsprungen und ausgeartet sind, oder daß sie diese Zeremonie von Nachbarn angenommen haben, deren sie sich nicht mehr erinnern; denn sie behaupten, wenn man mit ihnen darüber spricht, daß sie dieselben weder aus einer religiösen, noch aus einer andern mystischen Ursache

---

Gegend kam. Wenn meine Heerde von der Weide zurükkehrte, schloß ich auf die Schärfe des Grases aus der Begierde, womit sie sich in meinem Lager verbreitete, um die von den Hunden übrig gelassenen Knochen aufzusuchen. Sie milderten den scharfen Reiz an ihren Zähnen durch das Benagen dieser Knochen, welche vermöge ihrer kalkartigen Natur in der That die Schärfe, wovon sie beunruhigt wurden, mindern und aufheben mußten. Wir warfen deshalb die Knochen niemals ins Feuer. Wenn keine da waren, so machten sie sich an troknes Holz oder sogar an Steine; und in Ermangelung alles dessen, nagten sie sich wechselseitig an den Hörnern. Hatte aber die Weide nichts von den erwähnten Fehlern an sich, so fand auch nichts von dem Allem Statt."

beobachten. *) Sie haben übrigens einen sehr hohen Begriff von dem Urheber der Dinge, und von seiner Macht; sie glauben ein anders Leben, die Bestrafung der Bösen, und die Belohnung des Rechtschaffenen; allein sie haben keinen Begriff von der Schöpfung. Nach ihrer Meinung ist die ganze Welt immer da gewesen, und wird immer so bleiben, wie sie ist. Uebrigens kennen sie keine Art von Gottesdienst, und verrichten auch kein Gebet, so daß man, wenn sich keine Religion ohne äußern Gottesdienst denken läßt, sehr gut sagen könnte, sie hätten keine. Sie selbst sind die Erzieher ihrer Kinder, und wissen nichts von Priestern. Dagegen haben sie Zauberer, die von dem grossen Haufen sehr gefürchtet, und geehrt werden. **)

Die Kaffern werden von einem allgemeinen Anführer, oder, wenn man ihn so nennen will, von einer Art von König regiert. Seine Macht

---

*) Da die Beschneidung so weit über die Erde verbreitet, und besonders in südlichen heissen Ländern üblich ist, so dürfen wir sie blos physischen Ursachen zuschreiben.

**) Le Vaillant sagt hiebei: „Ich bin nie so glüklich gewesen, einem derselben zu begegnen; ich zweifle aber sehr, daß sie, ungeachtet ihres Ansehens, so vielen Einfluß auf den grossen Haufen haben, wie die unsrigen."

ist äußerst eingeschränkt. Da er keine Auflagen von seinen Unterthanen erhebt, so kann er auch keine Truppen in Sold halten, und bleibt weit vom Despotismus entfernt. Er ist der Vater eines freien Volks; er wird weder verehrt noch gefürchtet, sondern geliebt. Oft ist er ärmer, als seine Unterthanen; denn da er so viele Weiber nehmen kann, als er will, und diese sich bemühen, ihm Ehre zu machen; so wird er durch den Aufwand, den sein königliches Gefolge veranlaßt, und den er aus seiner Privatschatulle, das heißt, von seinem Felde, von seinem Vieh, von seiner Weide u. s. w. bestreiten muß, öfters zu Grunde gerichtet, und sein Reichthum bis auf nichts herabgesezt. Seine Wohnung ist weder höher noch besser ausgeziert, wie die übrigen. Er sammelt seine Familie und sein Serail um sich her, die denn höchstens eine Gruppe von zwölf oder fünfzehen Hütten ausmachen. Gewöhnlich bauet er den Akker, der um seine Wohnung liegt. Ein Jeder ärndtet sein Getreide selbst ein, um dann beliebigen Gebrauch davon zu machen; es ist die liebste Nahrung der Kaffern. Da eine Familie, um die Erzeugnisse ihres Fleißes in der Nähe zu haben, von allen übrigen getrennt wohnt, so kann eine einzige nicht eben zahlreiche Horde eine halbe Quadratmeile Land einnehmen, welches man bei den Hottentotten oder Gonaquaern niemals findet. Da die verschiedenen Horden von einander entfernt sind, so haben sie

auch alle besondere Anführer nöthig. Der König ernennt dieselben; und wenn er ihnen etwas mitzutheilen hat, was für die ganze Nazion wichtig ist, so läßt er sie kommen, und gibt ihnen seine Befehle, oder vielmehr seine Nachrichten. Jeder Anführer geht dann mit denselben nach Hause, um sie auch seinen Leuten bekannt zu machen. *)

Daß der Kaffer weiter kein Gewehr hat, als die Lanze, oder den Wurfspieß, **) kündigt einen unerschrokkenen und großen Karakter an. Er verachtet die bei seinem Nachbar so gebräuchlichen, vergifteten Pfeile, und hält sie seines Muthes für unwürdig. Er sucht stäts seinen Feind von Antliz zu Antliz, und schwingt seine Lanze nicht anders als im Freien; der Hottentotte hingegen gibt, unter einem Felsen oder hinter einem Gesträuche verstekt, seinem Feinde den Tod, ohne sich demselben auszusezzen. Der eine ist der hinterlistige Tiger, welcher verrätherisch auf sei-

*) Nach Sparrmann, S. 459. ist diese Würde erblich.

**) Der Wurfspieß (Hassagaie) der Kaffern ist sehr künstlich gemacht, und hat eine eiserne Spizze. Mit dieser Waffe, die sie äusserst geschikt zu führen wissen, erlegen sie Büffel und anderes Gewild. (Thunberg, I. S. 189. — Sparrmann, S. 463. — Patterson, S. 91 u. 93.)

ne Leute losspringt; der andere ist der edelmüthige Löwe, der sich ankündigt, sich zeigt und offenbar angreift, um zu sterben, wenn er nicht siegen kann. Die Ungleichheit der Waffen benimmt dem Kaffern den Muth nicht. Im Kriege trägt er einen ungefähr drei Fuß hohen Schild, der aus dem stärksten Theile einer Büffelhaut genommen ist, und ihn wol gegen Pfeile, auch sogar gegen den Wurfspieß, aber nicht vor der Kugel sichert. Der Kaffer bedient sich, wenn er seinen Feind in der Nähe hat, auch sehr geschikt eines andern Gewehres, das nicht weniger furchtbar ist, als sein Wurfspieß; nämlich einer drittehalb Fuß hohen, und aus einem einzigen Stükke Holz oder aus einer Wurzel verfertigten Käule, die in ihrer größten Dikke drei bis vier Zoll im Durchmesser hat, und gegen das eine Ende allmälich spiz zugeht. Mit diesem Kolben schlägt er, oder zuweilen schwingt er ihn auch in einer Entfernung von fünfzehn bis zwanzig Schritten. Selten verfehlt er das vorgesezte Ziel. — Le Vaillant hat einmal einen Kaffer mit dieser Käule ein Rebhuhn in eben dem Augenblikke erlegen sehen, da es sich erhob, um wegzufliegen.

Die höchste Macht ist in der Familie des Königs erblich; und sein ältester Sohn ist jedes Mal sein Nachfolger. In Ermangelung männlicher Erben folgen ihm nicht seine Brüder, sondern sein nächster Neffe. Sollte der König weder

Söhne noch Brudersſöhne hinterlaſſen; ſo wählt man unter den Anführern der verſchiednen Horden einen König aus. Zuweilen miſcht ſich Parteigeiſt bei der Wahl ein; und dann entſtehen Zwieſpalt und Uneinigkeiten, die ſich immer mit blutigen Auftritten endigen. *)

Die Vielweiberei iſt bei den Kaffern gebräuchlich, und die Heurathen ſind bei ihnen noch einfacher, als bei den Hottentotten. Die Aeltern des Bräutigams ſind mit ſeiner Wahl immer zufrieden; die Aeltern der Braut betrachten die Sache wol etwas ernſthafter, doch machen ſie ſelten groſſe Schwierigkeiten. Man ergözt ſich, man trinkt und tanzt ganze Wochen hindurch, längere oder kürzere Zeit, je nachdem beide Familien mehr oder weniger reich ſind. Dieſe Feierlichkeiten haben nur bei der erſten Heurath Statt; die folgenden geſchehen ganz in der Stille.

Die Kaffern machen nicht mehr Muſik, und haben keine andere Inſtrumente, als die Hottentotten, man müßte denn eine erbärmliche Flöte

*) In neueren Zeiten iſt unter dieſer Nazion eine Spaltung entſtanden; es warfen ſich zwei Könige auf, deren Einer mit ſeinen Anhängern weiter nordwärts gezogen iſt, und mit den Buſchmännern ein Bündniß geſchloſſen hat. (Patterſon, S. 93.)

für Etwas rechnen, die Le Vaillant bei einem von ihnen gesehen hat, die aber gar nicht der Rede werth ist. Ihre Tänze sind, den englischen Pas ausgenommen, auch beinahe dieselben. Beim Absterben des Vaters, theilen sich die Mutter und Söhne in den Nachlaß. Die Töchter erben gar nicht, und bleiben bei den Brüdern, oder bei der Mutter, bis sich ein Mann für sie findet. Verheurathen sie sich bei Lebzeiten ihrer Aeltern, so bekommen sie einige Stükke Vieh zur Ausstattung, je nachdem die Heerde der Aeltern größer oder kleiner ist. Die Verstorbenen werden gewöhnlich nicht begraben; die Familie bringt sie außer den Kraal, und legt sie in eine offene für die ganze Horde bestimmte Grube. Hier sättigen sich die wilden Thiere nach Belieben, und reinigen dadurch die Luft, welche sonst von der Fäulniß mehrerer zusammengehäufter Leichen gar leicht verderben könnte. Bloß der König und der Anführer jeder Horde erhalten die Ehre des Begräbnisses, und man bedekt ihre Körper mit einem kuppelförmig gelegten Haufen von Steinen. Daher kommt die Reihe kleiner Hügel, die man sonst auf Bruyntjes-Höhe, der ehemaligen Wohnung der Kaffern, in einer Linie aufgerichtet antraf.

Wie die Kaffern lieben, und ob sie etwa eifersüchtig seyn mögen, ist noch nicht ganz entschieden; doch scheint es, daß sie diese Art von

Wut nur gegen Männer von ihrer eigenen Nazion empfinden; denn sie treten ihre Weiber gern gegen einen kleinen Ersaz dem ersten Weißen ab, der darnach begierig scheint. *)

Uebrigens wird der Karakter dieser Kaffern ziemlich vortheilhaft geschildert; wenn schon die holländischen Kolonisten, von welchen diese Leute auf das Abscheulichste mishandelt und verfolgt worden sind, um ihr barbarisches Verfahren zu entschuldigen, dieselben im schwärzesten Schatten darstellen. Freilich ist der zum Zorn gereizte Naturmensch weniger fähig, seine aufbrausende Leidenschaft zu bezähmen, und läßt dann oft auch seine Wut Unschuldige empfinden; doch hat man Beispiele genug, wie gutmüthig, gastfrei und redlich der so sehr beleidigte Kaffer gegen Europäer ist, die ihn nicht beleidigen. **) —

*) Le Vaillant sezt hinzu: „Hans hatte mir mehr als Einmal zu verstehen gegeben, daß alle diejenigen, die mich in meinem Lager besuchten, mir zu Diensten ständen, und daß ich unter ihnen die Auswahl hätte. In der That erlaubten sie sich in Gegenwart ihrer Männer jede Art von Anlokkung, um mich zu fesseln, und die lezteren ärgerten sich, vielleicht blos über die Kälte, mit der ich die Liebkosungen ihrer Weiber annahm." —

**) Sparrmann, S. 460 und 489. Patterson, S. 89. — Le Vaillant, S. 139. u. s. w.

# III.

## Kurze Nachricht von den Makossen.

Aus Lojardiere's Reisebeschreibung. *)

Von der kafferschen Völkerschaft der Makossen finden wir bei keinem Land- und Reisebeschreiber einige Nachricht, selbst den Namen derselben nicht, ausser bei Lojardiere, welcher sich beinahe ein ganzes Jahr unter denselben aufgehalten hat. **) Dennoch ist seine Erzählung von dieser Kaffernhorde sehr kurz und unvollständig; ja man erfährt erst, nachdem dieser Abentheurer die gastfreien Makossen verlassen hatte, wo man eigentlich diese Völkerschaft zu suchen habe, nämlich in dem östlichen Kafferlande, und zwar in dem Küstenstriche, der sonst das Land Natal hieß. ***)

*) Seite 53 bis 82 der ältern deutschen Uebersezzung.

**) M. s. oben die Reisegeschichte selbst.

***) Lojardiere läßt uns Anfangs in seiner Reisebeschreibung selbst hierüber im Zweifel; ja aus seiner Erzählung scheint sogar zu erhellen, daß diese Ma-

Das Wichtigste, was er von derselben erzählt ist Folgendes: *)

---

kossen auf der Westseite von Südafrika wohnen, und in dieser Meinung wird man noch durch den Herausgeber der ältern deutschen Uebersezzung bestärkt, indem er in der Anmerkung zu S. 54. diese Makossen wirklich auf die Westküste von Südafrika, in oder an das Königreich der Simbebaer versezt. Dies verführte mich auch, diese Völkerschaft im 3ten Bändchen meiner Bibliothek der Länder- und Völkerkunde, als ein Kaffervolk auf der Westküste von Südafrika anzugeben. Ich könnte dies für einen Drukfehler erklären, denn West und Ost ist leicht verwechselt, aber ich will aufrichtig seyn, und meinen Irrthum gestehen; wobei ich zugleich bedauern muß, daß ich dadurch auch den Hrn Prof. Bruns in Irrthum verleitet habe. Daß es aber ein Irrthum ist, fand ich erst später, als ich auch den mir vorher unbedeutend geschienenen Beschluß von Lojardiere's Reisebeschreibung las, wo S. 88. gesagt wird, daß L. die Fahrt mitmachte, als man vom Kap aus ein kleines Schiff an die Kafferküste aussandte, um die dort zurükgebliebenen sechs Mann abzuholen. Hier erwähnt nun L. der grossen Lagoabai, und des südlich von derselben gelegenen Natallands, von welchem, wie er sagt, das Land der Makossen nur 40 franz. Meilen entfernt ist. Dadurch wird nun die Lage desselben ausser Zweifel gesezt, welches ich zuerst übersehen hatte.

*) Ich bringe es hier in bessere Ordnung.

Die Makossen, so nennt sich das Volk selbst (sagt Lojardiere) bewohnen ein Land, das ungefähr 30 französische Meilen im Umfange hat. Ihre Nachbarn sind die Magoika oder Makenassen, mit welchen sie im beständigen Kriege leben, und die Mupantu oder Musse, mit welchen sie in gutem Vernehmen stehen.

Die Makossen sind schwarz von Farbe, *) doch wolgebildet, groß und behende. Sie sind auch gar nicht so wild, roh oder viehisch, als man sonst die Kaffern schildert, sondern gute, gastfreie und redliche Leute. **)

Die ganze Kleidung sowol des männlichen, als des weiblichen Geschlechts besteht in einer Ochsenhaut, deren sie sich gleich eines Mantels bedienen, um sich darein zu hüllen. Ausserdem tragen sie nur noch zwei Stükchen Ochsenhaut, jedes einer Hand groß, die sie an ihrem Leibgürtel bevestigen, und von welchen das eine ihnen die Scham, das andre den Hintern bedekt.

*) Dies ist wol ein Irrthum, wenn schon L. hinzusezt, daß die Makossen eben so schwarz seien, als die Negern in der heissen Zone.

**) Lojardiere gibt in seinem Tagebuche einige schöne Beispiele davon.

Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Viehzucht, und das Rindvieh, woraus ihre Heerden bestehen macht den größten Reichthum des Landes aus; auch ist es hier in so großer Menge vorhanden, daß Einer, der nicht mehr als 2000 bis 3000 Stükke besizt, nicht eben für sehr reich gehalten wird. Dies nöthigt sie, von einander abgesondert zu leben, damit Jeder genug Weide und Futter für sein Vieh habe. Sie sind daher in kleine Dörfer, Weiler oder Negereien vertheilt, in deren jeder ungefähr 40 bis 50 Menschen, sowol Männer, als Weiber und Kinder, untereinander, unter einem Oberhaupte leben. Auch sind sie alle zwei Jahre genöthigt, wegen Mangel an hinlänglichem Futter für ihre zahlreichen Heerden, ihre Wohnungen zu verändern; denn wenn das Gras rund um ihre Hütten verzehrt ist, so suchen sie einen andern Ort, wo sie so lange bleiben, bis der erste wieder genug Gras hat. Jede Wohnung liegt eine bis zwei Meilen von der andern; selten werden sie näher an einander gedrükt. Die Hütten sind von Reisern und Aesten der Bäume aufgeführt, welche sie nach Art eines Gewölbes zusammenflechten, und mit Matten von Pflanzen, welche die Weiber verfertigen, bedekken. Uebrigens müssen hier die Weiber die Häuser bauen, Wasser und Holz herbeischaffen, und für alles, was Hausbedürfniß ist, sorgen, da die Männer sehr träge sind, und sich beinahe um nichts bekümmern. Man

kann sich auch leicht vorstellen, wie schlecht ihre Lagerstätten seyn müssen, da sie bloß aus solchen auf die Erde ausgebreiteten Matten bestehen. Daher kömmt es wol auch, daß die Makossen mit einer gewissen Art von Würmern geplagt sind, welche die Größe und Länge eines kleinen Fingers haben, aus der Erde hervorkommen und ihnen in die Haut kriechen. Sie sind dies aber schon so gewöhnt, daß sie dabei ruhig und gut schlafen. Ich aber hatte es desto schlimmer, weil mir dieser Wurm ungewohnt war, und mußte oft bis an den Hals ins Wasser gehen, meinen Kopf auf einen Stein legen, und ihn in solcher Stellung mit einer Ochsenhaut bedekken.

Die gewöhnlichste Nahrung dieser Völkerschaft bestehet in geronnener Milch und in einer Art von Brod, das sie aus einem süssen Samen *) machen. Diesen fortzupflanzen haben sie weiter nichts nöthig, als die Erde ein wenig aufzukrazzen, und denselben hinein zu streuen; dann wächst gar bald eine Pflanze von 10 bis 12 Fuß hoch; woraus man sieht, wie fruchtbar dieser Erdstrich ist, und wie leicht es diesen armen Leuten wird, ihr Brod zu finden. Diesen Samen reiben sie zwischen zwei Steinen, und machen Kuchen daraus, welche unter der Asche gebakken werden, und ziemlich gut zu essen sind. Ihr

*) Dies scheint nicht das gemeine Kafferkorn zu seyn.

Ihr Bier aber ist so schlecht, daß man, wenn man kein geborner Kaffer ist, unmöglich davon trinken kann. Sie machen dasselbe aus einem kleinen Samen, der den Senfkörnern ähnlich ist, *) welchen sie ebenfalls zwischen Steinen zerreiben, dann das Geriebene in große irdene Töpfe thun, und sie voll Wasser gießen, eine Stunde lang kochen, und drei Tage lang stehen und kalt werden lassen. Wann dieses Getränk fertig ist, so bitten sie ihre Nachbarn zu Gästen, und trinken so lange bis alles auf ist. Dies Wasser ist ihnen der angenehmste Trank; doch ist es sehr scharf, und von einem eben so üblen Geschmak, aber von solchen Gelagen gehen sie nie auseinander, ohne sehr betrunken zu seyn. Das Land ist übrigens mit allerlei kleinem Wildbräte, besonders mit Hasen **) angefüllt, an welchen es einen solchen Ueberfluß hat, daß man sie öfters mit Stökken todt zu schlagen Gelegenheit hat. Wenn die Einwohner einige derselben fangen und todt schlagen, so brauchen sie keine andere Weitläuftigkeit sie zuzurichten, als sie sogleich und ganz

*) Dies ist wahrscheinlich das Kafferkorn, oder der Sorgosamen. — Von diesem Getränke sehe man weiter unten in der Beschreibung der Lagoaküste.

**) Ob dies wirkliche Hasen sind, ist sehr zu bezweifeln; vielleicht sind es Zwerg-Antelopen? —

im Wasser zu kochen, und dann mit Haut und Haar zu verschlingen. Sie essen aber gar keine Fische, weder aus dem Meere, noch aus den Flüssen, weil sie dieselben alle unter das Schlangengeschlecht zählen, und glauben, wenn sie solche äßen, so müßten sie sterben. Bisweilen gehen sie auch auf die Löwen- und Tigerjagd, welche wilde Thiere unter ihren Viehheerden oft großen Schaden anrichten. Wenn sie deren einige entdekken, so versammeln sie sich zu 300 bis 400 Mann, nehmen 4 bis 5 Ochsen mit sich, und hauen rund um den Ort, worin sie den Löwen oder Tiger *) merken, eine große Menge Bäume ab, aus welchen sie eine Art von Verschanzung machen, um welche sie sich in einen Kreis zur Erde niederwerfen, und mit der einen Hand einen aus Ochsenhaut gemachten Schild über ihren Kopf, in der andern aber einen Wurfspieß halten. Dann lassen sie die Ochsen in den Kreis herein, wenn nun der Tiger aus seinem Gebüsche hervorspringt, und sich etwa auf einen Ochsen wirft, so laufen gleich einige Menschen herzu und verjagen den Tiger mit großem Geschrei, wovon derselbe furchtsam wird, und darauf entfliehen will, weil er aber

*) Vielmehr: Panther. (M. s. die Naturgesch. des Hottentottenlandes.)

keinen Ausgang findet, so sieht er sich gezwungen über die Köpfe der Kaffern, und über die Verschanzungen hinüber zu springen. Die Makossen bedekken sich sodann mit ihrem Schilde, und mit der andern Hand stossen sie den Wurfspieß im Herüberspringen dem Tiger in den Leib und tödten ihn.

Ein besonderer Gebrauch dieser Völkerschaft ist die Beschneidung, ohne welcher sich unterworfen zu haben, kein Mann heurathen darf. Diese Beschneidung geschieht im 17 oder 18ten Jahre. Gemeiniglich werden ihrer zehn oder zwölf mit einander beschnitten. Die Jünglinge müssen bis an den Gürtel ins Wasser steigen; Einer derselben läuft sodann wieder heraus, um die andern Kameraden, die bereits beschnitten, aber noch nicht verheurathet sind, herbei zu holen. Diese Operazion ist viel grausamer als bei den Juden, und auch viel gefährlicher, so daß Viele daran sterben. *) Nach verrichtetem Schnitt führt man die Jünglinge auf einen Berg, wo man ihnen eine Hütte baut, in wel-

*) Acuto silice penem pelle plane exuunt, qui deinde in tantam excrescit molem, ut equino magis, quam virili membro similis videatur — sagt der Verfasser aus Schamhaftigkeit in lateinischer Sprache, und wir wollen es auch nicht verdeutschen.

cher sie verbunden sind, drei ganzer Monate zu verweilen, ohne Weibspersonen sehen zu dürfen. Speise und Trank wird ihnen von ihren Freunden herbeigebracht. Nach Verlauf genannter Zeit machen sie sich einen Gürtel von Binsen, den sie um den Leib legen, und kehren wieder nach Hause in ihre Wohnung, und belustigen sich die erste Nacht mit Tanzen. *) Einst trieb mich die Neugierde diese Gewohnheit mit anzusehen, allein es wäre mir bald theuer zu stehen gekommen, weil drei von ihren stärksten Leuten mich anpakten, um den Schnitt auch an mir zu verrichten. In Zeit meines Lebens bin ich nicht in einer so grossen Angst als damals gewesen. Durch viele Drohungen, indem ich ihnen sagte, der König der Weißen würde ihre ganze Nazion ausrotten, wenn er hörte, daß sie mich beschnitten hätten, welchen sie ohnedem sehr fürchten, wurde ich endlich von ihnen losgelassen.

Wenn ein Mann oder Jüngling heurathen will, so ist's ihm nicht erlaubt, in derselben Negerei oder Wohnung eine Frau zu nehmen, weil sie sich alle als Schwestern und Brüder betrachten. Er muß also anderwärts sein Glük versu-

---

*) Aehnliche Gebräuche haben wir schon bei den Negern von Guinea bemerkt.

chen. Wenn er dies thun will, so nimmt er alle seine Brüder zu sich, geht mit ihnen zu einer der nächsten Negereien, wo sie alle willkommen sind, und wol aufgenommen werden, und eine besondere Wohnung für sich finden. Denn bei jeder Negerei sind besondere Hütten, sowol für die fremden ankommenden Mannspersonen als für Weibsleute erbaut. Wenn es, wie es oft geschieht, den Weibern einfällt, die benachbarten Negereien zu besuchen, so ist die Gewohnheit, daß die Männer sie empfangen und sie so gut als möglich bewirthen, hingegen wenn die Männer Lust haben, einen solchen Spaziergang zu machen, oder auch zu heurathen, so müssen die Frauen der andern Negerei sie bewirthen und bedienen. Inzwischen erwählt sich derjenige, der heurathen will, eine von diesen Frauenspersonen, die ihm am Besten gefällt, und belustigt sich daselbst vier bis fünf Wochen mit Tanzen, Spielen, und andern Lustbarkeiten, welches alles aber von ihm allein bestritten werden muß. Nachher kehrt derselbe mit seiner Gesellschaft in Begleitung aller Frauenspersonen der Negerei zu seiner Wohnung zurük, wo dann die Lustbarkeiten von Neuem anfangen. Wenn der Tag der Hochzeit gekommen ist, so versammeln sich die Männer und Weiber, jedes Geschlecht besonders, aussen vor der Wohnung, wo man ein großes Feuer aufmacht, um einen ganzen Ochsen zu braten. Während der Ochse brät, tanzen sie unter-

einander lustig herum. Sobald der Ochse gar ist, tritt der Bräutigam aus seinem Haufen Männer hervor, nimmt eine Art von Müzze von seinem Kopfe, gehet springend und tanzend zu dem weiblichen Haufen, nähert sich seiner Braut und küßt sie, und gehet sodann wieder zurük; die Braut folgt ihm eine kleine Weile nach, indem sie sich hinkend stellt, kehrt aber bald zu ihrem Truppe zurük. Dies wird zu dreien Malen wiederholt, so daß es scheint, als ob er die Braut ihrer Mutter und ihren Gespielinnen entreisse, und sie ihm nur ungern folge. Wenn der Ochse endlich gebraten ist, so wird er in zwei Theile zerschnitten, wovon die eine Hälfte den Männern, die andere den Weibern zugetheilt wird, und jeder Haufe verzehrt abgesondert seine Porzion. Nach allen diesen Zeremonien gibt der Bräutigam entweder dem Vater oder dem Bruder der Frau zehn Ochsen zum Geschenke, und alsdann ist ihm seine Frau angetraut, und er kann, sobald er will, die Ehe vollziehen.

Uebrigens herrscht unter diesen Kaffern sehr viele Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit. Denn wenn Jemand, zufälliger Weise in ihrer Gesellschaft, besonders der Frauen, einen Wind streichen ließe, so würde er gewiß für einen schändlichen Kerl gehalten werden, und Mühe haben, in anderer Gesellschaft geduldet zu werden. Die Frauen bezeigen allerseits eine große

Ehrbarkeit, sobald sie einen Mann sehen; sie wissen sich so wol mit ihrer Ochsenhaut zu bedekken, daß man nichts von ihrem Gesichte, als das Weiße in den Augen sieht. Aber wenn sie schon vor den Leuten sich so sittsam und eingezogen stellen, so sind sie es doch nicht immer, wenn sie keine Zeugen um sich haben. *)

Zwar haben die Makossen keine bestimmten Gesezze; doch lassen sie die Laster nicht ungestraft. Die Strafen sind aber willkürlich und werden von ihrem Könige angesezt. Besonders wird der Diebstahl sehr hart bestraft, ausser wenn das Gestolene Kupfer, oder Eisen ist. Denn da diese Metalle so theuer und kostbar bei ihnen sind, als bei uns Diamanten und Perlen, so vergeben sie eine solche grosse Versuchung viel eher, welcher, wie sie sagen, unmöglich zu widerstehen ist. Allein, sobald Jemand einen Ochsen oder ein Schaf gestolen hat, so muß er ohne alle Gnade sterben. Denn da sie einen Ueberfluß an Vieh haben, so ist die Versuchung, solches zu entwenden nicht so verführerisch, und sie halten daher einen solchen Diebstal für ein sehr grosses Verbrechen. Die, welche ich wegen desselben mit

*) Lojardiere gerieth selbst dadurch ein Mal in grosse Versuchung.

dem Tode bestrafen sah, wurden an Bäume gebunden, und, nachdem man ihnen vier bis fünf Schläge mit einem Kolben gegeben hatte, ließ man sie nach dem Befehle des Königs, Andern zum Beispiel so gebunden sterben.

Die ganze Völkerschaft der Makossen steht unter einem Könige oder Fürsten. Der, welcher zu meiner Zeit regierte, war groß, wol gewachsen und vor Allen sehr geschikt mit dem Wurfspieße, welcher die einzige Waffe dieses Volks ist. Ich habe nie erfahren können, wie er zur königlichen Würde gekommen ist, zumalen da sein Vater, welcher auch regiert hatte, noch am Leben, und er nicht der Aelteste unter seinen Brüdern war. Er hatte zehn Weiber, acht Söhne und fünf Töchter. Er regierte über seine Unterthanen ganz unumschränkt, strafte sie auch ganz willkürlich, wenn sie sich vergangen hatten. Wenn die Makossen gegen ihre Nachbarn zu Felde ziehen, so führt sie der König persönlich an, und sezt sich eben der Gefahr aus, wie der geringste seiner Unterthanen. Ich bin ein Zeuge seiner Tapferkeit gewesen; denn während meines Aufenthalts unter den Makossen, hatten einst die Makenassen einen Einfall in ihr Land gethan; sie versammelten sich deshalb gegen 4 bis 5000 Mann *) stark, um sie zurükzutreiben,

*) Die ganze Nazion müßte folglich aus etwa 20,000

und ob gleich die Makossen viel schwächer an Zahl waren, als ihre Feinde, so griffen sie dieselben doch mit vieler Herzhaftigkeit an. Der Zorn, den ich gegen diese Makenassen hegte, die mich und meine Gefährten bestolen, so übel zugerichtet, und uns abgehalten hatten, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu wandern, erwekte auch bei mir die Lust, gegen sie zu Felde zu ziehen. — Die beiden Heere begegneten sich sehr bald; zum Glükke für uns, war es diesen Tag sehr windig; dieser Vortheil trug Vieles dazu bei, daß wir die Schlacht gewannen; denn da die Makenassen keine andre Waffen als Bogen und Pfeile haben, die sie in die Luft schiessen, *) und dadurch die Feinde zu beschädigen suchen, so wurden ihre Pfeile durch den starken Wind weit weggetrieben, statt daß die Makossen sich der Wurfspieße bedienen, die man Hassagaien nennt, mit welchen sie nie fehlen. Daher wir denn auch ein großes Blutbad anrichteten. Die Makossen machten keine Gefangene; Männer, Weiber und Kinder wurden niedergemacht. Von unsrer Seite blieben mehr als hundert Mann

Köpfen bestehen; denn nur die erwachsenen streitbaren Mannsleute ziehen zu Felde.

*) Aus diesem scheint zu erhellen, daß die Makenassen Buschmänner, oder wilde Hottentotten sind.

auf dem Plazze, ohne die Verwundeten zu zählen, worunter ich auch war, weil ich mit einem Pfeile in den Arm geschossen wurde. Ich nahm sogleich mein Messer und schnitt mir das Fleisch rund um die Wunde ab, dem guten Rathe zu Folge, den mir mein Wirth ertheilt hatte, denn, wenn ich dies nicht gethan hätte, so würde ich haben sterben müssen, weil alle diese Pfeile vergiftet sind. *) Der König empfieng bei dieser Schlacht zwei Wunden, und wir hatten es hauptsächlich seiner Herzhaftigkeit zu danken, daß wir die Schlacht gewannen. Er befand sich immer an den gefährlichsten Oertern, lief beinahe so schnell wie ein Bliz von einem Orte zum andern, und sprach den Seinigen durch sein Zurufen und Beispiel Herzhaftigkeit und Muth ein. Wir verfolgten die Feinde sehr tief in ihr Land hinein, von woher wir zur Beute 6000 Ochsen, und eine Zahl von Schafen, die wir zu zählen uns nicht die Mühe nahmen, mitbrachten. Die Ochsen behielt der König; die Schafe wurden unter seine Unterthanen vertheilt. Ich kam aus diesem Feldzug viel reicher zurük, als ich dahingegangen war; denn der König beschenkte mich mit einem Ochsen und einer Kuh, und viele An-

*) Dies bestätigt obige Vermuthung von den Makenassen.

dere der Vornehmsten thaten ein Gleiches, so daß ich in weniger Zeit Herr von 20 Ochsen und einigen Kühen ward.

Was die Religion betrift, so glaubt man zwar sonst, die Kaffern hätten gar keinen Gottesdienst. Ich vermuthe aber, daß sie ehemals wirklich gottesdienstliche Gebräuche hatten, die sie seitdem verloren haben; denn ich fand noch Spuren davon bei den Makossen. Zu gewissen Tagen des Jahrs sah ich sie nämlich Etwas verrichten, das einem Opfer ähnlich war. Sie versammeln sich zu bestimmter Zeit, zünden ein großes Feuer an, schlachten einen Ochsen, vertheilen ihn, werfen die eine Hälfte davon den Hunden vor, die andre Hälfte aber verbrennen sie, und während dieser Zeit stehen sie in einem Kreis mit großem Stillschweigen um das Feuer her bis das Opfer verzehrt ist. Als ich fragte, aus welchen Ursachen sie dies thäten, so antworteten sie mir, sie wüßten keine; allein weil es ihre Väter so gemacht hätten, so folgten sie ihnen hierin nach. Dieser Gebrauch, wenn man ihn genau betrachtet, hat den Schein eines Opfers, und man wird leicht urtheilen, daß ihre große Unwissenheit und ihr rohes Naturleben die Ursachen seien, daß sie die Gottheit vergessen haben, die sie hiedurch zu verehren suchen. Ueberdies glaube ich auch, daß sie sich gewiß ein widriges Wesen denken, das ihnen Regen,

Donner, Bliz, und Winde zuschikt; denn wann es regnet, blizt, oder windig ist, so treten sie aus ihren Hütten heraus, fluchen und schwören wider dieses Wesen, werfen auch Steine, Lanzen, und Feuerbrände in die Luft, und wenn das Gewitter vorüber ist, so glauben sie, daß sie es mit ihren Drohungen weggebracht hätten. Sie fürchten sich auch vor nichts mehr, als vor dem Tode. Die Gegenwart eines todten Leichnams sezt sie so sehr in Schrekken, daß sobald Einer von den Ihrigen in einer Hütte stirbt, sie dieselbe nicht mehr bewohnen, sondern sie umreissen, und eine andre aufbauen. Sie begraben ihre Todten, indem sie den Leib doppelt zusammen binden, mitten in eine Grube von 7 bis 8 Fuß tief einsenken, welche sie mit Steinen und Erde füllen, und oben mit Reisern bedekken, zum Merkmale der Vorübergehenden, daß daselbst Jemand begraben liegt; denn solchen Oertern weichen sie sorgfältig aus. Sie glauben, daß sie ohne einige vorhergegangene Krankheit natürlicher Weise nicht sterben können, und bilden sich ein, wenn sie nicht vergiftet, oder sonst von einem Andern getödtet würden, so müßten sie unsterblich seyn. *) Von einem zukünftigen Leben wis-

*) Gleicher Meinung sind die Negern auf der Sieraleonaküste. (M. s. im VII. B. d. W. S. 166. u. ff.)

sen sie gar nichts. Deßwegen fürchten sie sich auch vor nichts mehr, als vergiftet zu werden, und bestrafen auch diejenigen, die dieses Verbrechens beschuldigt werden, auf eine grausame Art. Sie nennen sie Goika, mit welchem Namen sie sonst die Völker benennen, mit denen sie in beständigem Kriege leben, und wider welche sie einen unauslöschlichen Haß haben. Bei dieser Gelegenheit will ich der besondern Lebensstrafe erwähnen, die zu meiner Zeit eine Frau überstehen mußte, welche beschuldigt wurde, ihren Mann, oder einen andern Menschen, der in unserer Negerei starb, mit Gift umgebracht zu haben. Erstlich machte man zwei Löcher in die Erde, legte die Frau auf den Rükken, und zwar so, daß ihre zwei Arme bis an den Ellenbogen in diesen zwei Löchern hiengen, hernach stopfte man diese Löcher mit Erde und Steinen vest zu, so daß sie sich nicht zurükziehen konnte. Sodann spreizte man ihr die Beine so weit als nur möglich von einander und band sie an zwei Pfählen vest. Als dies geschehen war, gab man ihr 30 Stokschläge, hierauf warf man ihr eine große Menge kleiner schwarzer und sehr beissender Ameisen in den Mund, in die Augen, in die Ohren, und in die Nase; ja man bedekte ihr den ganzen Leib damit. In diesem elenden Zustande ließ man sie ganz nakt von Morgen bis Abend in der größten Sonnenhizze liegen. Abends mach-

te man diese Elende wieder los. Aber am andern Tage wiederholte man dieselbe Marter, welche sie beinahe drei ganze Monate ausstehen mußte, ehe sie davon ihren Geist aufgab.

---

Dies ist das Wichtigste von dem, was uns Lojardiere von den Makossen erzählt.

---

## B.

## Die Lagoaküste.



Die Lagoaküste oder das Land von Lagoa hat den Namen von einer großen Bai, die unter dem 26sten Grade Süder Breite liegt, und von den Portugiesen, die im 15ten und 16ten Jahrhunderte zuerst diese Küsten beschifften, Rio de Lagoa (Seefluß) genannt wurde, weil diese Bai ziemlich geschlossen ist, und daher eine Art von See bildet.

Hier hatten die Portugiesen vor Zeiten eine Niederlassung, die sie aber wieder verließen, weil sie weiter gegen Norden bessere und einträglichere Plätze besizzen. Die Holländer benüzten diesen für sie günstigen Umstand, und legten im J. 1721 eine bevestigte Handelsloge bei dieser Bai an. Dieser nachher wieder eingegangenen Niederlassung haben wir es vorzüglich zu danken, daß wir die Bai und die Küste von Lagoa und ihre Einwohner etwas näher kennen, als die übrigen Länder dieses Küsten-

strichs; denn wir finden in Jakobs de Bucquoy schon oben *) erwähnter merkwürdiger Reisebeschreibung einen ausführlichen Bericht von der erwähnten holländischen Niederlassung, bei welcher der Verfasser selbst mit angestellt war, von dem Lande und dessen Bewohnern. Die Kenntnisse des Verfassers bürgen für die Aechtheit und Richtigkeit seiner Nachrichten, welche noch bestätigt und erweitert werden durch die kurze Beschreibung der Lagoaküste, die sich in

„Jakob Frankens unglüklicher Reise, in den Jahren 1756 — 1769."

befindet, von welcher Reisebeschreibung ein geographischer Auszug der vorerwähnten deutschen Uebersezzung von Bucquoys Reisebeschreibung beigefügt ist. **)

Diese beiden Reisebeschreiber liefern uns eine ziemlich befriedigende Schilderung dieses Landes und seiner Bewohner. Sie sind hier aber auch unsre einzigen Quellen; denn was wir in den

---

*) Seite 13.

**) Von dem grössern Werke, aus welchem dieser Auszug gemacht ist, finde ich nirgends einige Nachricht; auch suchte ich vergebens diesen Jakob Frank näher kennen zu lernen. Im Buche selbst ist nichts weiter von ihm gemeldet.

älteren portugiesischen Berichten, und in den Tagebüchern einiger Ostindienfahrer, von dieser Küste aufgezeichnet finden, ist sehr unbedeutend.

Etwas besser und brauchbarer ist die kurze Nachricht, welche in

„Alexander Hamilton's (brittischen Hauptmanns) Anmerkungen über die Küsten und Inseln zwischen dem Vorgebirge der guten Hoffnung und dem Kap Quardafuy" (im Vten Bande, der allgemeinen Historie der Reisen, S. 209 bis S. 217.)

von der Lagoaküste enthalten ist; doch wird sie durch jene ausführlicheren Erzählungen und Beschreibungen beinahe ganz überflüßig gemacht.

Bucquoy's Reisegeschichte verdient in zweifacher Rüksicht in diesem Abschnitte eine Stelle; denn sie ist nicht nur an sich schon interessant, sondern enthält auch die Geschichte der holländischen Handelsloge an der Lagoabai bis zu des Verfassers Abreise. *) Noch einiges Weniges zur Geschichte desselben findet sich in Allemann's Lebensgeschichte von Menzel, und in dem oben-

*) Die weitere Geschichte der Schiksale und Reisen des Verfassers in Ostindien gehören nicht in diesen Abschnitt. Hieher gehört blos das, was die Lagoaküste betrifft.

erwähnten Auszuge aus Frankens Reisebeschreibung.

Dieser Auszug enthält nichts von Frankens Reisegeschichte, aber dagegen eine sehr brauchbare Beschreibung der Lagoaküste. Sie folgt hier — nach Bucquoy's Reise — unverkürzt, und verglichen mit Bucquoy's Schilderung und Hamiltons kurzen Nachrichten.

So ist dann hier Alles zusammengedrängt, was wir von diesem Flekke der so unbekannten Ostküste Afrika's zur Zeit noch wissen! —

# I.

## Jakobs de Bucquoy
## Reise
## nach der Lagoaküste
## und
## Geschichte der holländischen Niederlassung daselbst.

(Von ihm selbst beschrieben.)

Nachdem ich Europa größtentheils durchreiset hatte, so begab ich mich im Jahre 1719 in die Dienste der holländischen Ostindischen Kompagnie. Ich reisete im Monat November desselben Jahrs mit dem Schiffe die Amazone aus Holland ab, und kam den 4ten März des folgenden Jahres, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung an; von wo wir den 15ten Februar 1721 unter den Befehlen des Herrn Willhelm van Taak, mit den Hukkern, das Kap und Gouda, nebst der Galiotte Seeland absegelten, um nach Rio de Lagoa zu schiffen. Den ersten April entdekken wir ungefähr zehn bis zwölf Meilen seitwärts von dem Vorgebirg der Ströme

(C. dos Corientes) unter dem 24° 40′ S. Breite Land, und segelten längs der Küste von Inhambane hin. Dies Vorgebirge zeigte sich niedrig, mit einem sandigen Strande bis nahe an die Ekke der Lagoabai, welche wir den dritten April besegelten. Wir fanden, daß sie unter dem 26sten Grade S. Breite liegt, welches auch mit den uns mitgegebenen Nachrichten übereinkömmt.

Bei dem Einlaufen in dieselbe mußte die Galiotte vorsegeln; wir ließen die entdekte Insel St. Maria linker Hand liegen, und hielten uns dem östlichen Ufer am nächsten. Als wir hineinsegelten, sahen wir den Heiliggeistfluß deutlich; allein da uns der Steuermann Pool, den man uns mitgegeben, und der hier bekannt zu seyn vorgegeben hatte, zum Bootsmann dienete, so fuhrte er uns irre, und wir sahen am Ende, daß er nie da gewesen war. Wir segelten also diesen schönen Fluß vorbei, weil er vorgab, daß er tiefer in der Bai seine Mündung habe, und indem wir auf gutes Vertrauen fortsegelten, kamen wir endlich in einen salzigen Fluß vor Anker.

Der Anker war kaum in den Grund, als eine Menge Kähne mit dasigen Landeseinwohnern an Bord kamen, und Früchte nebst zwei Bökchen mitbrachten, welche sie dem Befehlsha-

der verehrten; wogegen wir sie mit einigen Kleinigkeiten an Korallen, Spiegeln u. s. w. beschenkten, die sie sehr begierig annahmen, und sorgfältig betrachteten.

Diese Kaffern fielen mir sehr auf, und ihr Anblik war mir sehr zurükschrökkend. Sie waren alle stark und untersezt, sahen ganz schwarz aus, und giengen nakt, ausgenommen daß sie die Schamglieder mit einem von Binsen geflochteten Körbchen bedekt hatten, welches an einer um den Leib geknüpften Schnur bevestigt war, und ungefähr 12 bis 14 Zoll lang auf der Seite heraus stand, so daß es sehr wunderlich aussah.

Den Nachrichten zu Folge, welche man uns von dem Kap mitgegeben hatte, sollten wir auf der Insel St. Maria und an dem Heiliggeist-Flusse Menschen von einer außerordentlichen Größe finden. Wir fanden zwar, daß sie ziemlich groß waren; doch aber keinen einzigen, der sieben Fuß hoch gewesen wäre; ich habe aber nachher von einem Portugiesen erfahren, daß es weiter nordwärts auf dieser Küste wirklich sehr grosse Menschen gebe. *)

So wild sie uns äußerlich vorkamen, eben so viehisch fanden wir sie in ihrer Lebensart.

*) Die neueren Reisebeschreiber wissen jedoch nichts davon.

Inzwischen mag dies jezt genug davon seyn; ich werde unten eine ausführlichere Nachricht von diesem Volke geben. *)

Wir ließen erwähnte Böckchen schlachten, und das Oberhaupt der Kaffern bat sich sogleich bei unserm Befehlshaber das Eingeweide davon aus, worin ihm auch gewillfahret wurde. Sie rissen es dann von einander, schüttelten die Unreinigkeit ein wenig heraus, und fraßen es so begierig hinein, daß ihnen (mit Erlaubniß!) der .... Koth an dem Maule herunter lief. Auch von der Schamhaftigkeit schienen sie nichts zu wissen. — Doch für jezt genug davon!

Am folgenden Tage stieg der Befehlshaber mit den Landtruppen ans Ufer, um zu sehen, wo man einen bequemen Plaz zu einer vesten Niederlassung ausfindig machen könnte.

Die Landsoldaten bestanden aus 54 Mann, sie zogen in guter Ordnung mit klingendem Spiele von dem Strande ins Land hinein. Ungefähr einen Kanonenschuß von dem Ufer lagerten wir uns in einer Fläche, die rings herum mit Bäumen umgeben war, wo wir ungefähr drei bis

*) Sie folgt unten in der Schilderung dieses Landes und seiner Bewohner.

vier tausend bewaffnete Kaffern fanden, die uns erwarteten. Unter diesem Haufen befand sich ein alter entlaufener portugiesischer Sklave, der sich als Dollmetscher darstellte, um uns zu fragen, was für Leute wir wären, wo wir herkämen und was wir verlangten? — Wir antworteten den Kaffern durch ihn, daß wir als Freunde kämen, um mit ihnen zu handeln. Wir ersuchten sie hierauf ein Zelt daselbst aufschlagen zu dürfen, um unsere Waaren ans Land zu bringen, und sie gaben es ohne Bedenken zu. Sogleich wurde dem Volke Befehl gegeben Zelter, Proviant und andere nöthige Sachen ans Land zu bringen.

Der Befehlshaber verbot bei Leib- und Lebensstrafe, daß sich Niemand unterstehen sollte, seinen angewiesenen Posten zu verlassen, oder den Eingebornen etwas mit Gewalt zu nehmen, noch weniger sich mit den Weibspersonen abzugeben, weil daraus allerlei Unheil entstehen könnte. Diesen Befehlen wurde auf das genaueste nachgelebt, bis wir etwas vertrauter mit den Kaffern wurden. Die Mannschaft wurde nachgehends eingetheilet, und zur Arbeit angehalten. Das erste was man that, war, einen bequemen Plaz auszusuchen, um eine Vestung abzustechen; dies thaten wir an den Ufern des Flusses. Man fällte die Bäume, welche da herum standen, verbrannte das Unkraut, und das Gesträuch, und

die Matrosen giengen unterdessen täglich aus, um Pallisaden und Pfähle zu holen. Die Eingebornen halfen ebenfalls, indem sie rund um den Plaz einen Graben machten. Die Weiber trugen Sand und Erde zu; kurz, ein Jeder that das Seinige, um so bald als möglich eine Verschanzung aufzuwerfen, welche uns vor den Anfällen der Kaffern schüzte, die ihre Neigung zum Diebstal des Nachts dann und wann blikken ließen.

Bald nach unserer Ankunft wurden wir mit Krankheiten heimgesucht, welche Einen nach dem Andern befielen. Täglich starben ihrer drei bis viere, die in vier und zwanzig Stunden gesund und todt waren, so, daß wir in weniger als sechs Wochen beinahe zwei Drittheile von unserer Mannschaft verloren hatten. Die übrigen waren krank und hie und da zerstreuet. Im Ganzen hatten wir kaum sechs oder acht Mann, welche den Plaz zu vertheidigen im Stande waren.

Herr van Taak hatte zu seinem Vergnügen einen großen dänischen Hund von dem Kap mitgenommen; der that uns in diesen Umständen große Dienste; denn so lange als wir auf dem freien Felde kampirten, kamen die Eingebornen Nachts um eins und das andere zu stehlen, indem sie die Schildwachen im Finstern vorbeizuschleichen wußten, ohne daß sie es merkten; allein unser Tromp, (so hieß der Hund) der

von sich selbst beständig die Runde machte, konnte dieselben besser durch den Geruch als unsere Schildwachen mit dem Gesichte entdekken, und biß die Kaffern so unbarmherzig, daß Mehrere die Zeichen davon gewiß Zeitlebens an sich getragen haben. Er befreite uns also in dieser äußersten Noth nicht nur von dieser Gefahr, sondern verhütete auch, daß Keiner von uns von den Kaffern ermordet oder verwundet wurde, und sezte dieses so lange fort, bis wir verschanzt waren.

Diese ganze Zeit über hatten wir unter aufgeschlagenen Zelten, die mit Segeltuche bedekt waren, gewohnt. Am Tage brannte die Sonne so glühend heiß, daß uns die Schuhsolen versengt wurden, und daß man vor Durst hätte verschmachten mögen. Da auch in dieser Gegend kein süßes Wasser zu finden war, so mußten wir in Löchern und Graben welches suchen, das aber so salzig und salpetrig war, daß es gar keinen Durst löschte. Grüne Gemüser, oder andere inländische Gartengewächse gab es nicht, außer einigen Früchten, als Pisangs, Ananas, und andere, welche das Land hervorbringt; weßwegen wir uns sehr erbärmlich behelfen mußten. Hiezu kam die strenge Kälte des Nachts, die so grimmig war, daß wir es kaum beim Feuer aushalten konnten. Auch fiel ein großer Thau, der so stark war, daß er durch Zelte und

Dekken drang, wovon wir des Morgens so naß waren, als wenn wir im Wasser gewatet hätten. Dadurch entstanden auf der Haut Blattern, die wie Geschwüre aussahen, und uns eine unausstehliche Pein verursachten. Wenn man daran drükte, so krochen Würmer heraus, die so dikke als ein Federkiel, und meistens einen Zoll lang waren. Von dieser Plage war Niemand befreit. Bei dem ersten Anfalle dieser Krankheit, die mit einer brennenden Hizze und mit einem Fieber begann, fiel der Pazient sogleich in eine Fantasie, und Viele starben binnen zwei bis drei Mal vier und zwanzig Stunden. Wer aber diesen ersten Fieberanfall überstand, so wie ich und viele Andere, der war Monate lang schwächlich, eh' er wieder zu Kräften kommen konnte. In diesem betrübten Zustande entriß uns der Tod unsern Befehlshaber, den Zweiten, und den Ober-Ingenieur, dessen Plaz mir übertragen wurde. Dieser hatte die Vestung nach der Wahl des Befehlshabers abgestochen, und ich habe sie vollendet. Die Matrosen, und alles was Dienste thun konnte, arbeiteten nun Tag und Nacht, um uns nur zu verpallisadiren, damit wir doch des Nachts sicher seyn möchten. Wir hatten täglich Streit mit den Eingebornen, weil ihnen Alles anständig war. Des Nachts waren wir beständig auf unserer Hut, weil wir ihnen nicht trauen konnten. Nachdem wir endlich unsere Vestung fertig hatten, so war es nöthig, das

Innere des Landes etwas genauer zu untersuchen. Zu dem Ende wurden dann und wann einige Landzüge gethan, die aber wenig nüzten. Ich machte mir ebenfalls was zu schaffen, und nahm die Bai auf. Die Steuerleute giengen mit den Matrosen in die Bai, um die Sandbänke und Tiefen aufzusuchen, und die Flüsse zu entdekken, besonders aber diejenigen, die süßes Wasser hatten; denn wir wußten aus den uns mitgegebenen Nachrichten, daß der Heiliggeistfluß (Rio de Spiritu Santo) in diese Bai fallen sollte. Wir entdekten auch diesen Fluß, aber zu spät; denn es wäre nicht rathsam gewesen, mit so wenigem Volke und nach so vielen aufgewendeten Kosten an einen andern Plaz zu ziehen. Die Befehlshaber fanden es ebenfalls nicht für gut; allein es wäre ihre Pflicht gewesen, es zuvor zu thun, ehe man sich vestgesezt hätte.

Man findet in diesem Flusse Flußpferde und eine Menge von allerlei eßbaren Fischen. An seinem Ausflusse ist er eine Meile breit. Gerade vor der Mündung liegt eine Sandbank, über welche man bei niedrigem Wasser kaum mit einer Schaluppe kommen kann. Ist man aber bei dieser Sandbank vorbei, so kann man mit großen Schiffen bis nahe an die Negerei Manisse *)

*) Der Hauptort des sogenannten Königreichs Manika oder Manissa.

fortsegeln, und man findet überall sechs bis sieben Faden Wasser. Bei dieser Negerei fanden wir eine Quelle mit Goldsande, welches wahrscheinlicherweise eine Goldader war; denn tiefer in dem Lande sind die Goldbergwerke, und die Portugiesen haben ehemals an der Mündung dieses Flusses eine Vestung gehabt. Der Gouverneur von Mosambik hat mich versichert, daß sie jährlich daselbst ungefähr dreißig Pfund Gold eingetauscht hätten; doch Gold haben wir nicht gesehen; wol aber viel Kupfer, welches dem Golde ziemlich ähnlich sah.

Unsern mitgegebenen Nachrichten zu Folge, müßte die Hauptstadt des Königreichs Manomotapa ungefähr 80 Meilen von der Mündung des Flusses nordwärts liegen, wie man es auch auf den meisten alten Karten so angezeigt findet; allein weder die Eingebornen, noch sonst Jemand haben sie hier finden können. Hierüber darf man sich nicht wundern, denn das Reich Manomotapa gränzet gegen Süden an das Königreich Sofala, und dieses scheidet Monomotapa von dem Reiche Manissa; die Hauptstadt von Manomotapa aber liegt unter dem 18ten Grade südlicher Breite und dem 45sten Grade 20 Minuten der Länge, und der Heiliggeistfluß fließt unter dem 26sten Grade S. Breite, so daß die Hauptstadt ungefähr 120 bis 130 Meilen weiter nach Norden liegt. *) Hieraus kann man sehen, wie

*) M. s. die nachfolgende Unterabtheilung.

weit man sich auf die Karten und Nachrichten anderer Nazionen verlassen kann, besonders wenn sie Vortheile bei der Verheimlichung haben, wie die Portugiesen. Denn diese haben hier ein wahres Peru, und also alle Ursache, die richtige Lage dieser Länder zu verbergen.

Als unser Fort von Rio de Lagoa fertig war, und ich die Karte von der Bai aufgenommen hatte, so wurde einer von den Hukkern mit den eingetauschten Waaren, die in Reiß, Elefantenzähnen, Wachs und Ambra bestanden, nebst einem Berichte von unserm betrübten Zustande, nach dem Vorgebirge abgeschikt. Zu derselben Zeit kam die kleine Jacht Uno mit achtzig Mann frischem Volke, Viktualien und andere dem Etablissement nöthigen Dingen auf hiesiger Rhede an. Das Schiff wurde ausgeladen, und nachdem unsere eingetauschten Waaren wieder eingeschiffet waren, so segelte es nebst der Galiotte ab, und der Hukker das Kap genannt blieb bei dem Komtoir.

Wir waren nunmehr wieder mit allem Nöthigen versehen, sahen uns im Stande die Eingebornen abzuhalten, und fürchteten keinen Zufall mehr; aber ach, ich fand dasjenige nur allzu wahr, was Sancho Pansa zu seinem Ritter sagte, als er ihn in seinen unglüklichen Zufällen trösten wollte: „Was zum Heller geschlagen ist,

wird niemals zum Groschen!" — Gewiß, wenn es scheint, daß wir am weitesten von der Gefahr sind, so sind wir ihr oft am nächsten, wie solches uns ebenfalls begegnete.

Wir lebten inzwischen in dem Fort ausser den Krankheiten und dem Sterben unter unsern neuen Rekruten ziemlich ruhig, und dachten an keine äußere Feinde; allein die Gefahr war um so näher, je sicherer wir uns glaubten.

Am eilften April 1722, des Jahres nach unsrer hiesigen Ankunft, kamen die Eingebornen und brachten uns die Nachricht, daß drei Schiffe in der Bai wären, deren Flaggen sie jedoch nicht kännten. Sogleich wurde Befehl gegeben an der Ekke des Flusses beständig Posten auszustellen, um zu erfahren, was es für Schiffe seyn möchten. Die Eingebornen kamen täglich in unser Fort mit Stükken indianischen Leinwand, die sie von diesen Schiffen eingetauscht zu haben vorgaben. Sie bewikkelten sich damit den Leib, und was ihnen übrig blieb, davon machten sie Flaggen und Wimpel auf ihre Fahrzeuge und Häuser. Dieses währete so fort bis zum 19ten April, da die besagten Schiffe mit englischer Flagge und Wimpel bis an die Mündung des Flusses heran kamen. Wir wußten nicht, was wir davon denken sollten, oder was dies zu bedeuten haben möchte. Königliche englische

lische Schiffe hier dieser unbekannten Gegend zu sehen, befremdete uns, und Seeräuber vermutheten wir gar nicht; doch wir erfuhren gar bald, was es für Leute waren. Wir hielten unsere Kanonen bereit, und sezten uns in den Stand uns zu vertheidigen, wenn sie uns feindlich angreifen sollten. Wir nahmen zu dem Ende eine Menge Kaffern in das Fort, und legten den Hukker davor, um uns davon als von einem Wasserkastell zu vertheidigen. Unterdessen kamen die Schiffe bis an die Loge; es waren zwei große, wovon das eine 72 und das andere 44 Stükke führete, und eine Brigantine. Sie waren voller Leute, und die Trompeter bließen lustig auf der Kampane. Das größte Schiff ließ sodann den Anker fallen, und that sogleich einen scharfen Schuß auf den Hukker, und auf unser Fort; es gab uns hierauf die ganze Lage, und das andere segelte ihm auf eben diese Art nach. Wir blieben ihnen an dem Walle nichts schuldig, und antworteten ihnen in eben der Sprache; allein unsre größten Stükke sanken bei der ersten Lösung in den Sand, denn wir hatten noch keine veste Batterien, sondern bloße Breter auf den Sand hineingelegt. Wir suchten wieder in Ordnung zu kommen, so gut wir konnten, wir mußten aber mit der größten Verwunderung sehen, daß der Hukker bereits die Flagge gestrichen, und sich ergeben hatte.

Die Feinde schossen jedoch beständig noch mit ihren Zwölfpfündern, die mit Kugeln und Schrot geladen waren auf uns los; daher die Kaffern alle zusammen eiligst über die Pallisaden sprangen, und davon liefen. Wir sahen nun wol, daß es die 78 Mann, die auf dem Fort noch am Leben waren und worunter sich noch viele Kranke befanden, gegen die Menge nicht würde aushalten können; doch gieng es mit der Vertheidigung noch so ziemlich, weil ich mich bemühete die Stükke wieder zurechte zu bringen. Indem ich also die Stelle des Oberkonstabels vertrat, so wurde mir die Nachricht gebracht, daß ein Frießländer die Flagge heruntergerissen hätte; sie glaubten daher auf den Schiffen, daß wir gestrichen hätten, und es kamen sogleich einige Boote voll Mannschaft an den Wall. Unser Befehlshaber Mr. *Michel* rief beständig: „Par Dieu, was ist das, was ist das?" — „Was es ist, sagte ich, sie haben die Flaggen heruntergerissen und wir sind gefangen!" — Während unser Befehlshaber vergeblich lärmte, stiegen die Feinde ans Land, wovon viere aus dem Haufen mit der Pistole in der einen Hand und mit dem Säbel in der andern bis an die Loge kamen. Wir alle erstaunten, daß so wenig Mann diese Verwegenheit hatten. Einer derselben fragte hierauf grimmig: „Wo ist der Befehlshaber?" — Dieser antwortete ihm sogleich, daß er es wäre, und fragte, wer sie wären. Sie antworteten

daß sie Könige von der See und von der Erde wären. Jeder schwieg, sah den andern an, und wußte nicht, was weiter erfolgen würde, welches sich jedoch in kurzem entwikkelte. Er gebot sogleich dem Volke das Gewehr zu strekken, und befahl unsern Befehlshaber augenbliklich an Bord des großen Schiffs zu fahren, wogegen dieser zwar lange protestirte, endlich aber doch es thun mußte. Ich begleitete ihn, und inzwischen bemächtigten sich die Räuber der Loge. Sie stellten rund herum und überall, wo sie es für nöthig hielten, Schildwachen aus, und vertheilten unsre Mannschaft, indem sie sie zugleich entwaffneten, hin und wieder, bis nach und nach mehr Leute zu ihrer Verstärkung ans Land kamen. Wir liessen unsern zweiten Befehlshaber Jan van de Kapelle am Lande, und fuhren mit dem Boote an Bord des großen Schiffs, wo man nun die Seeräuberflaggen hinten und vorne wehen sah. Als wir an das Schiff kamen, lag der Kapitän an dem Fallriep mit einem Säbel in der Hand, um uns zu erwarten. Mr. *Michel* der bei diesem Anblikke eine schlechte Aufnahme vermuthete, wollte nicht zuerst hinaufsteigen; ich sagte ihm aber, daß ihm diese Ehre zukäme, daß ich jedoch wol der erste seyn wollte, wenn er mir es befähle. Worauf er mir es zu thun befahl. Ich stieg also, indem ich mich an einem Tau hielt, hinauf, weil weder Treppe noch ein gewöhnlicher Fallriep vorhanden

war, und Herrn Michel mußten sechs bis sieben Mann helfen. Als wir am Borde waren, so wurde uns befohlen dem Kapitän zu folgen, der in die Kajute hineingieng, und wir mit ihm. Wir fanden daselbst die ganze Versammlung mit Punsch und Musik nach englischer Art. Kaum hatten wir uns niedergesezt, so wurde herumgetrunken, und dann nach der Beschaffenheit des Landes und unsers Zustandes artikelsweise sehr genau gefragt. Herr Michel beantwortete ihnen alle diese Fragen; worauf sie uns ferner fragten, ob Lebensmittel u. s. w. für ihre Schiffe hier zu bekommen wäre. Nachdem wir sie durch unsere Antwort befriedigt hatten, so sagten sie, daß es ihnen leid thäte, daß sie hier ein holländisches Komtoir angetroffen hätten; sie hätten zwar in diesen indischen Gegenden einen Erfrischungsplaz nöthig, wenn sie es aber gewußt hätten, so würden sie schon einen andern angegriffen haben; doch, da es einmal geschehen wäre, so pflegten sie nicht unverrichteter Sache die Anker wieder zu lichten; Geld, Tabak und Getränke wären kontraband, weil sie solches nöthig hätten. Unsere Viktualien und Kriegsvorrath käme ihnen ebenfalls sehr wol zu Statten, und was sie weiter fänden, das ihnen dienlich seyn könnte, dessen würden sie sich bedienen, übrigens müßten wir uns mit dem Schiksale trösten, und zufrieden seyn. Es wurde hierauf lustig aufgespielt und tapfer herumgetrunken. Nach Verlauf von

ein Paar Stunden trieb mich die Neugierde hinunter zwischen das Verdek zu gehen, und ihre Lebensart zu betrachten. Es war daselbst eine vollkommene Räuberkirmse. Ich fand Leute von allerhand Nazionen unter einander, ja sogar Mohren. Jeder nannte mich Bruder; und dieses gieng so fort bis in die Nacht. Allein an dem Lande war es so gut nicht gegangen; denn wenn diese Leute betrunken sind, so gehen sie mit ihren Gefangenen sehr unvernünftig um; der Konstabel hatte einen Hieb in den Arm erhalten, und die andern waren mit den Säbeln stark verwundet worden. Die Landsoldaten waren beständig in Unruhe, und fürchteten sich so sehr, daß der zweite Befehlshaber nebst ein und zwanzig Mann heimlich die Flucht nahmen. Kisten und Kasten wurden mit Brecheisen geöffnet, und alle Güter geraubt. Den Morgen darauf wurde unsre Mannschaft auf die Schiffe vertheilet, und mich brauchten sie, Vieh und Lebensmittel für sie einzutauschen. Hiebei gieng es ganz gut; denn ganze Ballen Leinwand wurden nur aufgeschnitten, und Stükweise für Kleinigkeiten, als Hüner, Früchte u. s. w. hingegeben. Die Fässer mit Korallen, die Kleinigkeiten von Nürnberger Waare, die wir für das Komtoir zu verhandeln hatten, waren Allen Preiß. — Die Räuber führten ein freches und unbändiges Leben. Ich erinnere mich die höllische Kirmse gelesen zu haben, allein die war nur ein Spiel

dagegen. Frauenspersonen nothzüchtigen, sich toll und voll saufen, und dann den Eingebornen Gewalt anthun, war ihre tägliche Arbeit. Sie geriethen daher mit diesen lezteren gar bald in Streit, und schossen Tag und Nacht scharf geladen über die Flächen hin. Die Kaffern wurden dadurch so erbittert, daß sie auf die Schaluppen und Fahrzeuge lauerten, und dann mit ihren Wurfpfeilen unter sie warfen, wodurch viele Menschen getödtet wurden.

An dem Geburtstage des Königs von England Georg's II, welchen sie mit Saufen und Schwärmen feierten, fiel ein besonderer Fall vor.

Die Seeräuberkapitäne Tailor und La Bous saßen nebst einigen andern Offizieren bei einer Schale Punsch, um mit einander zu trinken. Tailor wurde hiebei nicht weit von dem Fort einen Eingebornen gewahr, der etwas von den andern abgesondert nicht weit von einem Busche stand, und nach etwas sah, ohne vielleicht zu denken, daß ihm der Tod so nahe war. Er nahm seine Flinte, die neben ihm stand, und sagte zu seiner Gesellschaft: „Wollt ihr den Kerl eine Kapriole machen sehen?" worauf sie mit Ja antworteten. Sogleich legte er an, und schoß den Kaffer, daß er niederfiel, und nach wenig Bewegungen den Geist aufgab. Nachdem er dieses gethan hatte, lehnte er sein Ge-

mehr wieder neben sich, und sezte sein Gespräch eben so gelassen fort, als ob nichts geschehen wäre; auch hab' ich ihn niemals mehr davon sprechen hören.

Die Ausgelassenheit, die ich an diesem Tage gesehen habe, indem sie nicht nur unter einander selbst sehr unverschämt waren, sondern auch öffentlich mit den Weibspersonen ganz viehisch umgiengen, schäme ich mich nieder zu schreiben.

Dies währte bis zum 26sten Junius, da sie ihre Schiffe wieder segelfertig gemacht hatten. Was mich betrifft, so änderte ich täglich meine Kleidung; der Eine nahm mir alles ab, und der Andere gab mir wieder einen Rok oder eine Weste. So wechselte meine Mode alle Tage, kurz, lang, enge, weit, alles war mir gerecht; was ich durch das Tauschen gewann, verschenkte ich wieder an einen Andern, der nichts hatte. Nie habe ich die Welt und das Leben besser betrachtet, oder die Unbeständigkeit und Nichtigkeit desselben genauer kennen gelernt, als damals, da mich alles dieses die Erfahrung lehrte.

Da die Räuber endlich mit Proviant versehen waren, und die Zeit zu ihrer Abreise gekommen war, so thaten sie einen Schuß, und ließen die schwarze Flagge wehen, um zu pitsiaaren, d. i. Schiffsrath zu halten. Hierin wurde für gut

gefunden, den Hukker zum Vorsegeln mitzunehmen. Weil nun ihr großes Schiff 22 Fuß tief gieng, in der Bai aber bei gemeiner Flut nur 18 Fuß Wasser war; so ersuchten sie mich, ihnen bis in die hohe See als Bootsmann zu dienen, weil sie wußten, daß ich die Karte von der Bai aufgenommen hatte. Sie versprachen dagegen, daß sie unsrer Mannschaft fünf Ballen Leinewand geben wollten, wofür sie die nöthigen Lebensmittel eintauschen könnten. Ueber dies bewilligten sie auch, den Hukker beim Komtoire zu lassen, wenn sie zuvor die Masten herausgenommen hätten, damit wir uns desselben im Fall der Noth bedienen könnten. Ob ich nun gleich wenig Lust hatte, mit ihnen zu gehen, weil man auf ihr Versprechen nicht viel bauen kann, so zwang uns doch die Noth dazu. Ich stellte dies unserm Befehlshaber vor, der mir dazu rieth; weil ich ihm aber, als einem Franzosen, ebenfalls nicht viel traute, so sagte ich zu ihm, daß, wenn er als Befehlshaber, wofür ich ihn erkännte, mir zu befehlen die Gütigkeit haben wollte, so wäre ich bereit, es zu thun; dies that er dann auch in Gegenwart der Landsoldaten und des Konstabels vom Hukker, eines gewissen Franz van Hasten. Ich bat mir hierauf von ihnen zwei bis drei Steuerleute aus, die mit mir die Tiefe untersuchen und Tonnen legen sollten, damit ich den Lauf zu ihrer und meiner Sicherheit richten könnte, welches sie für gut fanden. Wir brach-

ten damit acht Tage zu, und am dreißigsten Junius lichteten wir unsere Anker, worauf wir die Stükke losbrannten, und die Lagoabai verließen.

Den Tag vor unserer Abreise wollten die Räuber unsere Wohnung einreißen, um das Holzwerk und die Breter davon zu nehmen; allein da die Eingebornen dies sahen, so kamen sie in großer Menge mit ihren Wurfpfeilen vor die Pallisaden, und droheten ihnen unter sie zu werfen, wenn sie noch ein einziges Bret abbrächen. Als die Räuber ihre große Menge sahen, da sie ihre Tapferkeit mehr als einmal erfahren hatten, so mußten sie wider ihren Willen das Gebäude lassen, wie es war. Sie giengen denselben Tag noch gewaffnet an Bord, wo sie auch blieben, bis sie ihre Anker lichteten, und wieder unter Segel giengen. Sie hatten nichts übrig gelassen, als den Rumpf einer ruinirten Bestung, und die Besazzung hatte nichts mehr zu essen, weil sie ihr alles geraubet hatten.

Wir fuhren nun ab. — Gerade vor der Mündung des Flußes liegt eine Sandbank, auf welcher die Seeräuber bei dem Einlaufen ihre Ruder verloren hatten, und nachgehends, ob ich mich gleich in Acht nahm, auf den Grund kamen, so daß das ganze Schiff erschütterte. Sogleich waren sie da, mit ihrem God damn

you! — worauf ich mich auf ihre Steuerleute berief, welche selbst die Tiefe aufgenommen hatten. Ich stellte ihnen ferner vor, daß ihr großes Schiff zu tief gienge, und sagte endlich zu ihnen, daß sie mich vor den Kopf schießen sollten, wenn ich sie nicht glüklich in die See brächte. Wir blieben noch acht Tage in dieser Bai, in welcher sie mir tausend Mal drohten, mich todt zu schießen. Wir kamen endlich zu meinem größten Vergnügen in die hohe See; allein dieses Vergnügen währte nicht lange; denn gegen Mittag umzog sich der Himmel, und wir bekamen einen schröklichen Sturm; dieser dauerte bis den andern Tag, worauf das Wetter wieder heiter wurde. Die Räuber ließen sogleich ihrer Gewohnheit nach die schwarze Flagge wehen, um Schiffsrath zu halten, und ich begab mich mit dem Schiffer Martin Kleinhengst vom Hukker an Bord. Als ich in der Versammlung war, so ersuchte ich sie, daß sie uns, da sie jezt in der See wären, ihrem Versprechen nach, den Hukker wieder geben möchten, damit die Mannschaft, welche darauf kommandirt wäre, und ich, als der einzige von den Landtruppen nach unserm Posten zurüksegeln könnten. Der Kapitän von dem großen Schiffe, George Tailor sagte, daß dieses nicht angienge, weil das Schiff in dem vorigen Sturme geborsten und die Brigantine gesunken wäre; daher sie den Hukker behalten müßten, um sich desselben im Fall der Noth

zu bedienen; daß sie uns aber das erste Schiff, das sie einholen und nehmen würden, abgeben wollten. Dieses kam uns sehr befremdend vor; allein, da wir nicht die stärksten waren, so mußten wir uns zufrieden geben, mit ihnen fortsegeln und abwarten, was die Vorsehung über uns beschließen wurde.

Die Seeräuber bestimmen ihrer Gewohnheit nach erst ihren Kreuzzug, und was sie unternehmen wollen, wenn sie in der See sind, damit Niemand ihr Vorhaben entdekken möge. Hier wurde also beschloßen, den Lauf nach Mosambik zu nehmen, und daselbst auf die auslaufenden portugiesischen Schiffe zu kreuzen.

---

Bucquoy mußte nun in der Gesellschaft der Räube bleiben, mit welchen er nach Madagaskar kam, wo sie ihn nebst Anderen zurükliessen; von da gelang es ihm nach Mosambik, und dann weiter nach Indien zu kommen. Seine fernere, sehr interessante Reisegeschichte gehört aber nicht hieher, und muß für andere Abschnitte dieser Geschichte der Reisen verspart werden.

# Zusaz.

Von der fernern Geschichte dieser holländischen Niederlassung an der Lagoabai ist uns nur sehr wenig bekannt, und dies Wenige müssen wir aus verschiedenen Nachrichten zusammenklauben.

Das Merkwürdigste ist, was uns Menzel in seiner Lebensbeschreibung Allemanns (S. 97 u. folg.) von der Aufhebung dieses Komtoirs, mit folgenden Worten erzählt:

„Die holländische ostindische Kompagnie hatte damals ungefähr 200 Meilen zu Lande, oder 300 Meilen zur See, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, an dem Fluß Lagoa ein Etablissement, oder vielmehr nur ein Handlungskomtoir, um daselbst Sklaven zu erhandeln. Es war ein wildes, wüstes und ungesundes Land; ausser den Sklaven, welche bei der Kompagnie Terletanen genannt wurden, und außer einigen wenigen Elefantenzähnen, hatte die Kompagnie sehr wenig Handlungsartikel von daher zu erwarten. Es ist das eigentliche Vaterland der sogenannten Perlhüner, welche in der Größe einer Gans

mit schwarzen und weissen Flekken zierlich gezeichnet sind. Diese Hüner und ihre Eier, waren der dortigen Kompagniebedienten beste und fast einzige Speise. Die ostindische Kompagnie hatte daselbst einen Kommandeur, welcher Unterkaufmannsrang hatte, nebst einem Offizier, ein Paar Buchhalter, und etwas über 100 Mann Garnison, auch einige Matrosen. Am Tage war es in dieser Gegend ungemein heiß, und des Nachts sehr kalt. Durch diese schleunige Veränderung der Witterung geschah es, daß die Europäer öfters sehr plözlich dahinstarben; so, daß man berechnen wollte, daß von denen dahin geschikten Europäern, nur der zehnte Mann zurükgekommen sei, und daß die Kompagnie allda fast eben so viel Europäer verloren, als Sklaven erhalten habe.

Der lezte Kommandeur, den die ostindische Kompagnie auf diesem Komtoir hatte, war ein sehr geiziger und despotischer Mann, welcher ungeachtet daß er unter dem Gouvernement des Vorgebirges stand, und von dessen Befehlen abhieng, als ein Wüterich herrschte. Er hielt den Soldaten und Matrosen nicht allein unter allerhand Vorwand ihre Gage zurük, oder gab ihnen statt dessen schlechte ungangbare Waaren, sondern zwakte ihnen auch von ihren monatlichen, statt eines Kostgeldes zu empfangenden Porzionen und Deputatstükken nach eigenem Gefallen ab.

Die Leute, wenn sie keine Messer, Glaskorallen, Spiegel und dergleichen Kleinigkeiten zum Einkaufen der Perlhüner und ihrer Eier hatten, mußten bittern Hunger leiden. Sie wurden schwierig, und beschwerten sich. Er ließ sie prügeln; sie wurden desperat, und machten endlich ein 40 bis 50 (wo nicht 60) Mann starkes Komplot zum Desertiren. Der Konstabel selbst war dabei engagirt, und vernagelte die wenigen Kanonen, welche hinter einer Brustwehre um das Etablissement gepflanzt waren. Des folgenden Tages wollte das ganze Komplott abgeredtermaßen abziehen, und längs dem Fluß Lagoa fortmarschiren, um ein portugiesisches oder anderes Komtoir aufzusuchen.

Wenn der Nachrichter, Büttel, oder wie er in den ostindischen Ländern genannt wird, Laxmann, einen Delinquenten hängen muß, so bekommt er dafür 10 Reichsthaler oder 24 holländische Gulden. Dieses Geld zu verdienen, gieng ein Matrose, welcher sich mit verbunden hatte, zu dem Kommandeur, offenbarte ihm das Komplott, bat für seine Person um Pardon, und offerirte seine Dienste zur Bestrafung der Deserteurs, als Laxmann. Nachdem der Kommandeur alle Namen der Verschwornen aufgeschrieben hatte, ließ er die meisten davon zu einer Beiwacht kommandiren, um ein unweit dem Etablissement auf der Anfurt liegendes Boot

oder kleines Fahrzeug auf das Land zu ziehen. Inzwischen daß sich diese Leute mit der anbefohlenen Arbeit beschäftigten, ließ er das Thor sperren, und diejenigen von dem Komplott welche nicht zur Arbeit kommandirt waren, arretiren. Wie das Boot auf das Land gebracht war, und die Kommandirten nach und nach wieder zurückkommen, ließ er sie ebenfalls arretiren, schließen, binden, und hin und wieder in allerlei Behältnissen bewachen.

Ungeachtet der Kommandeur kein Recht oder Macht über Leben und Tod einiger Verbrecher hatte, die holländischen Kriegsartikel auch nicht gestatten, daß einem Deserteur dem das Mindeste von seinem Sold abgekürzt worden, das Leben genommen werde; so ließ doch dieser Kommandeur das ganze Komplott, einen nach dem andern aufhängen, und zahlte dem Laxmann aus der Kompagniekasse für jeden 10 Reichsthaler.

Zwei kleine Schiffe, ein dreimastiger Hukker nämlich und eine zweimastige Brigantine, welche von Zeit zu Zeit von dem Kap nach Rio de Lagoa fuhren, brachten hievon die erste Nachricht an das Kap. Dieser Vorfall war vom Gouvernement nach Holland, an die Kammer der siebenzehn Befehlshaber berichtet, und der Gouverneur van Noot brachte die Vollmacht

mit, das Komtoir am Rio de Lagoa abzubrechen und aufzuheben, den Kommandeur aber nebst seinem Laxmann als Arrestanten nach Holland zu schikken. Der Gouverneur besorgte zuvor, daß die beiden Schiffe nämlich der Hukker und die Brigantine, nach Rio de Lagoa segeln, und das ganze Etablissement von Bedienten, Waaren, Sklaven, und Munizion nach dem Kap bringen mußten. Als diese beiden Schiffe dort ankamen, verfügten sich beide Befehlshaber, ihrer Instrukzion gemäß zum Kommandeur und begehrten so viele Sklaven zu übernehmen, als nur aufzubringen möglich wäre. Von da giengen sie zu dem Offizier der Garnison und übergaben ihm versiegelte Briefe, in welchen diesem aufgegeben wurde, den Kommandeur nebst seinem Laxmann zu arretiren, in Fesseln zu legen und nebst allem, was die ostindische Kompagnie am Rio de Lagoa hatte, nach dem Kap zu bringen. Der Offizier säumte nicht, mit Mannschaft versehen zu dem Kommandeur zu gehen, und ihm unter Vorzeigung der Ordre des Gouvernements, den Arrest anzukündigen. Der Kommandeur erschrak gewaltig, und wurde besonders sehr kleinmüthig als ihm die Handschellen angelegt wurden. Alle Offizianten, Soldaten und Matrosen hingegen jauchzeten für Freuden. Denn dieses Etablissement war so schlecht und ungesund, daß alle diejenigen, welche an dem Kap etwas verbrochen hatten, zur Strafe nach

nach Relego (wie man dasselbe statt Rio de Lagoa auf eine zweideutige Art zu nennen pflegte) relegirt wurden.

Das ganze Etablissement wurde also eingeschifft, den dortigen wilden Einwohnern aber, aus Besorgniß daß sie sich wiedersezzen möchten, weißgemacht, daß man eine benachbarte wilde Nazion bekriegen und in Kurzem wieder kommen wollte.

Nachdem nun die beiden Schiffe, nebst allem, was auf jenem Etablissement Leben hatte, und leblos aber beweglich war, auf dem Kap angekommen waren; so wurde nicht lange gesäumt, den feinen Herrn Kommandeur nebst seinem Lapmann auf zwei verschiedene Schiffe zu bringen, und zur Bestrafung nach Holland zu schikken. Es ist aber keiner von beiden dahin gekommen; denn kurz vor Endigung der Reise haben die Matrosen auf den Schiffen, diese beiden Leute des Nachts in der Stille über Bord in die See transportirt. Man hätte die Thäter wol ausfindig machen können, allein es wurde weiter nicht untersucht; man war froh, daß die zwei Ungeheuer aus der menschlichen Gesellschaft geschafft waren.

Menzel gibt uns das Jahr, in welchem diese Begebenheit sich zutrug, nicht an. Sie muß aber zwischen 1721, in welchem Jahre die Niederlassung errichtet ward, und zwischen 1730, in welchem Jahre van Noot gestorben ist, geschehen seyn. Frank (S. 299.) gibt also irrig das J. 1734 oder 1735 als die Epoche der Aufhebung dieses Etablissements an.

# II.

# Kurze Beschreibung der Lagoaküste und ihrer Bewohner.

(Nach Bucquoy und Frank.)

## I.

## Kurze Schilderung des Landes.

Die Lagoaküste nennt die neuere Erdkunde einen unter seinem eigentlichen Namen noch unbekannten Landstrich auf der Ostküste des südlichen Afrika, welcher von der grossen Bai de Lagoa (Seebai) den Namen hat, um welche derselbe sich herzieht.

Diese Lagoabai liegt unter dem 26sten Grade S. Breite, und ist sehr beträchtlich; denn sie hat in ihrer Breite 4 und in ihrer Länge 6 Meilen. Das Kap St. Maria ist die äusserste Spizze einer Landzunge, welche die Bai einschließt, und an demselben, im Eingange der

Bai liegen die Inseln St. Maria und Elefanten-Insel. *) — Fünf ansehnliche Flüsse fallen in die Bai, **) der Königsfluß (Rio dos Reyes) der Marquezfluß (Rio do Lorenzo Marquez) der Heiliggeistfluß (Rio do Spiritu Santo) der Manissa, ein großer Fluß, der unter dem 21sten Grade S. Breite entspringen, und einen Lauf von mehr als 150 Mei-

*) Die Le Vaillant-Forstersche Karte (M. s. im vorhergehenden Bande d. W.) stimmt in Rücksicht dieser Bai mit dem kleinen Spezialkärtchen, das uns Bucquoy (in seiner Reisebeschr.) von derselben geliefert hat, gar nicht überein. Jene macht die Bai zu einem ganz offenen Meerbusen; dieses gerade das Gegentheil. Da aber Bucquoy an Ort und Stelle den Plan aufgenommen hat, und seiner Kunst ein Ingenieur war, so verdient seine Angabe einstweilen den Vorzug, bis ihr eine grössere Autorität entgegengesezt wird.

**) Ich nenne diese Flüsse hier nach der gedachten Forsterschen Karte. Andre nennen sie anders; denn hierin stimmen die verschiedenen Karten und Reiseberichte gar nicht miteinander überein. Auf einigen Karten wird der Heiliggeist- und der Marquezfluß für einen und denselben Fluß angegeben. Diesem widerspricht Bucquoy offenbar. — Frank (S. 301.) gedenkt noch eines sehr grossen Flusses Namens Seringe.

len haben soll, *) und der Tumbo, Tembe oder Lagoafluß. **)

Diese Flüsse gewähren zwar der Lagoaküste manchen Vortheil, aber sie sind dem Lande andern Theils auch wieder sehr nachtheilig; denn nicht nur versanden sie unaufhörlich die Bai, die mit Sandbänken und Untiefen ganz angefüllt, und daher für grosse Schiffe gefährlich ist, sondern sie machen die Küste auch sumpfig, und dadurch ungesund. Ueberall bilden sich auch auf den niedrigen Ufern stehende Wasser, welche salzig sind, und mit ihren Ausdünstungen die Luft

*) Bucquoy, S. 15 u. 17. — Die Forstersche Karte macht diesen Hauptfluß zu einem kleinen Küstenflusse.

**) Aus dem Namen Tembe machten einige Seefahrer und Geographen das Land Tempe, das Land der Tempuris, welche Namen man auch auf Karten findet. Dieser Tumbo- oder Tembefluß möchte aber wol von dem Dombie oder Jungenmädchenflusse (M. s. oben van Reenen's Tagebuch) ganz verschieden seyn, wenn schon die Forstersche Karte diese Identität annimmt, und Frank's Aussage von der Bereitwilligkeit der Anwohner, ihre Töchter Preiß zu geben auf den Ursprung des Namens hinzudeuten scheint. Es müßte denn seyn, daß van Reenens Angabe der Entfernung der Lagoabai von diesem Flusse falsch wäre.

verpesten, und da die Küste so niedrig ist, so wird sie auch von dem Meere überschwemmt, und alle Flüsse und Bäche derselben haben Salzwasser, so daß man nur allein im Heiliggeistflusse genießbares Trinkwasser finden kann. *)

Der Boden ist hier sandig, unfruchtbar und mit niedrigem Gestrüppe bewachsen; weiter hinaufwärts an den Flüssen findet man schöne und fruchtbare Gegenden, die eines Anbaus fähig wären. Auch erhebt sich das Land von der Küste hineinwärts immer mehr, ganze Reihen von Hügeln ziehen sich durch dasselbe hin, und im Innern zeigen sich selbst ziemlich beträchtliche Gebirge.

Der innere und höhere Theil des Landes ist waldig und meist auch ziemlich fruchtbar, und reich an allerlei Lebensbedürfnissen. Doch ist der Strich am Tembeflusse sehr trokken.

Von Pflanzen findet man hier vorzüglich: Aloe in grosser Menge, Ananas, Pisangfrüchte,

*) Die Niederlassung der Holländer lag auf der sogenannten rothen Ekke an der Mündung des Marquezflusses. Die alte Loge der Portugiesen war auf der Halbinsel dem Kap St. Maria gegenüber angelegt.

eine Art dem Koriander ähnlicher Same (Kafferkorn?) woraus die Einwohner ein berauschendes Getränke bereiten, eine Art von Bohnen, Schleimäpfel, Tabak, der aber zum Rauchen zu fett ist, allerlei Holzarten, rothe Erlen, Franzosenholzbäume, dornichte Bäume (Mimosen?) auch Kapokbäume *), Pataten, Mais, Reiß, Portulak, Zwiebeln, Zukkerrohr, Wasserlimonen, saure Limonen, u. s. w.

An nuzbaren Thieren und allerlei Gewilde ist kein Mangel. Rindvieh, Schafe, Ziegen, Geflügel, besonders Perlhüner gibt es hier im Ueberfluß. Wilde Thiere, besonders Elefanten findet man in Menge. Von diesen lezteren haben die kapschen Schüzzen, die mit dem Schiffe Scholtenburg nach Lagoa kamen in kurzer Zeit 28 Stükke erlegt. **) Auch Hirsche und Gemsen (Antelopen), Elennthiere (Elenn-Antelopen), schöne gestreifte wilde Esel (Zebras), Nashörner, Wölfe (Hyänen), Tiger (Panther), Flußpferde, Löwen, Kazzen von der Grösse ei-

*) Nicht Lorokbäume, wie durch einen Drukfehler im 3ten Bändchen meiner Bibliothek der Länder- und Völkerkunde, S. 113. steht. (M. s. von den Kapokbäumen die Naturgeschichte im V. B. d. W.)

**) Frank, S. 303. Derselbe fuhr auf diesem Schiffe von hier ab.

ner kleinen Kazze, u. s. w. sind sehr häufig in diesem Lande. Deßgleichen allerlei Ungezieser Skorpione, Schlangen, Tausendfüsse, Eidexen, und ungemein grosse Frösche.

Von Vögeln sind vorzüglich (nach Frank) die schönen blauen und grünen Turteltauben zu bemerken. Es gibt aber auch noch mehrere andre Arten von Geflügel.

Honig und Wachs wird in den Wäldern häufig gefunden; die Eingebornen folgen dabei dem Pfeifen eines gewissen Vogels. *)

Die Flüsse sind reich an Fischen; auch findet man Krokodille darin, und in der Bai gibt es gute Austernbänke.

Ambra soll es hier auch, und zwar von der besten Sorte, geben, doch wol nicht in hinreichender Menge, um Handelsleute anzulokken. **)

Die Gebirge im Innern des Landes sollen reich an allerlei Metallen, vorzüglich an Golde seyn. Doch fanden die Holländer, die von die-

*) Sparrmanns Bienenweiser. (M. s. im XVIden B. d. W. S. 369.)

**) Lojardiere sagt, er und seine Gefährten seien hier mit falschem Ambra betrogen worden.

sem allgeschäzten Produkte angelokt, nach der Anweisung eines Portugiesen hier eine Niederlassung gründeten, ihre Rechnung nicht dabei. *)

Man erzählt, daß zur Zeit als Jan van de Capelle, nach der (oben beschriebenen) Landung der Seeräuber, Befehlshaber der holländischen Niederlassung zu Lagoa war, Menschen mit langen schwarzen Haaren und in weissen Kleidern aus dem Innern hiehergekommen seien, und mit Goldstaub gehandelt hätten; sie kamen aber nicht wieder, weil die Kaffern sie der eingetauschten Waaren auf dem Rükwege beraubten. **)

Köstliches Kupfer, Zinn und Eisen soll es im Innern des Landes geben. Lezteres wird jedoch von andern Völkern dahingebracht. ***)

---

*) Bucquoy in der Vorrede. Frank glaubt, weiter landeinwärts müßte man viel Gold finden.

**) Frank erzählt dies (S. 300.) nach dem Berichte der Dollmetscher, und hält diese Leute für Kaffern aus Monomotapa. Dies können sie aber nach dieser Schilderung nicht seyn, sondern entweder Araber von der Nordostküste von Afrika, oder Fezzaner, wie die, welche unter dem Namen der Mullahs auch die Goldküste besuchen, und des Handels wegen beinahe ganz Afrika durchstreichen. Wenn das hier erzählte Faktum seine Richtigkeit hat, so ist es ein Beweis mehr von der weiten Ausdehnung der Handelsreisen dieser Leute.

***) Von einer Gattung von Hottentotten sagt Frank, S. 304.

Die Witterung ist in diesem Lande, besonders auf der Küste, gar nicht angenehm.

Im September fangen die Nordwinde an zu wehen, und die Heuschrekken kommen haufenweise aus den sandigen Wüsteneien, und bedekken die inneren Gegenden von Südostafrika, wodurch oft epidemische Krankheiten entstehen, die meistentheils in brennenden und hizzigen Fiebern bestehen, woran die Leute in zwei bis drei Tagen sterben. In diesem Monate, wie auch im Oktober wird das Land umgegraben, und der Samen in die Erde gebracht. Im November fängt der üble Mousson oder die Regenzeit an, und diese dauert bis in den Monat März; worauf es am Tage so unerträglich heiß wird, daß man gar nicht im Stande ist, über den Sand wegzugehen, und sich so gar die Schuhsolen versenget. Abends und Nachts wird es hingegen sehr kalt, und Morgens fällt ein starker Thau, der mit dem Anbruche des Tages wie ein starker Nebel in die Höhe zieht. Dieses Wetter ist oft mit starkem Donner, Blizzen und Schlagregen begleitet. Allein von dem Monat März an bis zum Oktober ist es bisweilen sehr kalt, und beständig trokken Wetter, und die Winde wehen aus Südost und Südwest.

2.

## Schilderung der Einwohner.

Das Land um die Lagoabai ist sehr wol bevölkert. Die Einwohner sind Kaffern und werden von den Holländern gewöhnlich Tarletanen oder Tarnetanen genannt.

Die Männer sind durchgängig von schönem Wuchse und stark, gehen nach ihrer Landesart nakt, und haben bloß die Schamtheile mit einem von Binsen geflochtenen Körbchen bedekt. Sie haben statt der Haare Wolle auf dem Kopfe, worauf sie sehr stolz sind, und sich solche alle Morgen in verschiedenen Figuren zurechte machen lassen. Ihr Gesicht ist auf eine sonderbare Art zerschnitten, d. h. tättanirt. Sie sind sehr träge, und thun nichts, als höchstens ein wenig fischen; da sie doch viel Verstand und Geschiklichkeit zu allerlei Arbeiten besizzen, indem sie Nägel, eiserne Tabakspfeifen und viele andere Dinge aus Eisen sehr artig zu schmieden wissen.

Die Weiber sind kleiner von Wuchs, und entstellen sich durch das Zeichnen und Schmieren ihres Körpers und ihres Gesichts gar sehr. Sie gehen ebenfalls nakt, und bedekken bloß ihre

Scham mit einem vierekten blauen oder rothen Lappen, der ins Gevierte einen Fuß beträgt. Auf dem Kopfe tragen sie bisweilen Müzchen, die von Strikken sehr artig verfertiget sind. Die Weiber sind auch sehr arbeitsam, sie gehen des Morgens früh in den Wald, um Holz zu fällen, und wenn sie nach Hause kommen, so treten sie sogleich an einen Blok, der einem hölzernen Mörser nicht unähnlich ist, um Parsade oder Bombesamen darin zu stoßen. Sie bearbeiten das Land, und besorgen auch die Aerndte. Bei allem was sie verrichten, haben sie immer ihre kleinen Kinder bei sich, die sie in einem Bokfell auf dem Rükken tragen; und wenn diese kleinen Geschöpfe zu schreien anfangen, so wissen sie sie sogleich zu stillen, indem sie ihnen ihre Brüste, die ziemlich groß sind, über die Schultern hinwerfen und sie saugen lassen.

Der ganze Puz dieser Kaffern besteht in Schnüren von Korallen, und in kupfernen Armbändern, die sie äusserst hochschäzzen *).

Die Wohnungen oder Hütten dieses Volks sind rund, und mit Schilf beflochten; der Bo-

*) Unsere beiden Berichtgeber Bucquoy und Frank sagen uns dabei nicht, ob bei diesem Volke auch, wie bei den südlicheren Kaffern bloß die Männer sich puzzen? (Man s. oben die Schilderung der Kaffern.)

den und die Wände sind mit Lehm und Kühmist bestrichen; mitten auf dem Boden kochen sie, und neben dem Feuer, welches zugleich ihnen leuchtet, haben sie ihre Schlafstelle auf einer Matte und etwas aufgeworfenem Lehme. Ein Stük Holz dient ihnen zum Hauptkissen. Sie haben keinen Hausrath ausser einigen hohen runden Körben, die beinahe wie Bienenkörbe aussehen, und worin sie ihren Bombesamen und ihre Bohnen verwahren.

Ferner verfertigen sie allerhand Arten von Rohrkörbchen, hölzerne Schüsseln, Löffel, Beile und Wurfpfeile. Nezze, Strikke und Fischleinen wissen sie sehr artig und stark von Binsen in einander zu drehen. Die Breter zu ihren Fahrzeugen hauen sie mit ihren kleinen Beilen von starken Bäumen, und so glatt, daß man sich darüber wundern muß.

Sie bakken auch Brod von Bombesamen, welchen sie, nachdem sie ihn gestampft und geknätet haben, in Pisang- oder andere Blätter wikkeln. Dann machen sie eine Grube in die Erde, legen es hinein, und machen das Feuer oben auf die Erde, wodurch es so durchbakken wird, daß es bisweilen eine sehr harte Rinde bekömmt, und ziemlich gut schmekt.

Sie wissen auch sehr geschwind Feuer zu machen, indem sie ein Stükchen Holz nehmen, eine

Kerbe hinein schneiden, und ein wenig trokkenes Heu, oder Elefantenkoth hineinlegen. Hierauf nehmen sie ein trokkenes Stökchen von Dornen, sezzen es in die Kerbe, und drehen es so lange, bis die Flamme herausfährt. Auf diese Art wissen sie sich in Allem zu helfen.

Der größte Reichthum dieser Kaffern besteht in der Menge der Weiber und in Vieh. Die Weiber, die Einem allein zugehören, wohnen alle zusammen in einer Negerei oder einem Bezirke. Wenn ein armer Mann nicht im Stande ist, eine Frau zu kaufen, so wird ihm von dem Könige oder Oberhaupte eine Frau angewiesen; jedoch mit der Bedingung, daß die davon kommenden Kinder dem Könige zugehören. Sie kaufen die Weiber für zehn Bökke und eine Kuh, welche leztere sie schlachten, wenn die Frau dem Manne übergeben wird; können sie sich aber einer Frau bemächtigen, ohne sie zu kaufen, so lassen sie sich nicht faul dabei finden. So bald eine Frau schwanger ist, so wird sie nicht mehr von ihrem Manne erkannt. Jede Frau hat auch eine besondere Hütte, und wenn sie stirbt, so wird diese Hütte, mit allem was darin ist, in Brand gestekt; stirbt aber der Mann, so nimmt des verstorbenen Bruder oder nächster Verwandter die zurükgelassene Frau und Kinder zu sich.

Wenn eine Frau zwei Kinder auf einmal gebärt, so bringen sie, wie sie selbst gestehen, eins

um, und lassen immer das schönste am Leben. Sie bilden sich nämlich in diesem Falle ein, daß die Frau von einem bösen Geiste geschwängert worden sei. *) — Frank sagt hiebei: „Diese Art zu verfahren kam mir sehr grausam vor, und da ich ihnen zu erkennen gab, daß dieses unerlaubt wäre, ihnen dabei erzählte, daß die holländischen Weiber bisweilen wohl drei oder vier Kinder zur Welt brächten, so antworteten sie mir, daß eine solche Frau eine Mokwa, d. i. eine Hunde-Schwester wäre."

Wenn eine Frau geboren hat, so geht sie sogleich an den Fluß, um sich zu reinigen; hierauf kehrt sie wieder an ihre Arbeit zurük, und das neugeborne Kind, welches weiß zur Welt kömmt, und bloß einen schwarzen Ring um den Nabel hat, leget sie, nachdem sie es zuvor gereiniget hat, in ihre Hütte neben das Feuer auf eine Matte.

Diese Kaffern begegnen sich unter einander sehr freundschaftlich und theilnehmend. Wenn Einer ißt, so theilt er alle Mal den Anwesenden davon mit. Eben so sind auch alle immer bereit, einem der Ihrigen in einer Arbeit zu helfen, die

*) Andere Wilde thun dasselbe, aber aus dem Grunde, weil sie glauben, Ein Mann könne auf Einmal nur Ein Kind zeugen, und daher das zweite der Zwillinge für die Frucht eines Ehebrechers halten.

er nicht allein verrichten kann; ohne daß er nöthig hätte, diesen freiwilligen Gehülfen Etwas dafür zu geben. Sie verlangen es gar nicht. Auf der Reise gerathen sie nie wegen ihres Unterhalts in Verlegenheit; denn sie finden überall freie Herberge. Auch leben sie ganz kummerfrei, und sind allzeit zufrieden, sie mögen etwas zu essen haben oder nicht.

Der Geringe äussert keine besondere Achtung für den Vornehmern. Jeder ist sein eigener Herr. Sie stehen zwar unter gewissen Oberhäuptern, die aber mehr ihre Anführer im Kriege, als ihre Regenten sind; denn sie wissen nichts von Tribut oder Auflagen; doch wird Justiz unter ihnen gehandhabt, und grobe Verbrechen mit dem Tode bestraft; so sah Frank am 24sten Merz 1759, daß sie Einen von ihrem Volke ums Leben brachten, weil er mit einer Kuh Bestialität getrieben hatte.

Sie üben auch das Vergeltungsrecht aus. Die Alten versammeln sich in nöthigen Fällen, und berathschlagen sich über zu ergreifende Maaßregeln; aber ihre Beschlüsse sind nur gemeinschaftliche Rathschläge, und haben keine Rechtskraft. *)

Sie

*) Bucquoy, S. 29.

Sie sind durchgängig gesund, und erreichen gemeiniglich ein Alter von 60, 70 und 80 Jahren; ja Frank hat selbst welche gesehen, die ihrer Angabe nach über hundert Jahre alt waren. Krüppel, Bucklichte oder Gebrechliche findet man nicht unter diesen rohen Naturkindern.

Sie heuraten frühzeitig. Die Mädchen werden im eilften und zwölften Jahre durchgehends für mannbar gehalten. Manche haben mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre schon ein Kind. Aber auch hier heißt es: „früh reif, früh alt!“ — Denn kaum haben sie das dreißigste Jahr erreicht, so werden sie schon unter die alten Weiber gezählt, und gebären keine Kinder mehr. Die Mannspersonen sind ebenfalls früh mannbar, und heuraten gemeiniglich mit dem dreizehnten oder vierzehnten Jahre. *)

Die Kaffern an der Lagoabai sind gutmüthige, freundliche, dienstfertige Leute, und in Vergleichung mit andern Kaffernazionen ziemlich gesittet, welches wol ihrem öftern Umgange mit Europäern zuzuschreiben seyn möchte. Sie sind nicht boshaft, aber schüchtern und furchtsam; welche leztere Eigenschaft wahrscheinlich die Frucht des Gefühls ihrer Schwäche gegen die Ueberlegenheit europäischer Waffen ist. Uebrigens sind

*) Wie in allen heißen Ländern.

sie auch nicht frei von Fehlern, die dem Menschen im Stande der Wildheit eigen sind. *)

Eifersüchtig sind sie nicht, wenigstens nicht gegen Europäer; denn diesen bieten sich Weiber und Mädchen in Gegenwart ihrer Männer und Väter selbst an, indem sie schon vom Ufer her den fremden Ankömmlingen zurufen: Fieta, fieta tja Bombe! — und die Männer verhandeln wol gar ihre Weiber selbst. An all' dem ist wahrscheinlich allein die Begierde nach europäischen Flitterwaaren Schuld! —

Sie sind ein jovialisches Volk, dessen gröstes Vergnügen in Singen und Tanzen besteht;

*) So Frank. — Hingegen Bucquoy nennt sie (S. 22.) faul, untreu, veränderlich und diebisch; doch sagt er selbst wieder: (S. 31.) „Sie sind nicht so wild, als man glaubt, sondern vielmehr gegen Jedermann wolthätig, gegen Fremde dienstfertig, und besizzen noch manche andre gute Eigenschaft." — Einen Beweis davon (ich vergaß ihn oben bei der Geschichte des Grosvenor, zu welcher er ein Gegenstük ist, anzuführen) gibt der Zug, dessen Hamilton (Allg. Hist. d. R. V. B. S. 210.) erwähnt. Nämlich im J. 1683. (also beinahe 100 Jahre vor dem Grosvenor) scheiterte das brittische Johanna an der Lagoaküste; diese Kaffern nahmen sich der Schiffbrüchigen treulich an, und verhalfen ihnen, gegen eine kleine Belohnung, daß sie glüklich am Kap anlangten, so daß von 80 Mann nur 3 unter Wegs starben.

zu ihrer Musik bedienen sie sich eines Hakbrets (Andre nennen's eine hölzerne Trommel) und einer Schalmei. *) Sonst sind sie aber in Allem noch sehr unwissend und roh. Sie wissen nicht, was ein Jahr, ein Monat oder ein Tag ist; eine Stunde nennen sie einen Faden. — Sie können nicht über fünfe zählen. In ihrer Sprache heißt:

Eins Mootje.
Zwei Mabiere.
Drei Marrara.
Vier Morne.
Fünf Dano.

Wenn sie eine grössere Zahl ausdrükken wollen, so bedienen sie sich ihrer Hände dazu, indem sie die Summe durch das Vorstrekken der Finger von fünf zu fünf, von zehn zu zehn ausdrükken. — Ihre Sprache ist auch sehr roh und arm; aber nur zu reich an garstigen Ausdrükken, so wie sie überhaupt unflätig sind.

Auch in ihrem Essen sind sie sehr unordentlich und ekelhaft; sie verschlingen meistens Alles halb roh. Wenn sie eine Kuh schlachten, so nehmen sie das Eingeweide, die Därme und die Pfoten, legen sie ein wenig aufs Feuer, und verzehren sie sogleich mit dem größten Appetite. Die Hinterdärme fressen sie mit allem Unflate, so wie sie aus

*) Wahrscheinlich die Kaffersche Flöte, deren Le Vaillant gedenkt. (Man s. oben die Schilderung der Kaffern.)

den Hünern kommen, ganz roh; eben so essen sie auch alles Vieh, welches sie in den Wäldern todt und stinkend finden, weßwegen auch ihre Zähne alle ausgefeilet sind. Die Heuschrekken, welche den Monat September in Menge dahin kommen, werden von ihnen ein wenig auf dem Feuer gebraten und ebenfalls gegessen.

Ihr Lieblingsgetränke ist das Pombe oder Bombe. Sie bereiten es aus einem Samen, den sie Parsade oder Bombe (Kafferkorn?) nennen, und den sie in einem in Form eines Mörsers ausgehölten hölzernen Klozze fein zerstossen. Dies Mehl kochen sie mit Wasser, und wenn sie es drei Tage haben gähren lassen, so ist der Trank fertig. *) Er schmekt wie saure Buttermilch, und ist sehr berauschend. — Diese Kaffern trinken ihn bei allen Gelegenheiten mit der größten Gierigkeit, und können unbeschreiblich viel davon verschlukken. Sie hören auch nicht eher auf, als bis sie ganz berauscht sind, oder der Topf leer ist. — Dieses Getränke ist ein unentbehrliches Bedürfniß bei allen ihren Feierlichkeiten.

Ein Mann geht nie unbewaffnet aus. Die Waffen dieser Kaffern sind Wurfpfeile (Hassagaien) davon Jeder gewöhnlich sechs bis achte bei sich führt.

*) Man mischt auch Honig darunter, sagt Bucquoy, S. 23.

Sie machen auf alle wilde Thiere Jagd. Das Fleisch derselben essen sie, und die brauchbare Haut wissen sie zu ihren Bedürfnissen gut zuzubereiten.

Wenn sie auf die Elefantenjagd gehen, so nehmen sie ihre Wurfpfeile, bespeien und bestreichen sie mit einer gewissen gekaueten Materie, weil sie sich einbilden, daß dies von grossem Nuzzen sei. *) Kommen sie aber an einen Elefanten, so fürchten sie sich so sehr, daß sie ihm nicht leicht nahe kommen. **) Sie steigen daher auf einen Baum, und werfen von da ihre Wurfpfeile nach ihm, wobei sie nicht leicht fehlen, und jagen sodann die Thiere so lange mit ihrem Geschrei und Geheule, bis sie aus Müdigkeit und wegen des verlornen Bluts zur Erde niederfallen. Wenn sie sich nun auf diese Art des Thieres bemächtiget und es getödtet haben, so wird es abgezogen, nachdem der König (das Oberhaupt) zuvor ein Stük von der Schnauzze und dem Schwanze abgeschnitten, und es auf seine Art gesegnet hat. Jeder nimmt hierauf ein Stük mit nach Hause, welches sogleich ans Feuer gesezt, und nachgehends mit großer Freude verzehret wird. Diese Thiere werden auch von

*) Sollte dies nicht eine Art von Vergiftung der Wurfpfeile seyn?

**) Dies möchte doch wol mehr aus Vorsichtigkeit, als aus Feigheit geschehen.

ihnen noch auf eine andere und bequemere Art gefangen. Sie graben nämlich eine Grube, welche 5 bis 6 Fuß tief ist; in diese stekken sie eiserne Stangen, die 3 Fuß lang, an der Spizze sehr scharf und mit Wiederhaken versehen sind. Ueber diese Grube legen sie Stekken, und bedekken dieselben mit Rasen. So bald nun das Thier darauf kommt, so muß es wegen seiner Schwere in die eisernen Nägel fallen, worauf sie es mit ihren Wurfpfeilen so lange von hinten zu stechen, bis es durch das verlorne Blut kraftlos wird, und den Geist aufgibt. *)

Sie jagen und tödten die Elefanten vorzüglich um des Elfenbeins willen, das sie dann an die von Zeit zu Zeit hieher kommenden Europäer verhandeln. Dieses nebst dem Ambra und etwas Gold sind ihre vorzüglichsten Handelswaaren, gegen welche sie Korallen, Kattun und allerlei Nürnberger-Waaren eintauschen.

Im Kriege sind diese Kaffern sehr tapfer, und vor Zeiten schlugen sie sich immer mit ihren Nachbarn herum. Wenn der Feldzug beschlossen ist, so ruft das Oberhaupt, der dann Anführer ist, seine Untergebenen zusammen, bezeichnet ihnen den Tag des Ausmarschs und befielt ihnen, sich zum Streite fertig zu machen. Dann

*) Dies thun auch die südlicheren Kaffern. (M. s. oben)

schütteln sie ihre Wurfpfeile, erheben ein Feldgeschrei, und saufen Pombe.

Zur bestimmten Zeit ziehen sie dann ins Feld. Sobald die beiden kriegenden Parteien einander erblikken, fangen sie an, aus Leibeskräften zu schreien, und hören nicht auf damit, bis es zum Handgemenge kömmt. Das Gefecht ist gewöhnlich sehr hizzig, hartnäkkig und blutig, weil keiner sich gefangen geben will. Denn der Sieger geht mit den Gefangenen barbarisch um, besonders mit den Vornehmen und Anführern, die gewöhnlich, auch wenn sie auf dem Schlachtfelde todt geblieben sind, zerrissen und mit wütender Gier zerstükt und gefressen werden. *)

Ausser dem Kriege sind diese Kaffern keine Menschenfresser, und leben ruhig und friedlich untereinander.

Ihre Lebensart ist ganz dem rohen Naturstande angemessen; sie leben zufrieden, und wissen wenig von den Plagen, die so oft auf kultivirtern Völkern lasten; auch geniessen sie eine dauerhafte Gesundheit; dennoch findet man sehr viele Aerzte unter ihnen, welche auch sehr gute Hei-

*) So versichert Bucquoy, (S. 25.) Frank erwähnt gar nichts davon; er sagt bloß (S. 314.) diese Kaffern führen (zu seiner Zeit) nicht mehr so häufige Kriege wie vormals, und ihre jezzigen Kriege seien bloß unbedeutende Balgereien.

lungsmittel besizzen. Frank erzählt, er habe unter andern eine Wurzel gesehen, welche sehr gut für den Rothlauf war; doch konnte er ihrer nicht habhaft werden. Diese Aerzte wissen (nach seiner Versicherung) ihre Kranken sehr geschwind wieder herzustellen. Eine Frau, die ihre Kniescheibe gebrochen hatte, wurde in eine Hütte gebracht, worauf man ihr solche mit Binsen statt der Schienen umwand, einige gekochte Kräuter umschlug, worauf sie in wenig Tagen wieder gesund wurde. Eben so sah derselbe auch eine Frau kuriren, welche das Fieber hatte. Einer von diesen schwarzen Aerzten nahm Fett und zu Pulver gestossenes Fünffingerkraut, bestrich dieser Frau die Schläfe, die Stirn, die Nase, das Kinn, die Schultern und die Füße, gab ihr etwas von diesem Pulver ein, und hieng ihr einen geschmierten Faden, woran Hünerflügel angeknüpft waren, rüklings um, und sie wurde in kurzer Zeit wieder gesund.

Die Todten werden bei dieser Völkerschaft auf eine sonderbare Art begraben. Die Freunde und Verwandten des Verstorbenen graben nahe bei dessen Wohnung eine tiefe Grube, mit einer Erhöhung, wie eine Bank. Sie lassen hierauf die Leiche ganz nakt in das Grab hinunter, so daß sie aufrecht zu stehen kömmt, und der Kopf einen Fuß tief unter der Oberfläche der Erde bleibt. Dann wird das Grab zugeworfen; die Anwesenden erheben alle zusammen ein abscheuli-

ches Geheul, klatschen in die Hände, hokken sich hernach um das Grab herum, und scheeren einander die Haare ab, zum Zeichen der Trauer. Somit endigt sich die ganze Zeremonie, und alle kehren in ihre Wohnungen zurük. *)

Von der Religion dieser Kaffern läßt sich nicht viel sagen, da sie weder Gözzen, noch Tempel, noch Priester haben, und keine Spur von Gottesdienst ist bei ihnen zu finden. Auch scheinen sie keinen Begriff von einer Gottheit zu haben. Die Sonne nennen sie den grossen, und den Mond den kleinen Kapitän. Jene halten sie für die Quelle alles Lebens, und diesen für den Ausspender des Regens. **)

Von Zeremonien, welche religiösen Ursprungs seyn könnten, findet man keine bei ihnen; wenn man nicht die Gewohnheit dahin rechnen will, daß sie (wie die Hottentotten) bei dem Neu- und Vollmonde sehr lustig sind, und ganze Nächte mit Tanzen und Singen hinbringen; welches aber nicht wol für eine religiöse Handlung anzusehen ist.

Uebrigens sind sie sehr abergläubisch. Bei all ihrem Thun und Lassen werfen sie auf verschiedene Art das Loos, woraus sie den glükli-

*) Bucquoy (S. 25.) sezt noch hinzu, die Kaffern, welche 50 Meilen weiter Nordwärts wohnen, fressen ihre Todten.

**) Bucquoy (S. 30.) meint, diese Kaffern glauben an die Seelenwanderung.

chen oder unglüklichen Ausgang ihrer Unternehmungen beurtheilen. Fällt ihnen das Loos nicht günstig, so thun sie denselben Tag gar nichts, ja sie gehen nicht einmal über einen Fluß oder in ein anderes Gebiet. Frank erzählt, *) er habe bisweilen über Kranke das Loos werfen sehen, um zu erfahren, wie der Arzt diese Krankheit kuriren werde. Unter andern hat er auch bemerkt, daß sie, wenn sie krank sind, einer Henne den Kopf abschneiden, das Blut heraussaugen, und es an einem Baum speien, damit ihnen der Teufel keinen Schaden thun möge. Tausenderlei solcher abergläubischen Dinge findet man bei diesen Leuten, und sie halten so vest darüber, als andere Völker über ihre religiösen Gewohnheiten. Es scheint auch daraus zu erhellen, daß sie gute und böse Geister glauben.

Sie haben auch die Beschneidung, doch ist sie nicht bei ihnen eine Religionsübung, sondern sie thun es, wie sie sagen, bloß um die Fortpflanzung der Menschen zu erleichtern. Sie verrichten sie sowol an Erwachsenen als an Kindern von acht bis zehn Jahren. Dies geschieht allzeit im Monat Mai.

Diese Handlung wird auf folgende Art vollbracht. — Man legt den Mann oder den Knaben gerade ausgestrekt auf die Erde nieder, und

*) Seite 315 u. 316. Er sagt uns aber nicht, worin dies Looswerfen bestehe.

dieser wird von vier Männern an Armen und Füssen vestgehalten. Der welcher die Beschneidung verrichtet, ist gemeiniglich ein Hottentotte. (?) Er nimmt das männliche Glied zwischen den Daumen und die Finger, und schneidet mit einer Hassagaje die Haut rund herum ab, wobei er sich wenig an das Geschrei des Pazienten kehret. Man kauet hierauf einige Kräuter, und legt sie auf die Wunde. Während der Operazion erheben alle Anwesenden ein schrökliches Geschrei, und lärmen und singen auf ihre Art so lange, bis sie geendiget ist. Man bauet hierauf eine große Hütte von Rohr und Stroh, wie eine Scheune, worin sich auf beiden Seiten kleine Abtheilungen befinden, in welchen die Beschnittenen, deren gemeiniglich fünf und zwanzig sind, bleiben müssen. Sie dürfen von dieser Zeit an, bis sie genesen sind, nicht zu ihren Aeltern ins Haus, weil sie vorgeben, daß dies der Genesung sehr nachtheilig sei. Diese ganze Zeit über wird ihnen von denen, die ihnen aufwarten, das Essen zurechte gemacht; bisweilen gehen sie auch selbst, gewisse Wurzeln zu suchen, die den Erdnüssen nicht unähnlich sind. Sie tragen zu der Zeit den Leib mit Binsen bedekt, und auf dem Kopfe eine Müzze, die ebenfalls von Binsen geflochten ist, und wie eine kleine Tonne aussieht, so daß man nur ihre Augen sehen kann. Ihre Genesung verzieht sich bis in die Mitte des Septembers, und das Ganze

endigt sich mit einer allgemeinen Lustbarkeit, welche einige Tage dauert. Die Weiber, die mit Narrenschellen um die Füße gezieret sind, tanzen dabei bis spät in die Nacht. Viele Fremde und alle Eingeborne des Landes kommen an dem Orte, wo die Beschneidung geschehen ist, zusammen, um dieses Fest zu feiern. Der Kapitän oder das Oberhaupt der Horde geht mit einer großen Menge von Leuten nach der Hütte zu, wo die Beschnittenen wohnen, und sogleich wird alle Unreinigkeit und alles, was um diese Hütte herum lag, zusammengemacht, die Schüsseln und Gefässe, woraus sie gegessen und getrunken, wie auch die Kleidung, welche sie diese Zeit über getragen hatten, in die Hütte geworfen; und sodann wird bis Abends um acht Uhr getanzt, worauf die jungen Leute von dieser ganzen Menge umringet, und weggeführet werden. Sobald sie einige Schritte fortgegangen sind, wird ihre bisherige Hütte auf das Zeichen eines Flintenschusses an allen vier Ekken in Brand gestekt. Die Beschnittenen gehen hierauf tanzend und singend in eine andere Hütte, die ausdrüklich für sie zurechte gemacht ist. Hiebei dürfen sie sich nicht nach der brennenden Hütte umsehen, weil sie glauben, sie würden wieder krank, wenn sie dies thäten. Am folgenden Tage kommen alle Fremden und Eingebornen, die oft einen Haufen von einigen tausend Mann ausmachen, zusammen, und die Beschnittenen werden ganz früh

in den Wald gebracht, wo sie unter dem Schatten eines großen Baums auf Matten sizzen bleiben, bis das Oberhaupt nebst seinem Arzte und einigen Fremden ebenfalls dahin kömmt. Bei der Feierlichkeit dieser Art, welche Frank mit ansah, befahl der Kapitän seinem Sohne, der sich ebenfalls unter diesen Beschnittenen befand, und ungefähr zehn Jahre alt war, daß er aufstehen sollte. Er hieng ihm hierauf eine Kette von gelben Korallen um den Hals, und eine von Kupfer um den Leib, zog ihm ein Paar Hosen und ein Kamisol an, und sezte ihm einen Federbusch von schwarzen Federn und einer großen Strausfeder auf den Kopf. In die rechte Hand gab er ihm ein Beil, und in die linke fünf Wurfpfeile mit einem Schilde, welches anzeigte, daß er nun unter die Männer gehöre, und mit ihnen in den Krieg ziehen könnte. Alles dies geschah mit der grösten Zärtlichkeit und Feierlichkeit, ohne daß Jemand ein Wort dabei sprach. Die andern jungen Leute wurden nachgehends ebenfalls mit Korallen und Wurfpfeilen nach der Gewohnheit des Landes beschenkt.

Nachdem diese Zeremonie vorbei war, so nahm erwähnter Arzt, welcher ein sehr langer Mann war, den jungen Kapitän auf seine Schultern, damit ihn Jedermann sehen konnte. Das Volk sammelte sich rund um ihn herum, und begleitete ihn nach seines Vaters Wohnung, wo sie einen Kreis schlossen. Der junge Kapitän trat

kurz darnach mit seinem Vater hinein, und zeigte sich dem ganzen Volke, welches darüber großes Freudengeschrei erhob. Nach diesem sezten sich alle die neuen Beschnittenen auf Matten nieder, ohne daß sie eine lange Zeit die Augen aufschlugen, und wurden nachgehends mit einer Schaale Bombe traktirt. Die Mütter kamen voll Freuden herbeigelaufen, um ihre Kinder zu sehen, sie wurden aber von ihnen mit Stokschlägen empfangen. Frank erkundigte sich nach der Ursache dieses unartigen Betragens, und man sagte ihm, es geschehe darum, weil die Mütter ihre Kinder während der Zeit der Beschneidung nicht wol mit Lebensmitteln versehen hätten; allein man hat ihn nachgehends genauer unterrichtet und versichert, daß dies Betragen zu erkennen gäbe, daß sie nun der Aufsicht und Gewalt der Mutter entzogen seien, indem sie sich jezt als Männer mit Jagen und Fischen ihre Speise selbst verschaffen können. Endlich beschlossen sie diese Zeremonie mit Singen, Tanzen und Bombetrinken.

Die Gesänge, welche bei solchen und anderen Feierlichkeiten gesungen werden, sind Nazionallieder, welche die Thaten ihrer Voráltern enthalten. *)

*) Nach Bucquoy, S. 23.

# Nachtrag

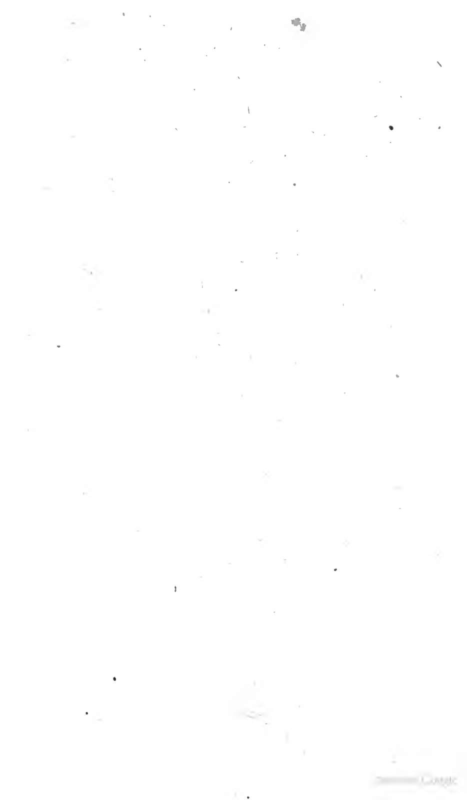
zu

den Reisen

# durch das Hottentottenland,

und zur

Beschreibung desselben.



Da am Schlusse dieses Bands noch Raum vorhanden ist, um einen kleinen Nachtrag zu der zweiten Unterabtheilung dieses Abschnitts, nämlich zu den Reisen durch das Hottentottenland und zur Beschreibung desselben, anzubringen, so folgt bei dieser Gelegenheit, ausser den versprochenen Zusäzzen aus Le Vaillant's Beschreibung seiner zweiten Reise, auch, und zwar zuerst die Reisegeschichte der siamischen Gesandten, die im J. 1686 an der Küste des Hottentottenlandes Schiffbruch litten, und dann zu Land mit grosser Beschwerlichkeit nach der Kapstadt wandern mußten. Sie ist uns von P. Tachard in der Beschreibung seiner zweiten Reise nach Siam, *) nach der mündlichen Erzählung des Gesandten Okkum Chamnam mitgetheilt worden.

*) Deutsche Uebersezzung (8. Hamb. 1709) Seite 301 bis 362. Auch steht sie im X. B. der allg. Historie der Reisen, S. 215 u. ff.

Die Erzählung ist kurz, und da sie überdies auch interessant genug ist, so verdient sie gewiß hier eine Stelle. Sie ist ohnedem noch wenig bekannt, und gehört zur Geschichte der Schiffbrüche an dieser gefährlichen Küste, von welcher der holländische Eigennuz alle detaillirte und genaue Seekarten bisher zu unterdrükken gesucht hat.

Diese Reise ist ein würdiges Gegenstük zu Hynes's Erzählung von den Schiksalen der Mannschaft des Grosvenors!

# I.

# Reise und Abentheuer einer nach Portugal bestimmten Siamischen Gesandtschaft.

Im Jahr 1686.

Von dem Mandarin Okkum Chamnam erzählt.

Auf die Höflichkeit, die der König in Portugal dem Könige von Siam erwies, indem er ihm eine ansehnliche Gesandtschaft, um die alte Freundschaft zu erneuern und andere Absichten zu erreichen, überschikte, dachte der beehrte König auf gleiche Beweise der Hochachtung. Er beorderte hiezu, um sich bei dem portugiesischen Hofe ein Ansehen zu geben, eine Gesandschaft von drei bevollmächtigten Großmandarinen und sechs anderen von geringerer Würde mit einem ziemlich ansehnlichen Gefolge, welche zu Ende des März 1684 zu Schiffe auf einer siamschen Fregatte unter der Anführung eines portugiesischen Hauptmannes nach Goa abgieng. Ob nun gleich Goa von Siam nicht gar zu weit entfernt ist,

so brauchten sie, entweder weil sie nicht die geschiktesten Schiffsleute und Befehlshaber hatten oder weil ihnen die Winde beständig zuwider waren, doch über fünf Monate zu dieser Reise. Sie kamen deswegen auch nicht eher an, als bis die portugiesische Flotte schon abgesegelt war. Ihre Reise nach Europa ward also aufgeschoben.

Sie mußten eilf Monate auf die Wiederkunft der portugiesischen Flotte aus Europa, zu Goa warten.

Endlich konnte die Gesandtschaft am 27sten Januar 1686 ihre Reise nach Europa durch ein portugiesisches Schiff, das 150 Mann und etwa dreißig Stükke führte, antreten. Sie trafen auf demselben viele Mönche von verschiedenen Orden, und viele andere Reisenden, theils Kreolen, theils Indianer, theils auch Portugiesen. Man gieng den 27sten Jänner 1686 auf der Rhede von Goa unter Segel. Die Schiffahrt war, bis auf den 27sten April, glüklich.

An diesem Tage hatte man bei Sonnenuntergang einige Matrosen zur Schildwache auf die Masten und Raaen ausgestellt, um auf das Land Acht zu haben, das wir etwas zur Rechten vor uns sahen, und schon vor drei Tagen erblikt hatten. Aus dem Berichte der Matrosen, und aus andern Merkmalen, urtheilte der Hauptmann

nebst dem Steuermann, es sei das Vorgebirge der guten Hoffnung. In diesem Wahne schiffte man zwei bis drei Stunden nach Sonnenuntergang fort, und glaubte dann, man habe das Land vorbei. Nun änderte man den Lauf, und steurte mehr nordwärts. Die Witterung war sehr helle und der Wind kühl; der Hauptmann fand deswegen unnöthig eine Wache auf die Masten zu stellen, besonders da er für ganz gewiß hielt, das Vorgebirge wäre vorüber. Die Matrosen thaten zwar ihre Quartierwachen, aber sie hatten entweder mit dem Tauwerke zu schaffen, oder vertändelten ihre Zeit auf andere unnüzze Weise, wodurch Unordnungen entstanden. Die Gefahr sah Niemand und es dachte sich auch Niemand Eine. Ich ward des Landes zuerst gewahr. Bange Ahndungen hatten sich in dieser Nacht in meine Seele geschlichen, und mir den Schlaf geraubt. Ich stand deswegen auf, und betrachtete den Lauf des Schiffes; es strich wie ein Vogel dahin. Mein Auge blikte in die Ferne, und ein dichter Schatten schwebte nahe zur Rechten vor mir. Ich erschrak, und gab sogleich dem Steuermanne davon Nachricht. In eben dem Augenblikke, rief man im Vordertheile des Schiffes: „Land, Land vor uns! Wir sind verloren; das Schiff gewendet!“ Wir waren so nahe am Ufer, daß das Schiff während der Wendung mit dem Hintertheile dreimal an eine Klippe prallte, und sogleich vest saß. Die Stösse wa-

ten heftig, und man glaubte, es sei geborsten. Alles lief nach dem Hintertheile; doch weil nicht das geringste Wasser eindrang, so schöpfte daraus das Volk wieder einigen Muth.

Nun wurde Sorge getragen, der so großen Gefahr zu entkommen, man kappte die Masten, und erleichterte das Schiff. Aber man hatte dazu nicht genug Zeit. Der Wind trieb die Wellen gegen das Ufer, und die Wellen das Schiff. Wellen wie Berge stürzten daher, hoben das Schiff bis an die Wolken empor, brachen sich an den Klippen, die weit in die See reichten, und ließen dasselbe mit solchem Ungestümme auf sie niederfallen, daß es sich unmöglich lange halten konnte. Es krachte auf allen Seiten, und die Kniestükke gaben sich überall auseinander. Das Hintertheil saß zuerst vest, und wurde deswegen auch zuerst zertrümmert. Man kappte die Masten, warf die Strikke nebst den Kisten und allem, was man in die Hände bekam, über Bord, um das Schiff zu erleichtern; aber umsonst! Es stieß so oft und mit solcher Gewalt auf den Grund, daß es endlich unter der Konstabelkammer entzwei gieng, worauf das Wasser augenbliklich hereinstürzte, die Kammer anfüllte, und bis ans erste Verdek schoß. Es stieg bis an die große Kajüte, und ehe man sich umsah, stand es schon halbmannshoch auf dem zweiten Verdekke.

Bei diesem Anblikke entstand ein jämmerliches Geschrei. Jedermann eilte nach dem obersten Verdekke, aber in einer Unordnung, welche die Gefahr noch mehr vergrösserte. Indem das Wasser immer höher wuchs, sahen wir das Schiff allmälich sinken, bis es endlich mit dem Kiele den Grund erreichte, und in diesem Zustande einige Zeit unbeweglich stille stand.

Ich kann diese Szene unmöglich schildern. Alle fielen durch den schröklichen Anblik in die heftigste Bestürzung, auf welche ein herzerschütterndes Jammergeschrei folgte, das so entsezlich ward, daß man nicht einmal das Krachen des in tausend Trümmern zerrissenen Schiffes davor hörte, noch das Brausen der Wellen, die mit fürchterlichem Ungestümme gegen die Klippen schlugen. Nach vielem vergeblichem Wehеklagen, dachten die, welche sich noch nicht durch Schwimmen geflüchtet hatten, auf andere Rettungsmittel. Man verfertigte aus den Masten und Bretern einige Flösse. Wer in der ersten Angst ohne diese Vorsichtigkeit davon zu kommen versucht hatte, der wurde von der See verschlungen, oder von den Wellen an dem felsigen Ufer zerschmettert.

Im Anfange war ich nicht weniger ausser mir als andere. Doch sobald ich vernahm, es sei noch Hoffnung übrig, faßte ich Muth. Ich zog zwei ziemlich kostbare Kleider über einander an,

sezte mich auf einige zusammengebundene Breter, und versuchte auf solche Art nach dem Ufer zu schwimmen. Unser zweiter Botschafter der stärkste und im Schwimmen geschikteste unter allen dreien, war bereits im Wasser. Er hatte das königliche Schreiben bei sich, welches an das Gefäß eines Säbels, womit ihn der König beschenkt hatte, gebunden war. Wir beide kamen beinahe zu gleicher Zeit an's Land, wohin sich schon viele Portugiesen gerettet hatten. Nun waren wir einer Gefahr entgangen um in eine andere zu fallen. Stand denen auf dem Schiffe noch befindlichen Personen das Ertrinken bevor, so hatten wir dafür zu fürchten, Hungers, und Durstes zu sterben. Hier war weder Wein, noch Wasser, noch Zwiebak. Große Kälte machte unser Elend vollständig. Ich empfand sie am meisten, weil ich von Jugend auf nicht daran gewöhnt war, und konnte mir wol vorstellen, daß ich es in die Länge nicht aushalten würde. Ich beschloß also, den folgenden Tag wieder nach dem Schiffe zurükzukehren, und eine wärmere Kleidung, als ich damals trug, nebst einigen Nahrungsmitteln mitzunehmen. Die vornehmen Portugiesen hatten ihre Plätze auf dem Oberlofe gehabt; ich vermuthete also in ihren Kajuten mancherlei Kostbarkeiten, besonders Lebensmittel zu finden, welche gegenwärtig unsre Hauptbedürfnisse waren. Ich nahm eine Art von Flosse zu Hülfe, und schwamm glüklich an das Schiff.

Es fiel mir nicht schwer, hinein zu kommen, weil es noch über das Wasser ragte. Zwar hatte ich vermuthet, Gold, Edelgesteine, oder andere Kostbarkeiten, die man leicht mitnehmen kann, daselbst anzutreffen, allein, da ich hinein stieg, fand ich alle Kammern voll Wasser, und ich konnte nichts mitnehmen, als einige Stükke goldenen Stoffes, einen Flaschenkeller, mit sechs Flaschen Wein, und etwas Zwiebak, welches alles in der Kajüte eines Steuermanns stand. Ich band die Beute auf meine Flöße, stieß sie vor mir her, und kam also mit vieler Mühe und Gefahr, zum zweiten Male ans Ufer, wiewol weit abgematteter als das erste Mal.

Hier begegneten mir einige Siamer, welche sich ohne Kleidung gerettet hatten. Als ich sah, wie sie vor Frost zitterten, theilte ich ihnen aus Mitleiden etwas von dem geretteten Zeuche mit; weil ich aber befürchtete, das Flaschenfutter möchte, wenn ich es ihnen anvertraute, ausgeleert werden, so gab ich es einem Portugiesen, der mir immer besondere Freundschaft erzeigt hatte, in Verwahrung, doch mit dem Bedinge, daß wir es gemeinschaftlich gebrauchen wollten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, was Freundschaft ist, wenn Noth gebeut. Mein Freund gab mir die zwei oder drei ersten Tage jedes Mal ein halbes Glas von dem Weine, in der Hoffnung, wir würden eine Quelle oder einen Bach antref-

sen. Als der Durst aber heftiger wurde, und die Hoffnung ihn mit süssem Wasser zu stillen sich immer mehr entfernte, begehrte ich meinen Antheil Wein. Ich hatte ihn verschaft, und mein Freund mußte mir also danken, daß ich ihn mitanstehen ließ; aber statt mir meine Hälfte zu geben, sagte er: „sein leiblicher Vater sollte nichts davon bekommen, wenn er da wäre." Der Zwiebak war zu nichts nüzze; denn er hatte vom Seewasser einen unerträglichen Geschmak angenommen.

Sobald alle, die sich retten konnten, am Lande waren, zälte man, und fand, daß unsrer zweihundert waren. Hieraus schloß man, es müßten nicht mehr als sieben oder acht im Wasser umgekommen seyn, und zwar deswegen, weil sie sich übereilt hatten. Einige Portugiesen hatten Schießgewehre und Pulver mitgenommen, damit sie die Kaffern zurükhalten oder Wildprät schiessen könnten. Diese trefliche Vorsicht sezte uns auch in den Stand Feuer aufzumachen, und uns dabei zu troknen; denn die Kälte war damals so heftig, daß wir sämtlich ein Opfer des Todes gewesen wären, wenn wir uns nicht wärmen und troknen gekonnt hätten.

Den Tag nach unserm Schiffbruche machten wir uns auf den Weg. Der Hauptmann und die Steuerleute behaupteten, wir hätten keine zwanzig französische Meilen mehr nach dem Vorgebirge

der guten Hoffnung, wo sehr viele Holländer wohnten, und wo wir in einigen Tagen seyn könnten. Diese Versicherung bewog manchen unter uns, der einige Lebensmittel aus dem Schiffe mitgenommen hatte, sie liegen zu lassen, damit er desto leichter und schneller dahin eilen könnte. Wir wagten uns auf solche Versicherungen in die Wälder oder vielmehr in die Gebüsche, denn wir hatten auf unserer ganzen Reise sehr wenig Bäume getroffen; wir liefen den ganzen Tag, und warteten nur zwei Mal und zwar kurze Zeit. Weil wir nun beinahe gar keine Lebensmittel mitgenommen hatten, so litten wir bald Hunger und Durst, besonders da wir den ganzen Tag so stark gelaufen waren. Um vier Uhr Nachmittags kamen wir zu einer grossen Wasserpfüzze, wo wir uns treflich labten. Jeder konnte trinken, so viel er wollte. Die Portugiesen riethen, man sollte am Gestade dieses Teiches übernachten, und man that es. Man zündete Feuer an. Wer Krebse im Wasser finden konnte, der briet und speisete sie. Wer nichts zu essen hatte, und dieser waren die meisten, der trank noch einmal, und legte sich dann schlafen, in der Hoffnung, wieder mit gestärkten Kräften zu erwachen, die so sehr vom Hunger und besonders von Mattigkeit erschöpft waren.

Den folgenden Morgen trank man noch ein Mal, für den künftigen Durst, und machte sich

sodann in aller Frühe auf den Weg. Die Portugiesen giengen voraus, weil unser erster Botschafter aus Mattigkeit nicht gleich schnell fortkommen konnte, und wir ihn nicht verlassen wollten. Doch, da wir eben so wenig die Portugiesen aus dem Gesichte lassen durften, so theilten wir uns in drei Haufen. Der erste behielt die Portugiesen beständig im Gesichte, die andern beiden blieben in gleicher Entfernung von einander, und gaben auf die abgeredeten Zeichen, wenn die Portugiesen stille halten, oder einen andern Weg nehmen würden, Acht. Wir kamen an einige kleine Berge, deren Uebersteigung uns sehr viele Mühe kostete. Diesen ganzen Tag über, fanden wir nicht mehr, als einen einzigen Brunnen, dessen Wasser aber gelb und so schlecht war, daß man es unmöglich trinken konnte. Indem der erste Haufen das Zeichen gab, die Portugiesen hielten stille, so schloßen wir, sie müßten gutes Wasser gefunden haben, und in dieser Hoffnung eilten wir auf sie zu, so schnell wir konnten. Aber wir konnten, troz unsrer Bemühung, dort nicht eher als Abends ankommen; da es mit unserm ersten Botschafter so äußerst langsam gieng. Bei unsrer Ankunft sagten uns unsre Leute, die Portugiesen hätten nicht auf uns warten wollen, unter dem Vorwande, es hälfe uns doch nichts, wenn wir gemeinschaftlich mit ihnen Hunger und Durst litten, sondern es wäre für uns weit besser, wenn sie so

schnell als möglich voraus eilten, und Anstalt machten, daß uns die nöthigen Bedürfnisse entgegengeschikt würden.

Auf diese betrübte Nachricht ließ der erste Botschafter alle bei ihm gebliebene Siamer zu sich rufen und sagte: Er seie so schwach und abgemattet, daß es ihm unmöglich wäre, den Portugiesen zu folgen; er bäte also Jeden, der noch Kräfte hätte, weiter zu gehen, sich nicht durch ihn verhindern zu lassen, und, weil die holländischen Wohnplässe nicht mehr weit entfernt seyn könnten, ihm nur ein Pferd und einige Lebensmittel zuzuschikken, daß er, wenn er bis dahin noch lebe, noch zum Vorgebirge kommen könnte. Diese Trennung war uns zwar hart; doch hatte er und wir alle kein anderes Rettungsmittel vor uns. Ein junger Mensch von 15 Jahren, der Sohn eines Mandarins, faßte aber den Entschluß, bei dem Botschafter zu bleiben, und mit ihm entweder zu leben oder zu sterben. Der Botschafter war ihm bisher immer sehr gewogen, und dafür glaubte er ihm diese Dankbarkeit schuldig zu seyn. Mit ihm verband sich auch ein alter Bedienter, der seinen Herrn durchaus nicht verlassen wollte.

Ich und der zweite Botschafter, ein Mandarin, nahmen darauf von ihm Abschied, und versprachen, ihn sobald möglich abholen zu

lassen; dann machten wir uns mit unsern Leuten auf den Weg. Wir eilten, so sehr wir konnten, um die Portugiesen, ungeachtet sie schon weit vor uns waren, noch einzuholen. Ein Zeichen, das uns der vorderste Trupp gab, feuerte unsern Muth und unsere Eile noch mehr an. Abends zehn Uhr holten wir sie wirklich ein. Ihr Bericht lautete; die Portugiesen wären noch sehr weit von uns. Ihr angezündetes Feuer zeigte uns wirklich den Ort ihres Aufenthalts. Die Hoffnung, wir würden daselbst wenigstens Wasser finden, vermehrte unsern Muth. Wir wanderten zwei volle Stunden über Felsen und durch Gebüsche, und erreichten sie endlich mit unsäglicher Mühe. Die Portugiesen hatten sich am Abschusse eines großen Berges schlafen gelegt. Als wir ankamen war unsere erste Frage: ob und wo sie Wasser entdekt hätten? Der gefundene Bach war ziemlich weit entfernt, und meine Mattigkeit viel zu groß, als daß ich selbst dahin gehen konnte. Ein Siamer erbarmte sich meiner, und theilte mir etwas von seinem Vorrathe mit. Ich legte mich ans Feuer, und schlief so lange, bis ich den folgenden Tag von der Kälte aufgewekt wurde.

Nun waren meine Kräften so erschlafft und der Hunger so wütend, daß ich mir den Tod wol tausend Mal wünschte. Ich beschloß, ihn auch hier zu erwarten! „Wozu hilft es," dacht'

ich, „wenn ich ihn mit größeren Qualen anders-
wo finde." Doch dieser verzweiflungsvolle Ent-
schluß verschwand, als ich sah, daß sich die Por-
tugiesen und Siamer, ob sie gleich um nichts
weniger entkräftet waren, als ich, aufmachten,
um für die Erhaltung ihres Lebens zu sorgen.
Ich folgte ihrem Beispiele, gieng schnell und er-
wärmte mich dadurch. Ja ich war einst der er-
ste auf einem Hügel, worauf sehr hohes und dik-
kes Gras stand; aber diese Geschwindigkeit brach-
te mich auch vollends um all' meine Kräfte. Ich
mußte mich in dieser grünen Gegend niederwer-
fen, worauf ich in tiefen Schlaf verfiel. Beim
Erwachen, waren meine Beine so steif, daß ich
alle Hoffnung, sie jemals wieder rühren zu kön-
nen, aufgab. Ich hatte mich schon des Lebens
begeben, und mit Schmerzen dem Augenblikke
meines Todes entgegengesehen, als mich in die-
sen traurigen Gedanken der Schlaf abermals be-
fiel. Meine Bedienten und der Mandarin, wel-
cher mein besonders guter Freund war, suchten
mich schon lange Zeit vergebens, indem sie dach-
ten, ich hätte mich verirrt. Endlich fanden
sie mich, und wekten mich nun auf. Der Man-
darin redete mir darauf so nachdrüklich zu, die-
sen Ort, wo ich ohne ihn unfehlbar ein Raub
des Todes gewesen wäre, zu verlassen, daß ich
ihm endlich Gehör geben mußte. Wir kamen
nun wieder zu den Portugiesen, welche bei einer
Feldlache hielten. Weil sie der Hunger nicht

weniger quälte als mich, so stekten sie das halbdürre Gras in Brand um vielleicht etwa eine Schlange oder Eidere zu finden, die sie essen könnten. Einer unter ihnen, wurde einige Blätter am Rande des Wassers gewahr, wagte es, sie zu essen, und aß, ob sie gleich bitter waren, so viele, bis sein Hunger gestillt war. Diese Erfindung machte er darauf den Uebrigen bekannt, welche sogleich über die Blätter herfielen und sie mit großer Lust verschlangen. Wir legten uns hier sodann auch auf diese Nacht schlafen.

Den folgenden, fünften Tag unserer Reise, machten wir uns in aller Frühe mit der zuversichtlichen Hoffnung auf den Weg, heute noch den holländischen Wohnplaz zu erreichen. Die Hoffnung belebte unsre Glieder; wir wanderten ohne auszuruhen bis auf den Mittag fort, als wir auf einmal auf einer Anhöhe doch in weiter Ferne einige Personen erblikten. Keiner zweifelte nun, daß wir am Ende unsers Elendes wären. Wir eilten, durch die Freude gestärkt, schnell dahin. Aber wie plözlich schwand sie in Furcht über, als wir einige Hottentotten erblikten. Sie hatten uns in der Ferne gesehen, und kamen auch mit ihren Hassagajen bewaffnet, auf uns zu, um uns auch in der Nähe zu sehen. Doch ihre Furcht war eben so groß als die Unsrige, als sie unsere große Anzahl und die Schießgewehre wahrnahmen. Weil wir nun glaubten,

ihre

ihre Gefährten, die uns ohne Weitläuftigkeit todt schlagen würden, wären in einem nahen Gebüsche; so ließen wir sie, in der Hoffnung bald unsers Qualvollen Lebens los zu seyn, ohne Widerstand auf uns zukommen. Da sie nun aber sahen, daß unsere Anzahl beträchtlicher war, als sie Anfangs vermutheten, so standen sie gleichfalls stille, um unsere Ankunft zu erwarten. Unterdessen kamen wir immer näher, aber auf einmal kehrten sie um, und winkten uns ihnen zu folgen, indem sie auf ihre Häuser, drei elende Hütten zeigten, die auf einem Hügel lagen. Wir folgten ihnen willig. Da wir bis an den Fuß dieses Hügels gekommen waren, betraten sie einen Fußsteig, der auf der Seite hingieng, wiederholten ihre Winke, und führten uns alsdann einem Dorfe zu. Sie sahen oft auf uns zurük, gerade als ob sie uns nicht trauten.

Als wir dem Dorfe näher kamen, welches höchstens aus etwa vierzig mit Baumzweigen bedekten Hütten bestand, und vier bis fünfhundert Einwohner hatte, wuchs ihr Muth. Sie traten uns näher und betrachteten uns mit Lust, besonders die Siamer, deren Aufzug ihnen seltsam vorzukommen schien. Wir wurden der neugierigen Beschauung bald müde und faßten den Entschluß in ihren Hütten selbst Nahrung aufzusuchen; denn wir mochten unsere Noth durch Deuten und Zeichen verständlich machen, wie

wir wollten, so begriffen es die dummen Kerls doch nicht, und lachten nur über unsere Gebärden. Einige von ihnen wiederholten oft die Worte: Tabak, Pataque. Ich bot ihnen zwei große Diamanten an, die mir der zurükgebliebene erste Botschafter beim Abschiede gegeben hatte; sie achteten aber wenig darauf. Endlich fiel es dem Obersteuermann bei, daß er einige Patacons, die einzige Münze, welche diese Barbaren kennen, bei sich habe. Er gab ihnen viere, und bekam dafür einen Ochsen, ob ihnen gleich die Holländer keinen theurer bezahlen, als mit einem Stükke Tabak von eben der Länge, wie das Thier. Was war aber Ein Ochse unter so vielen ausgehungerten Leuten, welche seit sechs Tagen nichts als nur Ein Mal einige Baumblätter gegessen hatten? und von diesem Ochsen gab noch dazu der Steuermann keinem, als seinen Landsleuten und besten Freunden etwas. Die Siamer mußten also forthungern. Zu diesem kam noch der empörende Anblik, wie andere ihren Hunger stillten, und das ganze Feld voll Rinder lief, ohne daß wir es angreifen durften. Wir wollten dies, aber die Portugiesen droheten uns, sie würden uns ohne Beistand der Wut der Barbaren überlassen.

Ein Mandarin, als er sah, daß die Hottentotten keine Goldmünze annahmen, kam dann auf den Einfall, allerlei goldenes Geschmeide um

den Kopf zu hängen, und in diesem Aufzuge vor den Hottentotten zu erscheinen. Der ungewohnte Anblik gefiel. Sie gaben ihm für diese Zierrathen, die mehr als hundert Pistolen werth waren, ein Schöpsenviertel. Wir verschlangen es in der Geschwindigkeit halb roh; allein statt daß es unsern Hunger stillen sollte, machte es ihn nur noch mehr rege. Ich wußte, wo die Portugiesen die abgestreifte Ochsenhaut hingeworfen hatten, und dies war für mich ein ungemeines Glük. Ich offenbarte dem Mandarin, der mich aus der Verzweiflung noch gerettet hatte, meinen Wunsch. Wir giengen aus, die Haut zu suchen, fanden und brieten sie am Feuer. Sie reichte aber nur auf zwei Mahlzeiten; denn die übrigen Siamer kamen hinter unsere Geheimnisse, und wir mußten ihnen mittheilen. Ich hatte auf meinem Rokke goldne Knöpfe, welche das Auge eines Hottentotten auf sich zogen; ich bot sie ihm durch Zeichen um Speise an, er brachte mir etwas Milch, und damit mußte ich zufrieden seyn.

Wir blieben hier über Nacht, und lagerten uns nicht weit von dem Dorfe der Hottentotten, um ein großes Feuer. Die wilden Kerls verübten die ganze Nacht einen unsäglichen Lärmen mit Tanzen und Jauchzen, so, daß wir uns nicht getrauten einzuschlafen, sondern beständig auf unserer Hut blieben. Frühe Morgens nahmen

wir unsern Weg nach der See, und erreichten das Ufer zu Mittag. Wir fanden hier an den Felsen hin und wieder Muscheln, sättigten uns damit und nahmen noch für den Abend mit. Wie groß unsere Freude über diesen Fund war, und mit welcher entzükenden Behaglichkeit wir die Muscheln verschlangen, kann ich nicht lebhaft genug schildern. Wir mußten uns aber bald von da wieder wegbegeben, denn der Durst quälte uns mehr als jemals. Wir zogen uns in das Gebüsche hin. Am Abend fanden wir endlich ein kleines, trübes Bächlein. Wir konnten nicht zuwarten, bis es klar war, sondern lagerten uns um dasselbe, und tranken aus dem Sumpf. Man stellte sodann, aus Furcht vor den Hottentotten, denen man nichts Gutes zutrauen darf, Wachen aus, und übernachtete da.

Den folgenden Tag kamen wir an einen hohen Berg, den wir mit unglaublicher Mühe erklettern mußten. Der Hunger quälte uns jezt wieder schröklicher als jemals; aber in dieser Gegend war nichts, womit man ihn stillen konnte. Endlich konnten wir vom Gipfel des Berges eine Anhöhe erblikken, die mit grünen Blättern und einigen Blumen bewachsen war. Wir liefen sogleich darauf zu, suchten die Blätter, die am wenigsten bitter waren, heraus, und aßen sie. Nun war unser Hunger durch diese Blätter wieder gestillt; aber an seine Stelle

trat jezt ein noch furchterlicheres Bedürfnis, der heftigste Durst, ein Bedürfnis, das nur der in seiner ganzen Schröklichkeit begreift, der es empfand; und doch fanden wir erst in später Nachtzeit unten am Berge Wasser. Hier berathschlagten wir nun einmüthig, nicht mehr ins Land, wie bisher, hineinzugehen, im Wahne den Weg abzukürzen. Jezt gestand auch der Hauptmann und die Steuerleute, „sie hätten sich geirrt," und endlich, da sich die Sache nimmer länger verhelen ließ, „sie wüßten weder wo der Ort liege, den wir suchten, noch was man für einen Weg dahin nehmen müsse, und wann man dahin kommen könnte."

Wir wußten, daß wir an der Seeküste alle Mal Muscheln fänden, und daß die meisten Flüsse, Bäche und Quellen endlich in die See liefen, wo wir aber vor Hunger und Durst wenigstens gesichert wären; daher entschloßen wir uns, mit dem folgenden Tage uns wieder nach derselben zu wenden. Dieser Entschluß wurde darauf auch wirklich ausgeführt, und zwei Stunden vor Mittag erreichten wir die Küste. Hier fiel uns ein großer Strich Landes, an dessen äußerster Spizze ein hoher Berg stand, und der sich weit in's Meer hinein erstrekte, in die Augen. Dieser Anblik erfreute uns alle äußerst, noch mehr aber, da die Steuerleute sagten, es sei das Vorgebirge. Wir liefen darauf hin,

und diese freudige Hoffnung belebte unsre Kräfte so sehr, daß wir, ohne jemals zu ruhen, bis in die Nacht fortzogen. Aber nach einem Wege von fünf bis sechs französischen Meilen sah man, daß dies das so ersehnte Vorgebirge nicht war. Die Freude verschwand; Schwermut und Traurigkeit folgte auf sie, und schlug unsern Muth völlig nieder. Doch die Nachricht eines Matrosen gab uns wieder einigen Trost. Dieser hatte sich eine Stunde vor Sonnenuntergang in der Gegend umgesehen, und nicht weit von uns eine Insel entdekt, die über und über voll Muscheln lag, und noch dazu eine schöne Quelle hatte. Man eilte ohne Zeitverlust auf sie zu, und übernachtete daselbst. Wir befanden uns am Tage darnach durch den Genuß der Muscheln und des Wassers so wol, daß wir noch einen Tag und eine Nacht hier verweilten. Jezt hatten wir uns wieder ziemlich erholt, und die Menge der verzehrten Muscheln ersezte gröstentheils den Abgang unserer Kräfte. Als wir uns am Abende nach der Gewohnheit in einiger Entfernung von den Portuglesen versammelten, fehlte zu unserer großen Bestürzung ein Mandarin. Wir suchten ihn sogleich überall auf, und riefen mit lauter Stimme nach allen Orten hin; aber vergebens. Er war vor Entkräftung todt niedergesunken; denn er hungerte oft länger, aus Ekel vor den rohen Kräutern, als Andere. Man sah ihn nicht fallen, und seine Schwäche erlaub-

te ihm keinen Hülfsruf mehr. Ich würde zu jeder andern Zeit die bitterste Betrübnis bei dem Tod eines so engvertrauten Freundes empfunden haben; aber jezt fülte ich nichts; denn das Elend verhärtete mir das Herz und machte meine Sinne stumpf.

Auf dieser Insel entdekten wir hierauf auch einige dürre und ziemlich dikke Bäume, die oben und unten offen waren. Die vom Durst bisher ausgestandene Qual lehrte uns, wozu wir dies Holz gebrauchen könnten. Jeder nahm eine solche lange Röhre, verstopfte sie unten wohl, und füllte sie auf einen Tag mit Wasser.

Vor uns lag ein Vorgebirge, und weil wir hofften, auf demselben vielleicht das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erblikken, so erstiegen wir es. Es kostete zwar viele Mühe, diesen steilen Felsen zu erklettern, besonders da uns noch der Hunger so äußerst quälte, doch endlich erreichten wir den Gipfel. Wir hatten wieder diesen ganzen Tag nichts, als einige Kräuter und Blumen gegessen, und mußten im Herabgehen eben dieses traurige Loos befürchten; denn wir sahen auf dem Gipfel des Berges nicht, was wir wünschten. Als wir des Abends im Herabsteigen begriffen waren, erblikten wir etwa eine halbe französische Meile weit von uns, eine Heerde

nicht gar großer Elefanten, *) auf einer sehr großen Ebene weiden. Die Nacht brachten wir unten am Berge auf dem Strande zu. Die Sonne war, als wir uns lagern wollten, noch nicht untergegangen, wir faßten deswegen den Entschluß, in abgetheilten Haufen die Gegend zu durchstreifen, um Lebensmittel zu suchen, wir kehrten aber wieder ohne das geringste zurük. Unter allen Siamern war ich der einzige, dem das Glük ein Abendmahl bescheerte. Ich suchte Blumen und Kräuter, konnte aber keine andere als sehr bittere finden. Ich glaubte meine Mühe fur verloren, und wollte eben aus Mattigkeit wieder zurükkehren, als ich eine zwar ziemlich dünne, doch sehr lange Schlange gewahr ward. Ich verfolgte sie, und tödtete sie endlich mit einem Dolche. Wir brieten sie darauf am Feuer, und verzehrten sie gerade so, wie sie am Leben war, mit dem Balge, den Knochen und dem Kopfe. Sie schmekte uns vortreflich. Nach diesem seltsamen Mal wurden wir gewahr, daß einer von unsern drei Dollmetschern fehlte. Gegen Morgen fiel ein düsterer Nebel, welcher die ganze Gegend umher verfinsterte und unsern Aufbruch in etwas verhinderte. Als er sich ein wenig gelegt hatte, brachen wir auf; aber kaum hatten wir eine Viertelmeile zurükgelegt, so

*) Nämlich in Betracht der siamischen.

erhob sich ein sehr kalter und so ungestümmer Wind, wie ich noch nie einen gefuhlt hatte. Vielleicht kam er uns der großen Entkräftung wegen heftiger vor, als er wirklich war; er gieng aber doch so stark, daß wir uns, gleich einem Schiffe, wenn es lavirt, bald rechts, bald links wenden mußten, um nur weiter zu kommen. Um zwei Uhr Nachmittags führte der Wind einen Schlagregen her, der bis Abends fortdauerte. Die Tropfen fielen so dicht und mit solcher Gewalt herab, daß wir unmöglich weiter fortkommen konnten. Einige von uns suchten da und dort unter einem dürren Baume Schuz; andere krochen in eine Felsenhöle, und die, welche keinen bessern Zufluchtsort finden konnten, lehnten sich, indem sie sich dicht zusammen drängten, mit dem Rükken an einen Erdfall, um sich auf diese Art einiger Maßen zu wärmen und vor dem Schlage des Sturms zu sichern. Es ist unmöglich unser damaliges Elend in seinem ganzen Zustande darzustellen. Den ganzen Tag hatten wir Hunger gelitten, und nichts als Regenwasser getrunken; und doch war dies alles noch das Geringste von den Uebeln, die wir ausstanden; denn es herrschte eine Kälte, die bis in das Innerste drang. Wir brachten die Nacht kummervoll und schlaflos zu.

Wir glaubten, die Hälfte unsers Elends verschwände, als der Tag anbrach. So steif, so

nakt und schwach wir nach dieser unglüklichen Nacht auch waren, so suchten wir die Portugiesen doch unverzüglich auf. Aber wie erschraken wir, als nicht ein Härchen mehr von ihnen zu erblikken war? Erstaunt überschauten wir die Gegend; aber vergeblich! Nicht die geringste Spur von ihnen war zu finden. Die Bangigkeit, die wir über diesen ungünstigen Zufall, empfanden, überwog alle andere Uebel. Unmuth und die tiefste Verzweiflung drükte sich in jedem Gesichte aus. Verwirrt und bestürzt sah einer den andern an, und keiner konnte ein Wort hervorbringen, keiner sich entschließen. Der zweite Botschafter faßte am ersten Muth. Er ließ uns alle um ihn herumtreten, um unser Schiksal in Erwägung zu ziehen. Er stellte uns vor: „die Portugiesen würden uns ohne die wichtigsten Gründe nicht verlassen haben; die Noth hätte uns ja selbst gezwungen, unsern ersten Botschafter in einer schauerlichen Einöde zurükzulassen; und dann hätten wir bisher so wenig Beistand von den Portugiesen genossen, daß uns ihre Trennung nicht zu schmerzlich fallen könnte; die Reise übrigens könnten wir, an der Seeküste hin, gut ohne sie fortsezzen. „Unsere größte Sorge aber, fuhr er fort, „seie das Schiksal unseres Gesandtschaftschreibens. Wir sind unserem grossen, vortreflichen Monarchen die tiefste Verehrung schuldig, und würden sie verlezzen, wenn wir auf das, was von ihm ist, nicht äußerste

Sorge trügen. Ihr wißt, ich habe bisher meine Pflicht erfüllt; blieben wir Nachts auf einem Berge, so legte ich es jederzeit auf die höchste Spizze desselben, und bewachte es in einer schiklichen Entfernung davon; lagerten wir uns auf dem Felde, so band ich es alle Mal an den Gipfel eines Baums; waren wir auf dem Wege, so trug ich's, solange es meine Kräfte erlaubten, auf den Schultern; waren sie aber erschöpft, so gab ich es einem Vertrauten. Wir wissen nicht was uns für Zufälle treffen, und bei schlechter Sorge könnte dies theure Schreiben also leicht der Verachtung Anderer Preiß gegeben werden. Hört also meine Verordnung. Solange ich lebe, mache ich mir zur Pflicht, darüber zu wachen; sterbe ich aber, so empfehle ich es dem dritten Botschafter, und nach dessen etwa eintretendem Tode, einem Andern. Sollte aber das Verhängniß unserer aller Untergang beschlossen haben; so solle der Lezte verbunden seyn, sich auf den erhabensten Ort der Gegend, in der er sich befindet, zu begeben, es daselbst in die Erde legen, wol bedekken, und dabei in frommer Ergebung sterben. Dies ist mein heftigster Wunsch, und dies soll auch der Wunsch euer aller seyn; denn es ist Unterthanenpflicht: das Uebrige überlaßt der Gottheit und faßt Muth."

Diese Rede flößte uns neue Herzhaftigkeit ein. Wir beschloßen aber doch, der Küste nicht

nachzugehen, sondern lieber zu versuchen, ob man die Portugiesen nicht antreffen könnte, und deshalb den Weg, den sie vermutlich genommen haben mochten, einzuschlagen. Wir sahen vor uns einen großen Berg; zur rechten Hand aber, in einiger Entfernung, kleine Hügel. Bei diesen Umständen war es uns wahrscheinlich, sie würden wegen ihrer Entkräftung nicht den beschwerlichsten Weg gegangen sein, wenn er gleich auch der nächste wäre. Wir wandten uns daher nach der kleinen Anhöhe. Diese Tagereise über, stand ich unglaubliche Schmerzen aus. In der vorigen Nacht waren mir meine Beine steif geworden, und jezt fiengen sie an, nebst meinem ganzen Leibe zu schwellen. Einige Tage hernach drang mir ein weißliches und schäumendes Wasser aus dem Leibe, besonders aus den Beinen.

Wir zogen sehr geschwind, wenigstens glaubten wir doch ungemein zu eilen, wiewohl wir wirklich nicht weit kamen. Um den Mittag erreichten wir einen Fluß, der etwa sechszig Fuß breit, und sieben bis acht tief war. Wir zweifelten, ob die Portugiesen möchten darüber gesezt haben; denn er schoß seiner mäßigen Breite ungeachtet, ungemein schnell dahin. Einige Siamer wagten es darüber zu sezzen; doch der Strom war so reißend, daß sie aus Furcht mit fortgerissen zu werden, sogleich wieder umkehrten.

Dem ungeachtet beschloß man, das Uebersezzen noch einmal zu versuchen: und damit es mit desto geringerer Gefahr geschehen möchte, banden wir alle unsre Leibbinden an einander, und ein sehr starker Mandarin nahm es auf sich, das Ende von diesem Seile an einen jenseits, und nahe am Ufer stehenden Baum zu knüpfen, in der Hoffnung, es werde vermittelst dieser Anstalt einer nach dem andern glüklich hinüberkommen. Aber kaum war der Mandarin in der Mitte des Flußes, so mußte er das Ende der Binde fahren lassen, und nur trachten, wie er das jenseitige Ufer erreichen möchte. Gleichwol wurde er, aller seiner Geschiklichkeit ungeachtet, von dem ungestümmen Strome an eine Erdspizze geschleudert, und an einigen Orten am Leibe verlezt. Als er am Lande war, gieng er am Fluße hinauf, und rief uns zu, es sei nicht glaublich, daß die Portugiesen diesen Weg gewählet hätten. Man hieß ihn wieder auf diese Seite herüber kommen, er konnte es aber nicht anders, als sehr weit oben, bewerkstelligen, wo er endlich herüber schwamm.

Wir schloßen, die Portugiesen wären an dem Ufer geblieben, an welchem wir uns befanden. Demnach nahmen wir diesen Weg ebenfalls. Ein zerrissener Strumpf, den wir nach einer Stunde fanden, bestärkte unsre Vermuthung. Mit unsäglicher Mühe erreichten wir einen Berg, wel-

cher unten eine Höle hatte, eben als ob sie von der Natur zu einer Herberge für die Reisenden bestimmt wäre. Sie war so geräumig, daß sie uns alle mit einander faßte. Hier brachten wir die Nacht in grosser Kälte, folglich in grossem Ungemache zu. Seit einigen Tagen hatte ich geschwollene Beine und Schenkel, konnte folglich weder Schuhe noch Strümpfe tragen. Das Uebel nahm so sehr überhand, daß ich des Morgens beim Erwachen die Erde unter mir mit vielem aus meinen Beinen gedrungenen Wasser und Schaum benezt fand. Doch war ich immer noch im Stande weiter zu gehen.

Wir giengen den ganzen Tag am Gestade des Flußes fort, mit sehnlicher Begierde, die Portugiesen bald anzutreffen, welche nach unserm Vermuthen nicht weit von uns entfernt seyn konnten. Wir fanden von einer Zeit zur andern einige Spuren von ihrem Zuge. Nicht weit von unserer Nachtherberge, der Felsenhöle, fand einer unter uns eine Flinte, nebst einer Pulverflasche, welche vermuthlich ein Portugiese liegen gelassen, weil er sie nicht länger zu tragen vermocht hatte. Dieses war für uns ein herrlicher Fund. Seitdem wir neben dem Fluße herzogen, hatten wir nicht das geringste Nahrungsmittel gefunden; wir konnten uns daher vor Hunger kaum rühren. Man zündete sogleich ein Feuer an. Weil ich meine Schuhe nicht weiter brauchen konnte, son-

dern sie mich noch unnüzzer Weise beschwerten; so trennete ich sie aus einander, und legte die Stükke an's Feuer, wornach wir sie mit Lust verzehrten. Einer von meinen Bedienten gab seinen Hut her, man konnte ihn aber, des langen Röstens ungeachtet, nicht käuen, sondern mußte ihn fast ganz zu Asche verbrennen. Allein, er schmekte hernach so bitter und ekelhaft, daß es uns ganz übel davon wurde.

Als wir unsern Weg weiter fortsezten, fanden wir unten an einem Hügel ein deutliches Merkmal, daß die Portugiesen ebenfalls an dem Fluße hinzögen. Dies Merkmal war der Leichnam eines von unsern Dollmetschern, der mit ihnen fortgegangen, unter Wegs aber gestorben war. Er lag auf den Knieen, und lehnte sich mit den Händen, mit dem Kopfe und ganzen Leibe an den Abschuß des Hügels. Unsere übrigen beiden Dollmetscher waren Mestizen. Aus dieser Ursache blieben sie bei den Portugiesen und verliessen uns. Unsers Erachtens war dieser erfroren. Der Hügel stand so voll schöner Kräuter, daß Jeder einen Vorrath an Kräutern und Blättern, die nicht sehr bitter schmekten, für seine Abendmahlzeit mitnahm. Allmälich fiel uns ein, die Portugiesen müßten schon allzuweit voraus seyn, folglich wären alle unsre Bemühungen sie einzuholen, ganz umsonst. Wir bedauerten die kleine Insel mit ihrem schönen Vorrathe

an Muscheln und gutem Wasser. Der Ort, da wir über Nacht blieben, vermehrte unsern Verdruß und unsre Unzufriedenheit noch mehr. Wir hatten nicht mehr als zwei, wiewol beiderseits sehr beschwerliche Wege vor uns; welchen aber die Portugiesen etwa möchten gewählt haben? das war die räzelhafteste Frage. Auf einer Seite war ein steiler Berg, auf der andern ein sumpfigter Boden, den die Arme des Flußes durchschnitten, und an vielen Orten gar überschwemmten. Es war nicht glaublich, daß die Portugiesen den Berg überstiegen haben konnten. Ihr Zug durch die Moräste war eben so unwahrscheinlich, weil man in dieser Gegend beinahe nichts als Wasser, hingegen nicht die geringste menschliche Spur fand. Wir berathschlagten des Nachts miteinander, ob wir weiter gehen oder umkehren sollten? Die Schwierigkeit, den rechten Weg zu treffen, schien so unüberwindlich zu seyn, daß Jedermann das weitere Fortrükken verwarf. Es schien unmöglich, ohne tausendfältige Lebensgefahr durch die Moräste zu waten. Sollte man den Berg übersteigen, so war die Gefahr da, vor Durst umzukommen, weil mag nicht das das geringste Wasser hoffen, gleichwol aber unter zwei Tage nicht darüber kommen konnte. Man beschloß folglich, nach der kleinen Insel, da es uns so wol gegangen war, wieder umzukehren, und einige Tage auf Nachricht von den Portugiesen zu warten. Bekämen wir keine, und hätten

alles

alles aufgezehrt; so wollten wir die Hottentotten aufsuchen, und uns erbieten, ihr Vieh als Leibeigene zu hüten. Denn das Elend, worin wir nun schon so lange Zeit staken, dünkte uns tausendmal unerträglicher zu seyn, als der Sklavenstand.

Nach diesem Entschlusse konnten wir vor Ungeduld, schleunig umzukehren, kaum warten bis es Tag ward. Die Begierde, in der so sehnlich gewünschten Insel zu seyn, und unsern täglich unleidlicher quälenden Hunger zu stillen, stärkte unsre Kräfte so, daß wir sie schon am dritten Tag erreichten. Wer kann unsre Freude über den Anblik dieses angenehmen Ortes hinlänglich beschreiben? Jeder wollte der Erste darinn seyn. Doch die Versuche der hizzigsten unter uns, liefen vergeblich ab, weil die Flut den Zugang versperrte. Eigentlich war diese Insel eine bloße runde Klippe, und hatte bei hohem Wasser etwa hundert Schritte im Umfange, wurde aber bei der Ebbe größer, und sodann bemerkte man rings herum eine Menge kleiner Klippen, die aus dem Sande hervorragten. Wir warteten mit Ungeduld, bis die Ebbe uns den Zugang öffnete. Jedermann fiel über die Muscheln her. Wir suchten so viel zusammen, als wir auf einen Tag brauchten, aßen einen Theil sogleich, und legten die Andern an die Sonne, oder an's Feuer für den Abend. Die ganze Küste war so dürr und

unfruchtbar, daß man nur einige wenige dürre Bäume zum Feuermachen fand. Gleichwol konnten wir ohne Feuer nicht bestehen; denn kaum schliefen wir ein, so wekte uns der Frost und die Nässe wieder. Weil es nun an der Küste bald am Holze fehlete; so suchten wir es tiefer im Lande. Aber die ganze Gegend war eine bloße Sandwüste, voll jäher Felsen, ohne Baum und Gras. Doch fanden wir viel Elefantenreiß, dabei wir uns einige Tage wärmeten. Endlich, da auch diese Hülfe fehlte, trieb uns der heftige Frost aus einem Orte, der uns sechs Tage lang den so höchstbedürftigen Unterhalt verschaft hatte. Wir beschloßen also, die Hottentotten aufzusuchen, und uns der Willkür der Wildesten unter dem ganzen Menschengeschlecht zu überlassen. Doch wir hätten wol noch etwas Aergeres gewagt, um unser Leben, das uns schon so viele Mühseligkeit kostete, zu retten.

Wir verliessen demnach die Insel, ihre Muscheln und ihr süßes Wasser, mit inniger Betrübnis. — Doch dünkte uns dieser Entschluß desto nothwendiger zu seyn, da die Portugiesen nicht nach uns fragen ließen, folglich entweder auf dem Wege umgekommen waren, oder uns für todt hielten, oder auch, weil uns in einer so abgelegenen Insel kein Mensch suchen würde. Jeder nahm soviel Wasser und Muscheln mit auf den Weg, als er tragen konnte. Diese Nacht blie-

ben wir am Rande eines mit gesalzenem Wasser angefüllten Teichs, nicht weit von einem Berge, wo wir uns schon einmal gelagert hatten. Der mitgenommene Vorrath an Wasser und Muscheln leistete uns jezt gute Dienste; denn hier war nicht das geringste zum Lebensunterhalt dienliche vorhanden. So bald der Tag anbrach suchte man Kräuter und Baumblätter; denn unsre noch vorräthigen Muscheln gedachten wir auf den äussersten Nothfall aufzusparen. Einige stiegen in den Teich, in der Meinung, vielleicht einige Fische zu fangen; allein es war eigentlich nur ein zusammengelaufenes salziges und schlammiges Wasser.

Indem wir auf solche Art zerstreut waren, erbliften die Nächsten am Teiche drei Hottentotten geraden Weges herzu kommen. Auf das abgeredete Zeichen versammelten wir uns augenbliklich, und erwarteten die drei Kerls, die mit starkem Schritte herbei eilten. Sobald sie näher kamen, schloßen wir gleich aus ihren Tabakspfeifen, sie müßten Umgang mit Europäern haben. Nur war das beschwerlichste, daß wir einander nicht verstanden. Sie machten allerlei Zeichen, strekten sechs Finger aus, und schrie mit aller Macht: Hollanda! Hollanda! Einige unter uns hielten sie für Spionen der leztern Hottentotten, die vielleicht Willens wären, uns zu ermorden. Andere aber legten ihr Deuten also

aus, das Vorgebirge sei nur noch sechs Tagereisen weit entfernet. Nach einiger Ueberlegung beschloßen wir mit zu gehen, wohin sie uns führen würden, indem es uns doch nicht ärger gehen könnte, als bisher, ja der Tod selbst unserm unerträglichen Elende vielmehr ein wohlthätiges Ende machen würde. Doch der Argwohn, als ob diese Hottentotten Spionen wären, verschwand bald wieder, als wir merkten, sie wären nicht so einfältig wie die vorigen, müßten folglich mit Europäern umgehen. Sie hatten ein Schöpsenviertel bei sich, zu welchem uns der Hunger ganz ungemeine Begierde erwekte. Sie gaben zu verstehen, wir könnten es für Geld bekommen, und da sie aus unsern Gegenwinken ermaßen, wir hätten keines, so deuteten sie auf die silbernen und goldenen Knöpfe unsrer Kleider. Ich gab ihnen also sechs goldene, bekam dafür das Viertel, und verzehrte es mit meiner Gesellschaft.

Unsere Wegweiser trieben uns ungemein. Sie giengen eine Strekke voraus, ärgerten sich gleichsam über unser langsames Gehen, kamen zurük, und hiessen uns eilen. Wir waren des Mittags von dem Teiche aufgebrochen. Unser Nachtlager wiesen sie uns auf einem Hügel an. Der Weg war ungemein beschwerlich gewesen. Als es des folgenden Morgens zum Aufbruche kam, waren sieben unter uns fünfzehn, die vor Entkräftung auf keinem Fuße zu stehen vermochten. Wir be-

rathschlagten uns über diesen betrübten Zufall, und beschlossen, die Schwächesten nebst einigem Vorrathe von trokkenen Muscheln hier zu lassen, unter dem Versprechen, wir würden sie gleich nach unsrer Ankunft bei dem holländischen Wohnplazze, im Fall wir ihn erreichten, auf einem bequemen Fuhrwerke abholen lassen. Die Noth zwang sie, in die betrübte Trennung zu willigen. Zwar befanden wir uns alle in einem jämmerlichen Zustande; Jeder war am ganzen Leibe besonders aber an Beinen und Schenkeln, schröklich aufgeschwollen; doch die armen Leute, die wir zurüklassen mußten, sahen kaum noch Menschen ähnlich. Es gieng uns sehr zu Herzen, daß wir unsere Freunde in der Ungewißheit, ob wir sie auch wieder sehen würden, zurüklassen sollten; allein, was hätte das ihnen geholfen, wenn wir bei ihnen geblieben und mit ihnen gestorben wären? Wir nahmen daher unsern traurigen Abschied, und folgten unsern Wegweisern, die uns sehr frühe aufgewekt hatten. Weil ich allemal einer der muntersten war, so bekam ich diesmal etwas zu sehen, woraus man die schmuzzige Lebensart dieses Volkes beurtheilen mag. Sie hatten Feuer aufgemacht, um sich nach der ausgestandenen Nachtkälte zu erwärmen; als sie nun fort wollten, gruben sie ein Loch in die Erde, warfen die todten Kohlen hinein, und pißten darauf. Hernach zerstiessen sie die Kohlen, rührten alles durch einander, und besalbten

sich den ganzen Leib nebst dem Gesichte damit. Nach dieser Verrichtung kamen sie zu uns, voll Verdruß, daß wir nicht so hurtig fort giengen als sie. Endlich verloren sie alle Geduld, und rathschlagten eine Zeitlang mit einander, worauf zwei von ihnen in aller Eile voraus giengen. Der dritte blieb bei uns, ohne jemals nur einen Schritt zu weichen, er hielt auch stille, wann und so lange wir wollten.

Auf diese Art giengen wir ganzer sechs Tage hinter ihm her, aber mit solcher Mühe und Entkräftung, daß alles zuvor überstandene Elend uns nichts dagegen dünkte. Alle Augenblikke mußte man über unwegsame Felsen klettern, vor welchen uns graute. Unser Wegweiser konnte sich an einigen Orten vor dem Falle kaum selbst erhalten, wiewol er es gewohnt war, auf den steilsten Klippen herumzusteigen. Einige Siamer wollten ihn gar todt schlagen, als sie sahen, daß er nun auf einen Berg losführte, der von ferne ganz unzugänglich zu seyn schien; denn sie dachten, er wollte uns nur deswegen dahin bringen, damit wir um's Leben kämen. Aber der zweite Botschafter strafte sie mit bittern Worten über solchen abscheulichen Gedanken. Er stellte ihnen vor, der gute Mensch gäbe sich um unsere Rettung alle Mühe, ohne daß es im geringsten seine Schuldigkeit wäre, und bei unserm jezzigen Zustande wäre Undankbarkeit das allerabscheulichste

Laster, das wir begehen könnten. Wie jede Schwierigkeit, die von ferne unüberwindlich zu seyn scheint, ihre Grösse allmälig verliert, je näher man sie betrachtet, so kamen uns auch diese in der vormaligen Entfernung unzugänglich scheinenden Orte, immer gemächlicher vor, je mehr wir uns ihnen näherten, und die vermeinten Abgründe wurden gangbar. Mit einem Worte, ungeachtet unsrer Müdigkeit, unsers Hungers und Durstes, überwanden wir alle Hindernisse mit grossem Muthe.

In dieser Zeit lebten wir bloß von Muscheln, die wir an der Sonne trökneten, und sparsam zu Rathe hielten. Wir fanden hier oft auch einige grüne Sträucher, deren Blätter eine gewisse angenehme Säure hatten, und zum Gewürze für unsere Muscheln dienten. Die Laubfrösche schmekten uns ebenfalls ungemein gut. Wir fanden sie ziemlich oft, besonders auf grünen Plätzen. Die Heuschrekken achteten wir nicht so sehr. Doch schmekte uns unter allem Ungeziefer keines besser, als eine gewisse große Fliege, oder ein schwarzer Käfer, der bloß vom Miste lebet, und in solchem sich aufhält. Wir fanden sie auf dem Elefantenmiste in Menge und dörreten sie am Feuer. Ich muß es gestehen, sie schmekten mir unvergleichlich angenehm. Diese Nachricht kam vielleicht für den von großem Nuzzen seyn, der einmal in solche Noth geräth.

Endlich, am 13ten Tage unsers Zuges, und am sechsten nach dem glüklichen Zusammentreffen mit den Hottentotten, erblikten wir, als wir um sechs Uhr Morgens eine Anhöhe hinabstiegen, vier Personen auf dem Gipfel eines vor uns gelegenen hohen Berges, über welchen unser Weg gieng. Man hielt sie anfänglich für Hottentotten, weil man sie wegen weiter Entfernung nicht wol erkennen konnte, und es uns unglaublich zu seyn schien, daß eine solche Einöde andere Einwohner aufzuweisen hätte. Aber da sie auf uns zu giengen, und wir sie näher betrachten konnten, wurden wir zu unsrer unglaublichen Freude unsers Irrthums bald überführet. Wir sahen, daß es zwei Holländer waren, und die beiden vorausgegangenen Hottentotten bei sich hatten. Das Uebermaß unsrer Freude läßt sich leicht aus dem bisher beschriebenen Elende ermessen; aber den höchsten Grad erreichte sie noch, da unsre Erlöser wirklich bei uns waren. Sie fragten vor allen Dingen, ob wir Siamer, und welche unter uns die Botschafter des Königes wären? Man zeigte ihnen die lezteren. Sie erzeigten ihnen große Höflichkeit, ersuchten uns sodann Plaz zu nehmen, und ließen zwei mit Lebensmitteln beladene Kaffern herbei treten. Bei dem Anblikke frischen Brodtes, gekochter Speisen und Weins, vermochten wir unser Entzükken nicht mehr zu mäßigen. Einige fielen den Holländern zu Füssen und umklammerten ihre Knie. Andere belegten

sie mit dem Namen ihrer Väter und Retter. Ich war so voll Dankbarkeit für diese unschäzbare Wohlthat, daß ich ihnen auf der Stelle zeigen wollte, wie hoch ich sie schäzze. Als unser erster Botschafter uns befahl, voraus zu gehen, und einiges Fuhrwerk für ihn zu bestellen, so vertraute er uns allerlei Juwelen an, die ihm der König zu verschenken mitgegeben hatte. Mir hatte er fünf in Ringe gefaßte sehr große Diamanten gegeben. Ich verehrte jedem Holländer einen davon, um ihnen meine Dankbarkeit für die Rettung meines Lebens zu bezeugen.

Das wunderbarste hiebei war, daß wir nach dem Essen und Trinken gänzlich entkräftet, und ausser Stande waren, nur einen Fuß zu rühren. Keiner konnte nur einmal aufstehen, ohne unglaubliche Schmerzen zu spüren. Mit einem Worte, die Holländer mochten uns vorstellen, wie sie wollten, wir hätten nur noch eine Stunde Weg bis zu ihrem Wohnplazze, und könnten ja daselbst nach Wunsche ausruhen, so hatte doch Niemand weder Kräfte noch Muth, einen so kurzen Weg zu unternehmen. Als unsre Wohlthäter unser Unvermögen einsahen, so schikten sie die Hottentotten nach einem Fuhrwerke. Diese kamen innerhalb zwei Stunden mit zwei Karren und einigen Pferden zurük. Doch die leztern halfen uns nichts, weil sie Niemand besteigen konnte. Wir sezten uns also auf die Karren,

und fuhren nach dem holländischen Wohnplazze, der nur eine französische Meile von diesem Orte lag. Wir schliefen hier die Nacht auf dem Stroh, aber weit sanfter, als jemals in unserm größten Wohlstande, und erwachten mit dem süssen Gefühle, nun von unserm so großen Elende befreit zu seyn, das uns schon seit 31 Tagen verfolgt hatte.

Unsere erste Sorge war, die Holländer zu bitten, sie möchten den sieben zurükgelassenen Siamern einen Wagen mit Lebensmitteln entgegen schikken. Es geschah auch ohne Verzug. Wir aber fuhren auf zwei andern Wägen nach einem andern holländischen Wohnplazze, der fünf bis sechs französische Meilen von dem vorigen lag. Kaum waren wir da, so schikte der Statthalter den Botschaftern einige Soldaten zur Begleitung entgegen, desgleichen zwei Pferde. Allein, diese konnten sie wegen ihrer Entkräftung nicht besteigen. Wir blieben also auf unsern Wagen, und hielten in denselben unsern Einzug in die von den Holländern auf der Rhede des Vorgebirges erbaute Vestung. Der Befehlshaber, schikte den Botschaftern seinen Sekretär entgegen, sobald er ihren Anzug vernahm, und ließ sie bewillkommen. Hierauf zogen wir durch etwa zwanzig im Gewehre stehende Soldaten in die Vestung, und vor des Statthalters Wohnung. Dieser empfieng die Botschafter unten an der Treppe, und

bezeugte so wol ihnen, als den sämmtlichen Mandarinen, große Ehre und Freundschaft. Er führte uns in den großen Saal, nöthigte uns zu sizzen, bewirthete uns auf das Beste, und ließ eilf Stükke abfeuern, um unsern König in der Person seiner Botschafter zu beehren. Wir baten inständig, er möchte ohne den geringsten Zeitverlust unserm ersten Botschafter, den wir nicht weit vom Strande, woran wir scheiterten, zurükliessen, einige Hülfe angedeihen lassen. Er gab zur Antwort, bei der jezzigen Jahreszeit falle es unmöglich, er würde aber gleich nach derselben alle Sorgfalt deswegen anwenden. Zugleich sagte er, es sei unser Glük, daß wir uns an die Küste gehalten hätten; wären wir tiefer in's Land gekommen, so hätten uns die Hottentotten in die Hände bekommen, und ohne Barmherzigkeit ermordet.

Als wir bei unsrer Ankunft auf dem Vorgebirge die Schiffe auf der Rhede erbliften, so erwachte neue Hoffnung, unsre Freunde, und unser uns so theures Vaterland wieder zu sehen, auf einmal in unserm Gemüthe. Das Anerbieten des Befehlshabers vermehrte diese süße Vorstellung, und brachte uns beinahe all' das ausgestandene Elend aus dem Sinne. Er hielt auch Wort. Sein Sekretär begleitete uns nach der für uns zubereiteten Wohnung, wo wir in allem Nothdürftigen überflüßig versorgt wurden. Doch wurde alles, bis auf die geringste Kleinigkeit,

auch die Zimmermiethe genau aufgerechnet, und die Rechnung den Staatsbedienten unsers Königs nach Siam geschikt, die sie bei Heller und Pfennig, auch sogar die Löhnung für den Offizier und die Soldaten, die uns entgegen kamen, und während unsers Aufenthalts auf dem Vorgebirge, vor unserm Hause Wache standen, ausbezalen mußten. (!)

Die Portugiesen kamen acht Tage vor uns dahin, hatten aber noch mehr ausgestanden, als wir. Ein portugiesischer Augustinermönch, der die nach Portugal bestimmten Botschafter auf Befehl des Königs begleitete, machte uns eine Schilderung von ihrem Elende, die uns die bittersten Thränen erpreßte. Er sagte, der grimmigste Tiger wäre weichherzig geworden, wenn er das Winseln und Klaggeschrei derjenigen, die vor Hunger und Mattigkeit umfielen, gehört hätte. Sie flehten um den Beistand ihrer guten Freunde und Bekannten, auf das wehmüthigste, aber vergeblich. Nimand kehrte sich an ihr Wehklagen. Das einzige Merkmal einer Menschlichkeit, das man von sich gab, wenn sie hinfielen, war dieses, daß man ihre Seele Gott befahl. Man wendete die Augen weg, man verstopfte die Ohren, damit man nur das ängstliche Winseln nicht anhöre, und den jämmerlichen Anblik der mit dem Tode Ringenden, nicht ausstehen durfte. Fast alle Stunden sank einer dahin. Sie verloren auf

dieser Reise, seit ihrer Trennung von uns, fünfzig bis sechszig Personen, von allerlei Alter und Stande, ohne die zuvor Verstorbenen, worunter auch ein Jesuit war, ein sehr alter und hinfälliger Mann.

Doch das Allertraurigste wiederfuhr dem Hauptmanne des Schiffes. Er war ein vornehmer, reicher und tugendhafter Mann, hatte auch seinem Könige wichtige Dienste geleistet, und stand bei demselben wegen seiner Tapferkeit und Treue, in groser Gnade. Man rühmte sein Geschlecht als eines der vornehmsten in ganz Portugal. Dieser Hauptmann nun hatte seinen einzigen Sohn, einen Knaben von etwa zehn bis zwölf Jahren, mit sich nach Indien geführt, entweder, daß er die Seeluft bei Zeiten ertragen lerne, oder weil er die Erziehung eines so geliebten Kindes Niemanden anvertrauen wollte. Der Knabe besaß auch in der That alle Eigenschaften, die einen jungen Menschen beliebt machen können. Er hatte einen schönen Körper, war wol erzogen, verstand seinem Alter nach schon vieles, und zeigte übrigens auch soviel Ehrerbietung, Gehorsam und Liebe gegen seinen Vater, so daß er allen Kindern zum Muster hätte dienen können. Als sich der Hauptmann aus dem Schiffbruche rettete, so vertraute er die Sorge, sein Kind in Sicherheit zu bringen, keinem Andern als sich selbst. Unterwegs ließ er ihn durch seine Leibeigenen tragen.

Als aber endlich diese Schwarzen entweder gestorben, oder doch so entkräftet waren, daß sie selbst kaum mehr kriechen konnten, so mußte es selbst gehen, und das arme Kind wurde dadurch so schwach, daß es, da es sich einst Nachmittags gleich Andern, auf einem Hügel niederließ, um zu ruhen, nicht wieder aufstehen konnte, sondern mit steifen Beinen liegen blieb, und keines mehr zu bewegen vermochte. Dieser Anblik gieng dem Vater durch das Herz. Er ließ ihm zum Gehen helfen, ja er half ihm selbst. Allein, weil er keinen Fuß mehr rühren konnte, so mußte man ihn schleppen, und endlich ermüdeten diejenigen, welche sein Vater darum gebeten hatte, so, daß sie es, ohne selbst niederzusinken, nicht länger ausstehen konnten. Der unglükliche Hauptmann wollte hierauf seinen Sohn selbst tragen, und ließ ihn deshalb auf seine Schultern sezzen. Er war aber viel zu schwach, nur einen Schritt weit zu gehen, und stürzte mit seiner Last zu Boden. Der Sohn schien über den Schmerz seines Vaters weit betrübter zu seyn, als über sein eigenes Unglük. Er bat öfters, er möchte ihn doch nur sterben lassen; denn seine Betrübniß gehe ihm durch die Seele, und er könne ja sein Leben doch nicht fristen. Es glaubte wirklich Niemand, daß er den Abend erleben könne. Endlich als er sah, seine Vorstellungen hälfen zu nichts, als seinen Vater nur noch weichherziger zu machen, und in ihm den Vorsaz hervorzubringen, mit ihm zu ster-

ben; so bat er die übrigen Portugiesen, auf eine so wehmüthige Weise, wovon das bloße Andenken ihnen allemal Thränen erpreßte, sie möchten doch seinen Vater auf die Seite führen, und für dessen Leben Sorge tragen. Zwei Mönche sprachen ihm ebenfalls zu. Die Religion befähle, auf die Erhaltung seines eigenen Lebens bedacht zu seyn, wo durch dessen Aufopferung das Unglük Anderer nicht abzuwenden seie. Alle Portugiesen ergriffen ihn hierauf, und trugen ihn mit Gewalt von seinem Sohne weg, den man gleichfalls an einen andern Ort brachte, wo er noch dieselbe Nacht verschied. Der Hauptmann konnte sich das traurige Andenken dieser betrübten Trennung niemals aus dem Sinne bringen. Er trug seine Schwermuth mit nach dem Vorgebirge, und starb daselbst zwei Tage nach seiner Ankunft.

Wir verweilten beinahe vier Monate auf dem Vorgebirge; denn es gieng vor dieser Zeit kein Schiff nach Batavia ab. Aber wir hatten auch wol zwei Monate zur Erholung nöthig. Ein sehr geschikter Wundarzt nahm es über sich, uns völlig wieder herzustellen; er schrieb uns aber anfänglich eine Diät vor, der wir nicht anders als mit Mühe nachkommen konnten. Es fiel uns schwer, unsrer Eßbegierde Einhalt zu thun; allein, er jagte uns die Furcht ein, die Speisen würden uns erstikken, wenn wir damit den Magen über-

luden. Wir mußten also mitten im Ueberflusse noch einmal hungern.

Vor unsrer Abreise vom Vorgebirge, erfuhren wir, unser Untersteuermann hätte sich auf ein englisches Schiff geflüchtet. Der Obersteuermann wäre seinem Beispiele gerne gefolgt; er konnte aber nicht, weil ihn der Schiffer und das übrige Bootsvolk allzugenau in der Absicht bewachten, ihn nach Portugal zu führen, und für seine Nachlässigkeit bestrafen zu lassen. Die Portugiesen giengen meist auf holländische nach Amsterdam abgegangene Schiffe, von wo sie nach Hause zu kommen hofften; die Andern bestiegen nebst uns ein holländisches Schiff, das in der späten Jahreszeit auf das Vorgebirge kam, und uns glüklich nach Batavia brachte. Wir Siamer blieben sechs Monate in dieser Stadt, giengen dann im Brachmonate nach Siam zu Schiffe, und kamen im Herbstmonate glüklich dahin.

# II.

# Zusäzze
zu
der Beschreibung
des
# Hottentottenlandes und seiner Bewohner.

(Aus Le Vaillant's zweiter Reise.)

Le Vaillant beschreibt in seiner zweiten Reise vorzüglich das nördliche Hottentottenland, nebst dem südlichen Theile des westlichen Kafferlands, wo er bis zum 23sten Grade S. Breite vorgedrungen ist, und liefert uns dann auch einige schäzbare Schilderungen von dem Kapland, von den Sitten der Kolonisten und von den Hottentotten. Zur Ergänzung der im XIV., XV, XVI und XVII Bande dieses Werks hierüber mitgetheilten Nachrichten, muß das Vorzüglichste aus dieses Reisebeschreibers Bemerkungen hier in kurzen Zusäzzen nachgetragen werden. *)

*) Wegen Mangel an Zeit und an Raum konnten diese Zusäzze nur ganz kurz ausfallen, doch ist wol nichts erhebliches vergessen worden.

## A. Das nördliche Hottentottenland.

Unter dieser Benennung wollen wir das von Le Vaillant durchforschte Land von dem Piketberge (32°36′ S. Br.) bis zu dem Lande der Huswanaer (23° S. Br.) zusammen begreifen. Die Ureinwohner desselben sind ohnehin wahrscheinlich größten Theils Zweige des hottentottischen Stammes, oder wenigstens nahe mit demselben verwandt.

Wir können hier folgende Eintheilung annehmen:

I. Die Küste zwischen der Helenenbai und dem grünen Flusse — *).

Hier bemerken wir

1) den Kruys-Fluß, an welchem mehrere Kolonistenhöfe liegen; die Gegend ist sehr sandig. **)

2) Die Herrenherberge, eine grosse doch offne Höle an einem amphitheatralischen, nakten Felsengebirge, dessen ganzes Ansehen Zeuge von einer gewaltsamen Naturrevoluzion ist. In demselben hausen viele Klippdachse; auch ist hier eine gute Quelle. ***)

---

*) M. s. im XV B. d. W. S. 9 u. 10.

**) Le Vaillant, I. S. 185.

***) Derselbe, I. S. 194, wo zugleich eine Abbildung dieser merkwürdigen Gegend.

3) Der Elefantenfluß, an welchem sehr große Sinnbäume und verschiedene weißholzige Bäume von der Weidenart wachsen. Hier liegt das Gut der Wittwe van Zeil. In diesen Fluß fällt der Koinas oder Querfluß, der in einem tiefen Bette zwischen thonartigen Anhöhen, aber nur in der Regenzeit fließt. Die Mündung des Elefantenflusses ist sehr breit. *)

4) Der Fledermausfelsen hat diesen Namen, weil unzählige Fledermäuse auf demselben nisten. **)

5) Der Haderfelsen (Krakeelklip) mit einer natürlichen Zisterne; eine solche hat auch weiterhin der Kahnfelsen (Schuitklip), der die Gestalt eines Kahns hat; so wie weiter nördlich der Elefantenkopf (Oliphantskop) auch ein Felsen. In den Gebirgen dieser Gegend gibt es viele Klippdassen. In der Nähe fand Le Vaillant den Kraal von Klaas Baster. ***)

6) Der Schwarzdornfluß (der in den grünen Fluß fällt) troknet in der heissen Jahrszeit aus; sein Gestade ist mit grossen Sinnbäumen besezt. †)

7) Die Kamisberge in Osten, eine hohe, rauhe Bergkette, in welcher Le Vaillant tiefen

*) Le Vaillant, I. S. 200, u. ff.

**) Derselbe, I. S. 203.

***) I. S. 227, 235, 237, u. ff.

†) I. S. 296.

Schnee fand; doch wohnen hier Kolonisten und Hottentotten. *)

2. Das Land der Klein-Namaquaer

liegt zwischen dem grünen Flusse und dem Oranienflusse, und wird von Kolonisten und Klein-Namaquaern bewohnt. — Wir bemerken hier

1) die Augenquelle (Oogfontyn) eine sehr schöne Quelle in einer angenehmen Gegend. **)

2) Der Namero, eine Gebirgsgegend an der Küste. In der Nähe wohnt der Kolonist Herrmann Engelbrecht, dessen Gut eine angenehme Lage hat. Es gibt hier viele Antelopen und eine ungeheure Menge Feldhüner; von denselben benannte Le Vaillant die benachbarte Feldhünerquelle. ***)

3) Am Kaussi oder Sandfluße, in welchen der von Le Vaillant so benannnte Begegnungs- oder La Bardefluß †) fällt, gibt es viele Sinnbäume, und eine Menge anderer Pflanzen und schöner Blumen, besonders Salzpflanzen, und Euphorbien. Auch findet man hier verschiedene Wasservögel. Mükken gibt es auch in unglaublicher Anzahl. ††)

---

*) Le Vaillant, I. S. 306, 318, u. ff. Hier widerspricht Le Vaillant offenbar seiner Karte!

**) Derselbe, I. S. 306.

***) Derselbe, I. S. 340, u. ff.

†) Derselbe, II. S. 388.

††) Derselbe, I. S. 346, u. ff.

4) Die Kupferberge scheinen sehr reichhaltig an Kupfer zu seyn; sie sind granit- und glimmerartig; viele schöne Köcherbäume wachsen auf denselben. Le Vaillant fand hier schöne Malachiten. — Hinter diesen Bergen liegt eine weite, aber dürre Ebene, in welcher die Stelle eines ehmaligen namaquaischen Kraals, der Brandkraal genannt ist; der Boden ist beweglicher Sand. Hier wohnen Buschmänner. Die Gegend liegt sehr hoch. *)

5) Das Springbokstdal liegt nahe am grossen Fluße, und weiterhin Bentinksthal und die Zwillinge. Jenes lange und enge Thal hat Le Vaillant so genannt, weil er auf seiner Rükreise hier mit den Namaquaern ein Treibjagen anstellte, welche eine ungeheure Heerde von Spring-Antelopen durch diese Schlucht trieben. **)

6) Der grosse oder Oranienfluß, ein sehr schöner majestätischer Fluß, der viele Klippen in seinem Bette hat, und da, wo er schmal ist, die Breite der Seine zu Paris hat. Er fließt zwischen einer Menge von allerlei Bäumen und Gesträuchen hin. ***)

---

*) Le Vaillant, I. S. 390, u. ff.

**) Derselbe, II. S. 373.

***) Derselbe, I. S. 404, u. ff.

3. Das Land der Großnamaquaer

oder der Küstenstrich zwischen dem Oranien- und dem Fischfluße. Hier wohnen meistens Großnamaquaer; in Osten wohnen jedoch auch Kaminuquaer und Geissiquaer, und in Nordosten Koraquaer. Das Land ist zum Theile bergig. Hier gibt es vorzüglich viele Dschiraffen. Wir bemerken hier:

1) den grossen Mimosen- (Sinnbäume-) Wald am Fischfluße. *)

2) die drei Quelle in einem engen Thale, nicht weit davon.

3) Die Dschiraffen- und die Perlhüner-Ebene.

4) Der Draay- (gewundene) Fluß, der in den Gamma- oder Löwenfluß fällt, welcher sich weiterhin mit dem Oranienflusse vereinigt. In dieser Gegend ist ein Salzsee. **)

4. Das Land der Kabobiquaer

zwischen dem Fischflusse und den Bergen der Husswanaer, welche in Norden wohneu. Das Land ist ziemlich dürr und bergig, doch in den Gebirgen gibt es Wasser und Viehweide. Hier ist vor-

*) Le Vaillant, II. S. 256.

**) Derselbe, II. S. 179.

züglich der Fluß mit dem Kupfergeschmakke, und der Wald von Ebenholzsinnbäumen zu bemerken.

---

Von den Ureinwohnern des nördlichen Hottentottenlandes theilt uns Le Vaillant sehr schäzbare Nachrichten mit, von welchen hier nur das Wichtigste ausgezogen werden kann.

Die Völkerstämme sind — nach der Ordnung ihrer Wohnpläzze — folgende:

1) Die Klein-Namaquaer gehören sicher zum Hottentottenstamme; sie sind aber von stärkerm Wuchse, und im Gesichte nicht so mager, als die eigentlichen Hottentotten; sie unterscheiden sich in der Kleidung nur wenig von diesen. Bei den Namaquaerinnen findet man die seltsame Verlängerung der Schamtheile, die Le Vaillant schon in seiner ersten Reise beschrieben hat. *) Die Namaquaer und ihre Nachbarn haben auch noch Streitochsen (Bakely-Ossen) welche sie im Kriege zum Angriff der Feinde, und im Frieden zur Beschüzzung ihrer Heerden gebrauchen. Man wählt die unbändigsten, wildesten Ochsen dazu, welche dann noch besonders abgerichtet werden, so daß sie jeden Feind wütend anfallen. Mehrere solcher Ochsen wagen es sogar gemeinschaftlich Löwen die Spizze zu bie-

*) M. s. im XVII B. d. W. S. 13.

ten. *) — Bei einer Herde dieses Volks fand unser Reisebeschreiber eine berühmte Zauberin. — Die ganze Zahl des Stammes schäzt derselbe auf höchstens 6000 Seelen. **)

2) Die Groß-Namaquaer haben einen höhern Wuchs, als die übrigen hottentottischen Völkerschaften; aber sie sind äusserst mager und schmächtig gebaut, und ihr ganzes Ansehen ist kränklich; doch ist ihre Gesichtsbildung angenehmer, als die der Kaffern. Ihr Karakter gleicht dem Körper; sie sind im höchsten Grade indolent und flegmatisch. Für sie ist das Tanzen eine Beschwerlichkeit; sie ziehen daher das Vergnügen des Spiels vor. Die Weiber sind im Gegentheil ungemein lebhaft, lustig und munter. Ein besondrer Gebrauch ist es, daß die Männer sich die Schamtheile verbinden, wenn sie durch einen Fluß gehen, damit, wie sie sagen, ihnen kein Wasser in den Leib dringe. ***)

3) Die Kaminuquaer sind gutmüthige und wie es scheint arme Leute. Uebrigens sind ihre Sitten, Gewohnheiten, Waffen, Kleidung, Wohnung und Sprache denen der Groß-Namaquaer ganz gleich. †)

---

*) Le Vaillant II. S. 135.

**) Derselbe, I. S. 363, 384, u. ff.

***) II. S. 61, u. ff. mit einer Abbildung.

†) I. S. 419. II. S. 4.

4) Die Geissiquaer wohnen ostwärts von den Kaminuquaern am Oranienflusse. Sie sind den Gonaquaern sehr ähnlich, und scheinen, wie diese, von Hottentotten (hier Namaquaern) und Kaffern abzustammen; denn, nach ihrem eigenen Berichte, gränzen sie in Osten mit den Kaffernazionen der Briquaer und Brinaer. — Bei diesem Volke ist die Halb-Kastrirung Sitte, welche im Grunde bloß ein Unterscheidungszeichen seyn soll. Die Weiber sind wolgebaut, immer lustig und heiter, und immer aufgelegt zum Lachen und zum Tanzen, dabei aber sehr sittsam. Der Schmuk dieser Völkerschaft wird aus gebleichten Schafknochen gemacht. Uebrigens ist dieselbe in Sprache und Sitten von den Namaquaern wenig verschieden. Le Vaillant rühmt besonders ihre edelmüthige Denkungsart. *)

5) Die Koraquaer, welche nördlicher wohnen, sind ein Hottentottenstamm, der ebenfalls in Sprache und Sitten mit den Namaquaern meist übereinstimmt. Sie sind von beträchtlich hohem Wuchse, schwärzer als andre Hottentotten und haben weniger vorstehende Bakkenknochen. Ihr Kroß besteht meistens aus Schakals- oder Hyänenhäuten. Büffels- oder Dschiraffenhäute gebrauchen sie zum Dekken ihrer Hütten. Sie bewohnen ein sehr dürres Land; weßwegen sie ge-

*) Le Vaillant, II B. S. 319, 323, u. ff.

nöthigt sind, Zisternen zu graben. Auch ist ihre Lebensart mehr nomadisch, als die der übrigen Völkerschaften dieser Gegenden. Daher sind auch die einzelnen Horden derselben sehr untereinander verschieden. Die erste, welche Le Vaillant antraf, und die ihn zu ihrem Oberhaupt erwählte, äusserte grosse Neigung zum Stehlen. *)

6) Die Kabobiquaer wohnen am nördlichsten von allen Hottentottenstämmen; denn zu diesen gehören sie ohne Zweifel, da ihre Sprache, wenn sie schon ganz verschieden ist, doch das Schnalzen der Hottentottensprache hat. Sie sind ganz schwarz und von grossem Wuchse, ähnlich den Kaffern. Sie beschmieren sich nicht mit Fett, aber sie tättauiren sich. Ihr Schmuk besteht aus Kupfer, das sie von benachbarten Völkern einhandeln. Auch ihre Schambedekkung ist ein Kupferblech. Kein Hottentottenstamm puzt sich so sehr wie dieser. Die Männer sind kriegerisch und tapfer; die Weiber keusch. Ihre Oberhäupter haben eine weit weniger beschränkte Macht, als die andern Völker in Südafrika. Sie besizzen Verstand und Einsichten; auch haben sie einigen Begriff von der Gottheit. **)

7) Die Huswanaer, welche die Gebirge unter dem 23° S. Br. bewohnen, die sich von Nor-

*) Le Vaillant, II. S. 94, u. ff.
**) Derselbe, II. S. 128, u. ff.

den nach Osten ziehen, sind wahrscheinlich auch von hottentottischem Stamme. Sie sind aber von den Kaphottentotten, und noch mehr von den ihnen benachbarten hottentottischen Stämmen sehr verschieden. Ihr Wuchs ist klein; ein Mann von 5 Fuß (franz. Maaß) ist unter ihnen schon sehr groß; dabei haben ihre Körper eine ausserordentliche Stärke und Gelenkigkeit. Durch Karakterveſtigkeit, Kühnheit, Stolz, unermüdete Thätigkeit und Verstand zeichnen sie sich vor allen hottentottischen Stämmen sehr vortheilhaft aus. Sie sind auch nicht so schwarz, wie die Hottentotten, sondern haben die Farbe der Budschinesen. *) In der Bildung ihres Kopfes sind sie den Hottentotten ziemlich ähnlich; doch ist ihr Kinn runder, und ihre Nase noch tiefer eingedrükt, so daß sie beinahe gar keine Nase haben. Ihr Haar ist sehr kraus und kurz; die Stirne ist groß, und die Augen sind groß und lebhaft; so daß die ganze Physiognomie dennoch nicht unangenehm ist. Die Weiber zeichnen sich durch einen unnatürlich dikken Hintern aus, den man schon bei kleinen Mädchen bemerkt. Ihre Hände und Füße sind aber sehr klein. Die Männer gehen ganz nakt, ausgenommen, daß ihnen ein kleines Schakalsfell an zwei Riemen um die Lenden hängt. Ihre Körper sind daher auch sehr abgehärtet. Die Weiber tragen ausser einem Schürzchen vor

*) Bewohner einiger molukkischen Inseln.

der Scham, eine grosse weite Schürze, die ihnen, wie das Hinterleder unsrer Bergleute, den Hintern bedekt. Auf dem Kopfe tragen sie eine Müzze von Schakalsfell; aber ausser Knie- und Armbändern von Riemen haben sie keinen Puz. Männer und Weiber schmieren sich mit Fett und Bukupulver ein. — Ihr Karakter hat manchen schönen Zug. Sie sind gutmüthig, freundschaftlich, theilnehmend unter einander. Bloß die Noth hat sie zu Räubern, und ihre Tapferkeit furchtbar gemacht. Sie sind in Allem sehr flink und geschikt. Ihre Lebensart ist ganz nomadisch. Sie haben aber wenig Vieh. Ihre Hütten sind halb rund, und nur halb so groß, als die hottentottischen. Sie sind sehr kriegerisch, und liegen immer mit ihren Nachbarn im Streit. Die Habsucht und Anmaßung der Holländer hat sie aus ihren alten südlicheren Wohnsizzen vertrieben. Jezt bewohnen sie die grosse, aber sehr dürre Landstrekke vom atlantischen Ozean bis zum östlichen Kafferlande. Ihre Zahl ist auch sehr groß, doch leben sie in kleine Horden abgetheilt. Von den Holländern am Kap werden sie wegen ihrer blassern Farbe sinesische Hottentotten genannt. *)

Die Buschmänner, welche im nördlichen Hottentottenlande wohnen, sind von diesem Volke ganz verschieden. Doch bilden die Buschmänner, die auf der Westseite des Hottentottenlandes woh-

*) Le Vaillant, II. S. 163, 195, u. ff.

nen, eigene Stämme und Horden, die vom Raube leben, da hingegen die auf der Ostseite nur aus einzelnen Räubern bestehen. *)

---

## B. Zur Beschreibung des Kaplandes

liefert uns Le Vaillant in seiner zweiten Reise einige nicht unerhebliche Zusäzze. **)

Er theilt die Kolonisten in drei Klassen: 1) die, welche in der Nähe der Kapstadt wohnen, können mit Rittergutsbesizzern verglichen werden, und zeichnen sich durch Luxus und Hochmuth aus. 2) Die, welche sich tiefer im Lande angesiedelt haben, sind, gleich den reichen Pächtern, rechtschaffene, gastfreie und arbeitsame Landleute, und 3) die, welche unter den Hottentotten wohnen, sind Halbwilde, träge Leute, die, wie die Hottentotten, ein armseliges nomadisches Leben führen. ***)

### 1. Kapdistrikt.

Kapstadt. Nach der Rükkunft fand Le Vaillant die Sitten ihrer Einwohner sehr verändert

---

*) Le Vaillant, II. S. 311.

**) Zum XIV. B. der W. S. 247, u. ff.

***) Le Vaillant, I. S. 59.

und verschlimmert. Er schreibt dies auf Rechnung der Franzosen. *)

Den Tafelberg bestieg und untersuchte Le Vaillant nach seiner ersten Reise durch das Hottentottenland. Der Teufelsberg heißt auch Karlsberg. **) Es gibt auch einen falschen Löwenkopf, der durch Schiffbrüche berühmt, und in der Gestalt dem wahren Löwenkopfe ähnlich ist. ***)

## 2. Distrikt Drakenstein.

Franzhuk. Die heutigen Abkömmlinge der hier vor hundert Jahren angesiedelten Franzosen haben Sprache und Sitten von den holländischen Kolonisten angenommen, von welchen sie sich nur noch durch die schwarzen Haare unterscheiden; denn die andern haben meist blonde Haare. †)

## 3. Distrikt Waveren.

Das kapsche Paradies; ausnehmend fruchtbar an Getreide und Obst; besonders werden Zitronen, Pomeranzen, Limonien, Zedraten, Pom-

*) Le Vaillant, I. S. 5.

**) Derselbe, I. S. 108, u. ff.

***) I. S. 119.

†) I. S. 50.

pelmusen, Feigen und Granaten in grosser Menge gezogen. Diese Gegend ist aber noch nicht hinreichend angebaut. Besonders fruchtbar ist der Bezirk der vier und zwanzig Flüsse, wo man aber nur 54 Kolonisten-Höfe findet. *) Im Bezirke des Piketbergs sind nur 25 bis 30 Höfe; die Obstzucht ist hier das Wichtigste. **)

## 4. Distrikt Schwarzland.

Der Boden ist meist sandig, und in der troknen Jahrszeit sehr dürr. Kleine Antelopen, Hasen und Repphüner gibt es in Menge; grosses Wild ist aber selten geworden. ***)

*) Le Vaillant, I. S. 56 und 171.

**) I. S. 180.

***) I. S. 159. ff.

## C. Zusätze zur Naturgeschichte des Hottentottenlandes.

Le Vaillant liefert uns einige sehr schäzbare naturhistorische Beiträge, vorzüglich zur Zoologie, und insbesondere zur Ornithologie dieses Theils von Afrika; denn er ist weder Mineralog noch Botaniker; doch hat er uns auch einige Merkwürdigkeiten aus dem Mineral- und Pflanzenreiche aufgezeichnet. *)

### 1.) Aus dem Mineralreiche

nennt er Quarze, Malachiten, Moos-Agate oder Mechsteine, Prehniten, Krystalle, Amethyst- und Quarzkrystalle, Opale, besonders einen ganz besondern, u. s. w. die er meist in der Gegend am grossen Flusse fand. **) Er besuchte auch die Kupferberge, und sah in den nördlicheren Gegenden ganze mit Salz bedekte Ebenen. ***)

### 2.) Von Pflanzen

erwähnt unser Reisebeschreiber vorzüglich folgender: allerlei Bäume am Oranienflusse. Auch Weiden. †) Salbei — Jasmin — Storchschnabel — Mimo-

*) Er hat sie aber nicht genau bestimmen können, und wir können sie daher auch nur ganz kurz anzeigen.

**) Le Vaillant I. S. 390. 400. 407.

***) Derselbe, II. S. 169.

†) I. S. 197, 404.

Mimosen — Salzpflanzen — Köcherbäume — Euphorbien — Karupsträuche (Lobelia) — Irien; welche Pflanzen bereits in der Naturgeschichte des Hottentottenlandes aufgeführt sind. *)

Im Namaquaerlande wächst sehr häufig zwischen den Felsen ein kleiner Strauch, dessen Saft ein beissendes Gift ist, welches er den Raupen mittheilt, die von seinen Blättern fressen. **)

Von der Euphorbie fand Le Vaillant drei (vermuthlich) neue Arten: die gurkenförmige (am Kap: Noordſche Kull), welche ein sehr starkes Gift enthält; die beraupte, und die melonenartige Euphorbie. †)

Kleine dornichte Gurken, wilde Aprikosenbäume, Gesträuche, die eine Art von wilden Weinbeeren tragen, wachsen am Oranienflusse. ††)

Im Namaquaerlande fand Le Vaillant eine

---

*) Le Vaillant, I. S. 289, 334, 347, 391, 409, 410, 424. II. S. 96, 340, 392.

**) II. S. 77.

†) I. S. 355. II. S. 96.

††) I. S. 404. u. ff.

ungemein prächtige 7 Fuß hohe Lilie mit 39 Blumen. Der Stängel war 6 Zoll dik. *)

Der Wolfsgiftstrauch in der Gegend am Elefantenflusse ist vermuthlich eine Art Hammerstrauch. Man dörrt die Beeren desselben und zerreibt sie zu einem Pulver, womit man Raubthiere tödtet. **)

### 3.) Von den Thieren

des Hottentottenlandes theilt uns Le Vaillant viele schäzbare Nachrichten mit, worüber wir nur eine kurze Registratur liefern können. †)

#### (1.) Säugthiere.

Eine besondere Art von grossen schwarzen Affen gibt es am Oranienflusse. ††)

Den Ameisenbären nennen die Kaminuquaer

*) Le Vaillant, II. S. 124.

**) II. S. 417. (M. s. im XVI B. d. W. S. 266.)

†) Die näheren Nachrichten darüber belieben die Naturfreunde bei Le Vaillant selbst nachzulesen; besonders auch die Forsterschen Anmerkungen bei der deutschen Uebersezzung.

††) II. S. 295.

Gyp. Le Vaillant fand sein Fleisch gar nicht schmakhaft. *)

Das Stachelschwein am Kap hat eine sehr zarte Haut, und kann mit einem ganz leichten Schlag auf den Kopf getödtet werden. **)

Fledermäuse findet man im nördlichen Hottentottenlande in ungeheurer Menge. Eine ganz besondere und vielleicht neue Art ist die Ohrfledermaus. ***)

Eine neue Art Eichhorn mit isabellfarbigem Rükken, von den Namaquaern Aguimp genannt, fand Le Vaillant. †)

Sogenannte Maulwürfe, Moll (Mus maritimus & Mus capensis Gmelin.) unterhölen weite Strekken im Namaquaerlande. ††)

Der kapsche Springhase (Jerbua capensis

*) Le Vaillant, II. S. 367.

**) I. S. 345.

***) I. S. 203. II. S. 283.

†) II. S. 281.

††) II. S. 181.

oder Dipus cafer) hat ein vortreffliches Fleisch. *)

Die sogenannte Rothsteißhasen (Lepus capensis) haben auch ein sehr schmakhaftes Fleisch; die Hottentotten haben aber einen Abscheu davor. — Am Oranienflusse gibt es noch eine andere Art Hasen in Menge, von Kaninchenfarbe.**)

Die Klippdassen (Cavia capensis) heissen bei den Hottentotten Damans, und sind in den Gebirgen des nördlichen Hottentottenlandes äusserst häufig. ***)

Die Stinkthiere (Viverra capensis) heissen am Kap auch Muys=hond. — Le Vaillant fand in der Gesellschaft derselben am Elefantenflusse kleine Thiere vom Geschlechte der Steinmarder.†)

Den Surikatt (Viverra tetradactyla) fand derselbe in der Gegend am Oranienflusse. ††)

---

*) Le Vaillant, II. S. 42.

**) I. S. 273, 422.

***) I. S. 194, 267.

†) I. S. 207.

††) II. S. 282.

Der geflekte Wolf der Kolonisten ist die kapsche Hyäne (Hyaena crocata) und der Erdwolf gehört wahrscheinlich auch in dies Geschlecht. Eine andre Art wird am Kap Strandwolf und eine dritte gestreifter Wolf genannt. *) — Schakals sind im nördlichen Hottentottenlande auch sehr häufig. **)

Zur Naturgeschichte des Löwen liefert uns Le Vaillant noch einige Nachträge. ***)

Panther (Felis Pardus) sind im nördlichen Hottentottenlande häufig und furchtbar. †)

Wilde Kazzen, oder eigentlich Karakals (Felis caracal) schoß derselbe mehrere. ††)

Zebra's hat er oft gejagt, und auch mit Erfolg den Versuch gemacht, eines derselben zu reiten. Eine besondre Art ist das isabellfarbige Zebra, das von dem Quacha verschieden ist. Diese Thiere beschreibt uns Le Vaillant ziemlich ausführlich. †††)

---

*) Le Vaillant, II. S. 33, 34, 130.

**) II. S. 94.

***) II. S. 259 u. s. w.

†) I. S. 167, 313.

††) II. S. 6.

†††) I. S. 326, 327. II. S. 4, 105, 108, 284.

Schafe und Ziegen sind im nördlichen Hottentottenlande von denen in den südlicheren Gegenden etwas verschieden. Die Schafe sind hochbeinig, dünnwollig und ohne den in Afrika gewöhnlichen Fettschwanz. Die Ziegen sind besonders schön und stark. *)

Antelopen gibt es im nördlichen Hottentottenlande zuweilen in ganz unglaublicher Menge. Man sieht Heerden von 60 bis 80,000 Stük. **) Le Vaillant erwähnt vorzüglich folgender Arten: Hirschthiere, Hartebeesten (Antelope Bubalis), Gemsbökke (Antelope Oryx), Taucherbökke (Antelope grimmia), Grysbökke (Antelope Dama var. melanotis), Rehbökke (Antelope Capreolus, nov. spec.), Steinbökke (Antelope Nagor), Klippspringer, hottentottisch Kainsi (Antelope Oreotragus), Springbökke (Antelope Dorcas var. Euchore), Kudus (Antelope Strepsiceros), Gnus (Antelope Gnu). Am zahlreichsten sind die Springbökke. ***)

Das Rindvieh ist im Namaquaerlande besonders schön, stark und groß; auch findet man

*) Le Vaillant, I. S. 367. II. S. 102.

**) II. S. 101, 377.

***) I. S. 160, 168, 206, 264, 331, 341, 351. II. S. 26, 100, 101, 148, 373.

hier Streitochsen. *) Büffel sind auch ziemlich häufig. **)

Dschiraffen (Giraffa Camelopardalis) findet man hauptsächlich zwischen dem Oranien- und Fischflusse. Le Vaillant schoß einige dieser merkwürdigen Thiere und gibt uns ziemlich weitläuftige Nachrichten von denselben. Mit grosser Mühe und Sorgfalt hat er die Haut des ersten, das er erlegte, zubereitet und aufbewahrt. ***)

Von dem afrikanischen wilden Schweine, am Kap wegen seines schnellen und anhaltenden Laufes Hardloper genannt, gibt uns derselbe eine Beschreibung und Abbildung. †)

Elefanten sind auch in dem nördlichen Hottentottenlande sehr häufig. Le Vaillant traf grosse Heerden derselben, schoß mehrere, besonders auch einen von einer bisher unbekannten Abart ohne Ekzähne, von den Hottentotten Stumpfkopf genannt. ††)

Er schoß und beschrieb auch Rhinozerosse

*) Le Vaillant, I. S. 366. II. S. 39.

**) II. S. 82.

***) I. S. 456, 459. II. S. 4, 271.

†) II. S. 254.

††) I. S. 272. II. S. 357.

und Flußpferde. *) Leztere sind in den grossen Flüssen des nördlichen Hottentottenlandes ziemlich häufig.

Wallfische (ohne Zweifel Physeter Macrocephalus) sah unser Reisebeschreiber in grosser Zahl in der Helenenbai. **)

## (2) Vögel.

Le Vaillant, dessen vorzügliche Liebhaberei die Ornithologie ist, hat uns eine beträchtliche Menge von Vögeln, die er im nördlichen Hottentottenlande fand, beschrieben. Wir wollen sie kurz angeben.

Geier, Habichte, Adler, Falken und andre Raubvögel sind häufig. ***) Vorzüglich zu bemerken sind: Der isabellfarbige Geier, den die Kolonisten die weisse Krähe, und die Namaquaer Uri, Gurap nennen. Es ist Buffon's *egiptischer* Geier (Vultur perenopterus var. *β*. †). — Ein grosser Geier, den Le Vaillant *Oricou* und Forster Vultur Tracheliotos genannt

*) Le Vaillant, II. S. 118, 357, 422.

**) II. S. 422.

***) I. S. 206, 373, 446. II. S. 359.

†) I. S. 268, 380.

hat. *). — Ein besondrer Adler, der sehr groß und stark ist; Le Vaillant nannte ihn *Griffard.* **) — Der Sekretärvogel (Falco serpentarius) welchen derselbe ausführlich beschreibt. Er glaubt, sein Name komme davon her, weil er Federn hinter den Ohren vorstehen hat. ***) — Der behaubte Falk, von der kleinen Art, der von Fischen lebt. ****)

Papagaien gibt es in grosser Menge, und darunter gewiß auch verschiedene ganz neue Arten. †)

Spechte gibt es von verschiedenen Arten. Der Felsenspecht ist eine neue Art. Le Vaillant fand auch einen andern schönen, ganz unbekannten Vogel, der in dies Geschlecht zu gehören scheint. ††)

So auch Bienenfresser. Eine besondere Art derselben nennen die Namaquaer Tawa, d. h. Galle. †††)

*) Le Vaillant, II. S. 362.

**) II. S. 44.

***) I. S. 436.

****) II. S. 421.

†) I. S. 409. II. S. 32, 97.

††) I. S. 131. II. S. 159, 409.

†††) I. S. 121. II. S. 5, 162.

Spötter oder Auslacher findet man ebenfalls. *) Deßgleichen Honigsauger. **)

Ferner: Alpenraben (Corvus graculus), Krähen, Bartvögel, Kaffervögel und Turakos. ***)

Lerchen, Steinamseln, Staare, Ammern, Emmerlinge und Rothkehlchen. †)

Eine Art kleiner Vögel, die sich gemeinschaftlich von Buschmannsgraß aus einer Menge Zellen bestehende grosse Nester vorzüglich auf Mimosen erbauen, in welchen zahlreiche Schwärme beisammen leben, nennt Le Vaillant deßwegen Republikaner. Sie werden aber oft von den kleinen Papagaien aus ihren Republiken vertrieben. ††)

Holztauben, Perlhüner, Feldhüner und vorzüglich namaquaische Repphüner gibt es in unbeschreiblicher Menge. †††)

Strausse sind auch nicht selten. ††††)

---

*) Le Vaillant, II. S. 31.

**) II. S. 110.

***) I. S. 192, 268. II. S. 32, 110, 162, 254.

†) I. S. 107, 373, 378. II. S. 42, 110, 288.

††) I. S. 398. II. S. 32, 369.

†††) I. S. 186, 192, 343, 423. II. S. 41, 157, 350, 362.

††††) I. S. 168. II. S. 219.

Sumpfschnepfen, Flamingos, Ibis, Kraniche, Reiher, schwarze Störche und Wasserhüner werden von Le Vaillant genannt, und zum Theil kurz beschrieben. *)

Endlich auch Enten, Bergenten, Taucher, Seeraben, Möven, Seeschwalben, Solandergänse, Pelikane, Anhingas (Plotus Anhinga), Pinguine und andre Wasservögel. **)

(Der Raum erlaubt nicht, diese Vögel näher zu beschreiben.)

### (3) Von Amphibien

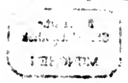
gedenkt Le Vaillant einer grossen Schlange, die durch ihr bloßes Anstarren einem Vogel konvulsivische Zukkungen verursachte. ***) — Zwischen dem Tafelberge und Löwenberge gibt es eine Menge grünlicher 4 bis 5 Fuß langer Schlangen. †) — Die am Kap sogenannte Kappenschlange (Roober-Kappel) wird 4 bis 8 Fuß

*) Le Vaillant, I. S. 167, 205. II. S. 97, 362, 408, 419, 421.

**) I. S. 125, 164, 165, 187, 188, 205, 351, 352. II. S. 419.

***) I. S. 83.

†) I. S. 121.



lang und ist sehr giftig. Sie schleicht sich bis in die Kolonistenhäuser. *)

Im Namaquaerlande fand Le Vaillant bei einer Quelle eine Schildkröte von besonderer Art, welche 12 Pfund wog. **)

(4) Von Insekten

sagt uns dieser Reisende sehr wenig. Er beschreibt bloß die Termiten oder weissen Ameisen, die er von denen, welche Smeathman beschrieb, verschieden fand. ***). — Mehrere Arten von Käfern, †) und eine Art dritthalb Zoll langer giftiger Raupen. ††)

Dies ist das Wichtigste, was auf diesem engen Raume, und in der beschränkten Zeit zur Beschreibung des Hottentottenlandes aus Le Vaillants zweiter Reise nachgetragen werden konnte.

*) Le Vaillant, I. S. 184.

**) II. S. 41.

***) I. S. 168.

†) I. S. 208. II. S. 72.

††) II. S. 76.

Ende des achtzehnten Bandes.

